Die

ſchöne Diana,

Berlins

erſtes öffentliches

Mädchen.

Berlin, 1794.

Bei Chriſtian Gottfried Schöne.

Motto.

Was geht mein grauer Rock euch an!
Ich bin drum auch ein Ehrenmann!
Was unterm grauen Rock hier ſteht,
Das habt ihr Herrn wohl lang verſchwitzt
In eurem ſtolzen Sammetpelz:
Gefühl der Demuth iſt der Fels,
Auf dem ſich's ſicher ruhen läßt;
Das glaubt ihr Herrn von Ehrenfeſt!

Der Mann im grauen Rocke.

Dedikation

an

ein liebes Publikum.

Liebes Publikum,

Kurzweg, weißt Du, nenn' ich immer meine Leute; denn ich denke, was sie sind, wissen sie selbst am besten; meinethalben magst Du, liebes Publikum, nun Hochgeboren oder Hochwohlgeboren, Wohlgeboren oder Hochedelgeboren, Hochwürden oder

Wohlwürden seyn, darum zankt Ihr euch allein — ich nenne Dich liebes Publikum, und mein Bückling, den ich hier dazu mache, ist ohngefähr so, wie der Herrn Geistlichen Kanzelbückling, den sie grade vor sich hin machen, und der allen, links und rechts, und hinter sich gilt.

Laß Dir, liebes Publikum, dieses Büchlein empfohlen seyn, und kauf' es hübsch fleißig; sei aber zuvor so gütig, und lies der Herrn Recensenten, besonders derer in der Litteratur-Zeitung, Urtheil darüber, damit Du gleich voraus weißt, wes Geistes Kind mein Buch ist, und was Du davon zu halten hast.

Willst

Willſt Du dann, wie Du bisher bei meinen Büchern gethan haſt, es bei dieſem wieder machen und lieber ſelbſt prüfen und ſelbſt leſen, als andern nachſprechen, ſo hab' ich auch nichts dawider und muß mir's gefallen laſſen.

So trocken ich auch bei dieſen Worten gern ausſehn möchte, ſo ſteigt mir doch, ich mag's zurückzwingen wie ich will, ein kleines Lächeln dabei auf, das wohl gar die Recenſenten Schadenfreude und falſchen Dünkel nennen könnten, das aber bloß eine kleine Dankbarkeit gegen das liebe Publikum iſt, das ſich an Recenſenten nicht kehrt, und meine Sachen immer recht freundlich aufgenom-

men hat — die Recenſenten müſſen alſo wohl nicht immer die Wahrheit ſagen.

Empfiehlt ſich zur ferneren Gunſt

Berlin, im Sommer 1794.

der Verfaſſer.

Dedikation

an die Recenſenten

freimüthigſt

vom

Verfaſſer.

Meine Herrn Recenſenten!

Bin deutſch und gradeweg, müßt mir's nicht übel nehmen; hab' ein Wörtchen auf dem Herzen an Euch, und das muß heraus.

Möchte wohl wiſſen, was Ihr eigentlich für ein Recht haben könnt, den guten Namen anderer zu verunglimpfen und ihr Verdienſt zu ſchmälern; das iſt doch wirklich nicht recht. Waren nicht ſehr viele

Eurer

Eurer bisherigen Recenſionen bloße Pasquille, die mehr auf die Perſon des Verfaſſers, als auf ſeine Schriften loszogen? Merkt Ihr nun gar, daß jemand für's Brod ſchreibt, dann iſt's um ihn gethan, dann glaubt Ihr, ihm nicht die geringſte Gerechtigkeit mehr wiederfahren laſſen zu müſſen; das iſt ja ganz inkonſequent gehandelt.

Als wenn Ihr nicht für's Brod ſchriebt! Macht uns nichts weis, wir wiſſen es ſehr wohl, daß Ihr dafür bezahlt werdet, und Euer gutes Einkommen habt, und daß Eifer für die Bildung und Vervollkommnung, die Ihr dabei bezwecken ſolltet, das letzte, und bei manchen gar nicht Statt findende Motiv ſei.

Das

Das kommt mir nicht gut vor; Bildung und Vervollkommnung würdet Ihr auch befördern, wenn Ihr das Schöne in den Schriften, in den Werken der Kunst und des Geschmacks zergliedertet, Verletzungen der Regeln deutlich und gründlich zeigtet, Euch des besudelnden Tadelns ganz enthieltet, und von denen Büchern lieber gar nicht Notiz nähmet, die zu gar nichts nütz sind.

Wenn des einen Kaufmanns Waare nicht so gut ist, als der andern ihre — was geht's den andern an, es ist ja sein eigner Schade! Ihr werdet mir doch wohl nicht einbilden wollen, daß die andern nun ein Recht hätten, und daß ihnen das eine Obrigkeit gut heiße, jener Waare ganz zu beschim-

ſchimpfen und allen Leuten zuzurufen: kauft ihm nichts ab — es taugt nichts.

Ein jeder ernähre ſich ſo gut er kann, wenn er nur nicht gegen die Geſetze handelt, das iſt mein Grundſatz und Ihr werdet mir's nicht anders lehren, und kein Anderer hat Recht, ihm ſeine Sachen ſchlecht zu machen.

Diejenigen unter Euch ſind wirklich ſchlechte Menſchen, und verdienen nicht, daß man ihnen einmal zutrinkt, die anderer Leute guten Namen zu nicht machen, weil ſie nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollen oder ſo klug ſind, als ſie ſelbſt ſcheinen wollen.

Vorrede.

Gütige Leſer und Leſerinnen,

Der Mann im grauen Rocke, der hier vor euch ſteht, iſt der Verfaſſer der Raritäten von Berlin und mehrerer anderer Schriften, die ihr wohl aufgenommen habt, und der bald unter dieſem, bald unter dem Namen: Hans Kaſpar Freideweis, je nachdem es der Charakter eines Buchs mit ſich bringt, erſcheinen wird. Wenn der gewählte Name den Charakter des Verfaſſers mitunter bezeichnen ſoll, ſo wünſcht er lieber für die Zukunft, und wenn ich meinen wahren Namen nicht nennen will, der Mann im grauen Rocke zu heißen, und ich möchte, daß ihr euch dann in mir einen Mann vorſtelltet, der

ſchlecht

ſchlecht und recht einherginge, ein Freund der Einfachheit und Reinheit wäre, mitunter etwas zu melancholiſcher Schwärmerei und zu einer, hin und wieder abſonderlichen Denk- und Vorſtellungsart ſich hinneigte. Und dieſen Namen würd' ich dann am liebſten vor die Schriften ſetzen, die ich nach meinem eignen Geſchmacke ſchriebe. Da ich aber auch fürs Brod ſchreibe, und dies für meine Ehre halte, weil ſich ein jeder redlich und ehrlich ernähren ſoll, ſo muß ich auch manches auf anderer Spekulation ſchreiben, und da will ich denn lieber Kreideweis heißen.

Die

Diana.

Die schöne Diana war die jüngste Tochter eines Unterförsters in einer kleinen Grafschaft. Ihr Haus stand mitten im Walde, umrauscht von feierlichen alten Eichen und umsäuselt von weißstämmigen, schlanken Birken. Daß hier Nachtigallen sangen, und Reh und schwarz Wildprett sich hüpfend begegneten, hört man schon an der Beschreibung des Terrains.

Mitten in der Natur war Diana erzogen, die liebste Tochter ihres Vaters, ein blühendes, schönes Mädchen.

Ein [illegible] Auge funkelte und blitzte unter ihrer weißen, schönen Stirne hervor, und alle übrigen anmuthigen Züge vereinigten sich damit, und bildeten das schönste, anziehendste Gesicht, das man sehen konnte.

Sie war eben so sehr der Liebling ihres Vaters, als ihrer seligen Mutter, die sie vor vier Jahren durch den Tod verloren hatte, und sie wurde wegen ihrer liebenswürdigen Heiterkeit und Lebhaftigkeit

auch von ihren Geſchwiſtern, einer Schweſter und einem jüngern Bruder, ſehr geliebt.

In dieſer erſtaunlichen, immer regen, immer gleichen Lebhaftigkeit war ſie ganz ihrem Vater gleich.

Er war ein guter, biederer Mann, hatte ſein Herz immer auf der Zunge und konnte nicht einen Augenblick ſtill ſitzen; immer mußte er ſich etwas zu thun machen. War er nicht auf der Jagd, ſo beſſerte er ſeine Geräthſchaften aus, machte eines und das andere für die Wirthſchaft, ſäete, pflanzte, ſchliff Meſſer, haute Holz, ſtrickte Netze, Jagdtaſchen, drehte Pulverhörner, beizte Schwarzdornſtöcke, erfand neue Fallen und Schlingen für die Raubthiere — kurz, er mußte immer etwas zu thun haben, ſonſt war er nicht glücklich.

Diana war ganz ſein Ebenbild; ſie konnte nicht einen Augenblick ſtill ſitzen, ohne ſich zu beſchäftigen, und gäb' es nicht ſo viel Gutes und Nützliches überall zu thun, ſie hätte Böſes thun, ſie hätte Schaden anrichten müſſen, um nur beſchäftigt ſeyn zu können.

Aber die Wirthſchaft gab dem guten Mädchen ſo viel zu thun, daß ſie nicht Zeit und Gelegenheit hatte, auf unnütze Dinge zu ſinnen.

So wuchs sie wie ein gesunder, blühender Baum empor, und Kraft und Leben war das Gepräge und der Ausdruck ihres Körpers.

Kränkelnde Städterinnen! Seht hier die blühende Stärke, die volle schöne Gesundheit! Bewegung und stete Beschäftigung ist die Mutter dieser Schönheiten! In Dianens Herz kann keine Leidenschaft wurzeln; sie läßt ihr nicht Zeit, sie brütet nicht wie ihr darauf; sie sucht und findet überall Arbeit, und da wird ihr Blut nicht dick und träge und schlammigt, und kann das Laster daher nicht ernähren. O sucht euch doch auch immer so viel als möglich zu beschäftigen, damit die Phantasie nicht zu glühend und zu mächtig in euch werde, und eure Seele und euren Körper verderbe; denn nichts schwächt den Körper und die Seele mehr, als das Nachhängen gewisser Bilder und Ideen, die bei ihrer Vorstellung eben so sehr, und noch mehr, als bei ihrer Ausführung, Kraft und Markverzehrend sind. Ach, und wohl dem, wer es kann, wer sich in freier Luft beschäftigt! Gesundheit, das edelste Gut, ist seine getreue Freudenschöpferinn; sie macht ihm die Erde zum Himmel!

Diesen Himmel hatte Diana; darum war sie auch immer heiter, und ließ sich keine Noth sehr zu

Herzen gehn; denn ſie war nur arm; aber wer zufrieden iſt, iſt reich.

Hüpfend, wie das munterſte Lamm in der Heerde, that ſie ihr Tagewerk, und dann ſchlief ſie ſo ſüß und erquickend darnach, daß der Morgen das fröhlichſte Mädchen in Dianen ſah.

Sie war itzt funfzehn Jahr, und ſtand in voller Blüte; ihr Herz war rein und ſchuldlos, wie das Herz eines Engels.

Um dieſe Zeit beſchloß ihr Vater, eine kleine Reiſe zu thun, um ſeinen alten Vater, der ſich ſo ſehr nach ihm ſehnte, und 11 Meilen von ihm entfernt lebte, noch einmal zu ſehen; er hatte Urlaub dazu erhalten, und ſein Sohn, der bei ihm die Jägerei erlernt hatte, konnte indeß die Wirthſchaft und das liebe Waldweſen für ihn verſehn.

Der Vater reiſte ab; Diana begleitete ihn eine halbe Meile weit und konnte nicht loskommen vom Halſe des Vaters, und lief dann in vollem Gallop, um nichts in der Wirthſchaft zu verſäumen, wieder zu Hauſe.

Dianens Bruder, der junge Jäger, war nicht ſo ein guter, unbefangner Menſch, als Diana; er hatte dem Vater ſchon viele Sorgen und beinahe graue Haare gemacht; denn er war von zwei Profeſſioniſten, zu denen ihn der Vater, ein Handwerk

zu lernen, gebracht hatte, fortgelaufen, und hatte seine Gesundheit durch Liederlichkeit verdorben.

So sehr ihn nun auch der Vater zeither in Zucht gehalten hatte, so hatte er doch noch immer heimlichen Anhang von diesen und jenen liederlichen Buben aus der Stadt, und mit diesen einmal recht wieder sein Wesen zu treiben, fand sich itzt eine gute Gelegenheit.

Kaum war der Vater daher einen Tag fort, so besuchte ihn schon einer aus dem nahen Städtchen, der ihm ein Buch mitbrachte, worüber sie sich recht heimlich freuten und was sie mit großen Augen ansahen.

Diana trat unbefangen hin und wollte es sehn; aber man wies sie ab mit den Worten: dazu ist sie noch viel zu jung.

Diana ging und lachte und hielt es für Schalkerei und für Bestrafung ihrer Neugierde; denn davon hatte sie eine große Portion bekommen.

Die beiden lockern Vögel gingen hierauf mit dem Buche nach der Gartenlaube und Diana hatte weiter nichts arges daraus, beschloß aber doch, sich alle Mühe zu geben, das Buch einmal zu erwischen, damit sie doch nicht ihren Willen hätten, ihr etwas verhelen zu können.

Gute Diana! Neugierde hat manchem Mädchen ſchon geſchadet, hüte dich! Diana that nach wie vor ihre Geſchäfte, konnte ſich aber doch nicht erwehren, zuweilen an die Gartenthür zu treten, um zu ſehen, ob ihr Bruder noch in dem Buche läſe.

Seit zwei Stunden hatte ſie ungefähr ſechsmal zugeſehn; ſie ging itzt zum ſiebentenmale hin; denn es ärgerte ſie mitunter auch ein wenig, daß er ſo unbrüderlich gegen ſie handelte und ihr das Buch nicht mittheilen wollte; ſie möchte ſogern einmal wieder eine Geſchichte leſen; nun iſt's ja wohl ſchon einige Jahre her, daß ſie keine Geſchichte geleſen hat; ſeit der Zeit hat ihr Vater niemals aus der Stadt ein Buch mitgebracht; ſie hatte gar nichts zu leſen, und ſie las doch ſogern.

Hatte ſie denn keine Bibel, fragt hier mancher in Gott lebende Chriſt.

Nein! die ſahe man im ganzen Hauſe nicht.

Alſo war der Vater wohl gar ein Freigeiſt?

Das war er nicht; aber er gab ſeinen Kindern die Bibel nicht zu leſen.

Dann iſt er auch ein Freigeiſt!

Das war er nicht, ich wiederhol' es; denn er war ein redlicher Mann und hütete ſich, ſeinen Nächſten zu beleidigen, und war ein redlicher Vater,

der's

der's mit seinen Kindern gut meint und ihnen keinen Fehler zu gute hält; sie durften ihm nichts Böses von andern wiedersagen, dadurch gewöhnten sie sich nicht an die Verläumdung; diese hielt er für den verderblichsten Fehler; auch durften sie nicht fluchen und schwören; er sagte dann immer, es sei unanständig und unsinnig, und unsinnige Worte, wobei man kein richtiges Verständniß sieht, müsse man eben so wenig sprechen, als böse, lügenhafte Worte.

Warum gab er ihnen denn aber die Bibel nicht zu lesen?

Weil er sie für schädlich hielt.

Wie, die Bibl, das göttlichste Buch für schädlich?

Ja, einige Stellen daraus liest er ihnen vor.

Warum nur einige?

~~Weil mancher zu dunkel~~ und unverständlich sind, und weil er sie selbst nicht versteht — und dann kann's auch den Kindern nichts nützen, meint er.

Die Geschichten darin sind doch aber alle deutlich.

Sie sind aber nicht alle unschädlich, sagt er, weil sie zu viel auf die Einbildungskraft meiner Kinder wirken und sie früher mit gewissen Dingen und ihrem Wesen bekannt machen, als nöthig ist

und als es die Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit erlaubte.

So dachte Dianens Vater, und seiner Tochter ging's daher nicht, wie so vielen Jünglingen und Mädchen, die unsre Tissots von einem gewissen Laster abschrecken zu müssen glaubten, das sehr viele durch dieses zu viele und genaue Beschreiben nun erst kennen lernten, und worauf bei Tausenden, Neugierde, Reiz und Versuchlust folgte, und das Laster selbst sich einschlich, und nachher weiter um sich fraß, als vorher.

Zurück zur Erzählung!

Diana ging also itzt zum siebentenmale nach der Gartenthüre, um zu lauschen, ob sie noch lasen, und fragte sich mit jedem Schritte neugierig, was das wohl für ein Buch seyn möchte und dachte, es müsse ein sehr unterhaltendes, gutes Buch seyn.

Da saß Niemand mehr in der Laube.

Husch, hüpfte sie nun in den Garten hinein — vielleicht hatten sie das Buch liegen lassen — es war nicht da.

Oder ob sie's etwa wo versteckt haben? — Dort sieht die Erde so frisch aufgewühlt aus; sicher haben sie's da eingescharrt.

Sie sucht sich einen Spaten und gräbt nach — wenn sie nur Niemand dabei stöhrt — sicher ist's hier!

Sie

Sie gräbt überall umher; — aber umsonst.

Noch nie hat sie die Neugierde so geplagt.

Da klingt eben die Gartenthür — wenn das ihr Bruder wäre — es ist ihre Schwester.

Was bist Du so bestürzt?

Ich? — ich? bestürzt?

Ja, Du sihst ja feuerroth aus!

Ich suchte hier etwas, und habe mich sehr gebückt.

Und da ist Dir's Blut in den Kopf geschossen, weißt Du, da kannst du tüchtige Kopfschmerzen bekommen; Du hast gewiß wieder heimlich einen Zitronenkern gepflanzt?

Ja!

Aber was bist du denn so schüchtern?

Ich? — je nein! ich suchte etwas.

Darf ich nicht wissen, was? (er sucht auch.)

(Dieses wird dann, wir werden nachher genauer erfahren, warum?)

O laß das Suchen, Du findest sie doch nicht — es war meine neue englische Stricknadel.

Hier liegen sie ja alle beim Strickzeuge.

Ach, so hab' ich mich versehn.

Itzt eben ist Pfarrers Friederike gekommen und wollte den Vater auf die Pfarre bitten, sie hat ihren Bruder los gekriegt von den Werbern.

O erzähle mir, wie das zuging?

Sie ist hingegangen zu unserm Herrn und hat ihn gebeten, er hat aber nicht gewollt; darauf ist aber eine sehr schöne, freundliche Dame gekommen — nun komm herein, sie soll's Dir selbst erzählen.

Sie gehn herein.

Diane möchte lieber das Buch suchen; denn warum ist des Pfarrers Ferdinand so ein liederlicher Junge und treibt sich auf der Grenze in den Wirthshäusern bei den Werbern umher? Er sollte das nicht thun, dann würd' er nicht angefochten.

Sie traten itzt in die Stube zu Pfarrers Friederiken.

Also Dein Bruder ist los?

Friederike.

Ja, ach der Junge macht dem Vater viele Noth — höre nur, da komm ich Dir zu unserm Herrn und bringe meine Sache an; aber das wollte nicht helfen.

Diana.

Nun, meine Schwester sagte mir von einer schönen Dame, die da gekommen wäre.

Friederike.

Das sich Gott erbarm', eine Frau war's nicht — eine Maitresse!

Diana.

Diana.

Wer iſt das?

Friederike.

Je nun, wie ſie heißt, das weiß ich nicht.

Diana.

Du ſagteſt es ja eben.

Friederike.

Nein, den Namen nicht; ich ſagte ja nur, was ſie iſt — Maitreſſe.

Diana.

Nun, alſo Madam' Maitreſſe?

Friederike.

Nein! So verſteh doch, weißt Du denn noch nicht, was Maitreſſe iſt?

Diana.

Ich frage Dich ja eben darum.

Friederike (lautlachend.)

O wie dumm! Nun, ſiehſt Du, das iſt unſerm Herrn ſeine Frau und iſt's auch nicht; denn getraut ſind ſie beide nicht; aber ſie ſchlafen doch bei einander.

Diana.

Das iſt aber unrecht; ſie müſſen ja getraut ſeyn — das iſt ſehr unrecht!

Friederike.

Ja, was Unrecht! Es iſt vieles Unrecht — man thut's doch! Nun höre nur weiter.

Diana.

Nein, Du mußt mir erſt ſagen, ob denn unſer Herr das nicht weiß, daß das Unrecht iſt.

Friederike.

Ei, das weiß er wohl; aber er kehrt ſich nicht daran.

Diana.

So dürften ſich ja andere Leute auch nicht daran kehren.

Friederike.

Das thun ſie auch nicht — es iſt auch keinem verboten, es eben ſo zu machen.

Diana.

O das müſſen böſe Menſchen ſeyn!

Friederike.

Nein, es ſind oft ſehr gute, das hab ich neulich noch geleſen — und ſo war das ſchöne Frauenzimmer auch — höre nur.

Diana.

Alſo, ſchön war ſie?

Friederike.

Ja wohl, heßliche wird er ſich nicht nehmen.

Diana.

Warum denn nicht? Es haben ja doch ſo viel Männer heßliche Frauen!

Friederike.

Ach, frag' ihn ſelbſt — Du frägſt zu viel — höre doch nur, wie mich nun unſer Herr abwies und ſagte: er könne nichts dazu thun; er hätte doch ſo viel Ausgaben — da trat gerade das ſchöne, junge Frauenzimmer herein — ach, hört Kinder, ſie war euch angezogen, wie ein Pfau, und blitzte wie lauter Karfunkel; ſie ſah mich freundlich an.

Diana.

Aber wie kann ſie denn freundlich ausſehn, wenn ſie böſe handelt und mit unſerm Herrn doch nicht getraut iſt.

Friederike.

Ach Du biſt eine Närrinn! So abergläubiſch iſt ſie nicht, wie Du, ſo ängſtlich iſt ſie nicht — höre doch nur weiter und unterbrich mich nicht immer — wie nun die ſchöne Perſon mich ſo freundlich anſahe und unſern Herrn fragte: was ich wollte, da bekam ich Muth, ich ging zu ihr und küßt' ihr die Hand und bat ſie, ein gütiges Fürwort zu ſprechen.

Diana.

Nun, was that ſie?

Friederike.

Hab doch nur Geduld; ſie drückte mir die Hand und ſprach: was ich dann thun kann, recht gern.

Diana.

Das war ſehr brav — nun bin ich ihr gut.

Friederike.

Nun ging ſie zu unſerm Herrn und that ihm ſehr freundlich.

Diana.

Und er?

Friederike.

Schüttelte mit dem Kopfe.

Diana.

O Pfui! Das war häßlich.

Friederike.

Nach einer kleinen Weile ſagt' er dann — wie viel wollen denn die Werber zur Auslöſung Ihres Bruders haben? — ich antwortete, wie's wahr iſt, 200 Rthlr., denn mein Bruder iſt groß und ſchön. Ich kann nicht, ſagte unſer Herr — ſo gern ich auch wollte; nun da weint' ich — das rührte das ſchöne Frauenzimmer — da trat ſie zu ihm hin und ſagte: ja thun Sie's! Ziehn Sie's mir an meinem Jährlichen ab.

Diana.

Ach das war himmliſch; nun bin ich ihr recht gut.

Frie-

Friederike.

Und darauf sagte unser Herr gleich: ja, und hat den Werbern das Geld gezahlt.

Diana.

O, unser Landesherr ist ein lieber, schöner Herr.

Friederike.

Schade nur, daß Dein Vater nicht da ist, mein Väterchen will ihm nun gern alles umständlich erzählen; mein Bruder ist auch schon heute früh zurückgekommen, er wird nun wohl aus Schaden klug geworden seyn; wer weiß, wozu es gut ist.

Itzt hüpfte Pfarrers Friederike davon und Diana war voll von Freude über den guten Herrn und die wohlthätige, uneigennützige Maitresse. Wenn das solche gute Geschöpfe sind, dachte sie, dann kann der Herr wohl mit ihnen umgehn, das verdenk' ich ihm nicht.

Ei, ei, Jungfer Dianchen dachte wirklich etwas zu übereilt, wirft hier manche Dame ein, die ihre keusche Nase rümpft, Gleichgültigkeit gegen dies Laster ist schon der erste Schritt selbst auf die Lasterbahn.

Die keusche Dame hat Recht; aber Jungfer Dianchen hatte auch nicht Unrecht; nun nimmt sie

sich

ſich vor, gleich wieder in den Garten zu gehn und nach dem Buche zu ſuchen.

Sie wußte ſelbſt nicht, was ſie ſo ſehr an dieſes Buch zog — wer weiß auch, ob es nicht eins von den ſchlechten, verderblichen Büchern iſt, vor denen man ſich hüten müſſe, wie ihr Vater immer ſagte — davon will ſie ſich indeß doch erſt überzeugen.

Und ihr hüpfte ſie wieder in den Garten hinein — wenn nur der Bruder nicht! — ſie ſucht noch hin und wieder — halt, da haben ſie's hinter ein Beet geſteckt.

Mit ſchlagendem Herzen nimmt ſie's herunter, eröffnet es — es hat keinen Titel — er iſt ausgeriſſen, gleichſam, als ob es ſich ſchämte, ſich von einem rechtſchaffenen Menſchen kennen zu laſſen.

Sie blätterte es auf — da war ein Kupferſtich — und lauter nakte Menſchen waren darauf abgebildet — pfui! ſprach ſie, und warf es weg.

Das Buch lag nun da auf der Erde; gewiß war's eins von den anſtößigen, ſchlechten Büchern, ſie kann es nicht wieder aufnehmen — was kümmert ſie's, mag es liegen bleiben.

Aber, wenn ihr Bruder nun kommt — und er merkt's, daß ſie's geſehn hat — ſie will's lieber wieder dahin ſtecken, wo ſie's fand.

Mit

Mit einer Miene, die beinahe an Mitleiden grenzte, als ob ſie das Buch bedauerte, daß es von ihr nicht geleſen werden dürfte, nahm ſie es von der Erde auf — und um doch dem Buche nicht Unrecht zu thun, will ſie's lieber noch einmal anſehn — das bloße Anſehn wird ja nicht ſchaden.

Sie nimmt es wirklich auf, ſieht herein und verweilt länger mit dem Blicke; ſie will's wieder wegwerfen; aber ſie hält's feſt und lieſt ſogar einige Seiten.

Ehe wir weiter erzählen, was Diana that, melden wir, daß es eins von den ſchmutzigen Büchern war, welche die Sünden der Unzucht in den wollüſtigſten und unnatürlichſten Abbildungen ſchildern.

Dieſes Buch hatte nun noch außerdem das Gefährliche, daß es dieſe Schamhaftigkeiten und Schändlichkeiten ſehr vertheidigte und mit elenden Sophiſtereien dieſem Laſter das Wort ſprach.

Ein Mädchen war freilich eben ſo wenig, als ein unbedachtſamer Jüngling im Stande, das Unrichtige in dieſen faden Raiſonnements und in dieſen ſchlüpfrigen Schlüſſen ſogleich einzuſehn, und wenn ſich, wie gewöhnlich, das Blut des Leſenden damit komplottirt, dann hat das Buch gewonnen Spiel.

So war's beinahe itzt mit Dianen.

Bloß aus Neugierde blätterte ſie in dem Buch und las hin und wieder ein Blatt — und ſie warf es nicht wieder weg — es ließ ſich nicht übel leſen — meinte ſie, ob es gleich dummes Zeug ſei, ſie brauche ſich ja davon nichts anzunehmen.

Je mehr ſie las, je mehr behagte das Buch.

Es kam ihr wirklich beinahe vor, als ob ihr Vater zu ängſtlich dachte — das Buch kann ihr ja doch weiter nicht ſchaden — ſie hat ja das Thun und Laſſen, und leſen kann man ja wohl ſo etwas.

Sie las itzt mit ſichtbarem Vergnügen weiter und der Blick wurde immer brennender, die Röthe des Geſichts immer höher, der Buſen wallte immer ungeſtümer.

Ein paarmal zitterte die Hand, die das Buch hielt — wenn nun der Bruder käme, dachte ſie, und ſie las ſchneller, ſchlug aber das Blatt nicht um, las immer fort und blieb doch immer auf einer Seite. Da mußte etwas ſehr merkwürdiges ſtehn; ſie las ſich nicht ſatt daran.

Sie athmete itzt tief herauf, legte die Hand an den Kopf, als wenn ſie nachdächte — ſie ſah ſtarr auf die Erde. Eine Kröte ſprang dicht an ihren Fuß hin, ſie ſah es nicht, ob ſie ſich gleich ſonſt erſtaunlich vor dieſem Thiere fürchtete; ein Schmetterling ſetzte ſich auf ihren Arm — ſie merkt' es nicht.

Plötzlich fuhr itzt, bei Erblickung eines ſehr ſchmutzigen Kupferſtichs, der Gedanke in ihre Seele: wenn das der Vater wüßte — wenn er itzt ſo hereinträte! Ein Fieberſchauer durchfuhr ſie dabei — unwillkührlich ſchlägt ſie das Buch zu, geht leiſe auf den Zehen, als ob ſie verrathen zu werden fürchtete, ſteckte das Buch wieder unter ein Brett der Laube und geht in die Stube.

Sie iſt kaum einige Minuten in der Stube, ſo kommt ihr Bruder mit ſeinen Kameraden zurück und tritt ſchlaulächelnd herein.

Er ruft itzt Dianchen zu ſich und flüſtert ihr ins Ohr: geſteh' es nur, loſes Mädchen, haſt Du nicht das Buch im Garten in Händen gehabt?

Nein!

Lüge nur nicht, ich weiß es doch —

Nein! — — Was denn für ein Buch?

Als wenn Du's nicht wüßteſt.

Ich weiß von nichts.

Je Du biſt ja auch darin abgemalt.

Ich weiß nicht, was Du willſt.

Deine ganze Röthe beweiſt es ja — was ſchadet's denn auch?

Ich habe kein Buch geſehn.

Nun gut, es ſchadet ja auch nicht — es hätte ja auch nichts zu ſagen, Du haſt Menſchen geſehn

und haſt ſie als Menſchen handeln ſehn. Es iſt nicht alles ſo, wie die Alten ſagen — die haben das Leben genoſſen, aber die Jungen ſollen einſitzen, wie die Dachſe, nicht wahr, Du da, Brüderchen?

Ja wohl, Brüderchen: Nein! das Leben genießen, iſt beſſer!

Nun ſage mir, Schweſter, wie haben Dir die hübſchen Kupfer gefallen?

Ich weiß nicht, was Du willſt — laß mich!

Nein, nicht eher, als bis Du aufhörſt zu lügen.

Wenn ich's denn nun auch geſehn hätte, ich würde doch die Kupfer nicht angeſehn haben.

Siehſt Du, da biſt Du ertappt, Demoiſell; alſo weißt Du doch, daß Kupfer darinn ſind, die Du nicht anſehn darfſt — Ha, verrathen, verrathen!

Nein! Nein! Du machſt mich ganz irre, ich habe nichts geſehn.

Es lag aber doch auf einem ganz andern Orte, als wohin ich's gelegt hatte.

Nein!

Nein? Da verräthſt Du Dich ja ſchon wieder, Du weißt doch alſo, daß es ungefähr da gelegen hat.

Geh, Du biſt nicht klug!

Was hilft doch das Läugnen, es thut ja nichts — wir ſind alle Menſchen, und ich werde mich nicht mehr an die Reden des Vaters kehren.

Nun adieu, Schweſter! Nun gehts nach der Stadt, wir wollen das heute noch wirklich ausüben, was dort abgebildet ſtand.

Diana weinte vor Ungeduld über den heßlichen Bruder, der ſie ſo beleidigt hatte, ſie will nicht ſo ſchändlich handeln, als er.

Sie war voll tiefer Reue, daß ſie das Buch nur eines Blicks gewürdigt hätte.

Zum erſtenmal in ihrem Leben war itzt Diana recht im Ernſt mit ſich unzufrieden; ſie machte den ganzen Tag kein freundliches Geſicht mehr, und es war Ausſicht da, daß ſie die ganze Nacht vor Unruhe nicht ſchlafen würde.

Der Abend kam; die dummen, heßlichen Geſtalten, die ſie da in dem Buche geſehn hatte, gaukelten noch immer vor ihrer Phantaſie her.

Sie war ſelbſt ärgerlich darüber, und doch ließen ihr die Bilder keine Ruhe.

Sie legte ſich zu Bette; aber kein Schlaf wollte ſie beſuchen. Das Buch lag vor ihrer Seele mit allen ſeinen ſchlüpfrigen Bildern: es ſtand vor ihren Augen, wenn ſie ſie auch feſt zukniff.

Sollte dein Vater wirklich Unrecht haben? ſo ſprach eine Stimme im Herzen; eine andere antwortete: gewiß nicht! — doch vielleicht.

Aber was hätt' er davon, daß er's mir verbietet, ſolche Bücher zu leſen, wenn ſie nicht wirklich ſchädlich wären.

Der Vater iſt zu ängſtlich, er ſtellt ſich ſeine Tochter ſchwächer vor, als ſie iſt, ſie wird ſich gewiß nicht verführen laſſen.

Er traut auch wirklich ſeinen Kindern zu wenig Standhaftigkeit zu; freilich bei dem Bruder hat er nicht Unrecht; aber bei uns Mädchen — —

Wie, wenn die Maitreſſe ſo ein Geſchöpf wäre, als ich ſie in dem Buche abgebildet geſehn hätte — ja, das wäre freilich nicht gut; aber wenn ſie ſo edel handeln kann und mit dem ihrigen, einen armen, leichtſinnigen Menſchen aus dem Elend erlöſt — ach, das iſt doch auch ſo unausſprechlich ſchön, daß man ihr viel andre Fehler vergeben könnte.

Nun erſt verſteht ſie es, warum Paſtors Ferdinand immer hat mit ihr allein ſeyn wollen — das war ſehr ſchlecht, und ſie wird ihm darüber tüchtig die Wahrheit ſagen.

Und Unrecht iſt's gewiß — ſonſt wär ihr Vater nicht ſo dagegen! Nun will ſie auch einſchlafen —

ſie will gar nicht mehr an das Buch denken — und wenn's auch nicht Unrecht wäre, ihr Vater hat doch einmal verboten, ſie ſoll nichts leſen, was ſie nicht zuvor ihm gezeigt habe.

Ich ſei auch darin abgebildet, ſagte mein Bruder? — —

Itzt drückte Diana die Augen zu und wollte nichts mehr ſehen, hören und denken; doch der letzte Gedanke war der gefährlichſte für ihre bisherige Unbefangenheit.

Man kann es dem Leſer ſelbſt nicht recht deutlich ſagen, warum grade jener Gedanke ſie ſo unruhig machte; genug, ein jeder gehe in ſeine eignen Gefühle zurück und bemerke hiebei, daß ſich in Dianens Seele itzt eine Menge Nebenideen an einander reihten, wovon die eine immer der andern zu Hülfe kam und eine immer mehr die andere ins Licht ſetzte.

Diana war ein Mädchen und hatte Mädchentriebe und Gefühle, und als ein ſolches, verwechſelte ſie ſich itzt mit jenen — wenigſtens merkte ſie, daß ſie jener ihrem Körper doch nicht unähnlich war.

Wenn wir nicht zweideutig ſeyn wollen, können wir dies nicht weiter erklären; kurz, dieſer Ge-

danke hatte viel vergiftendes und schädliches für ihre Seele.

Sie warf sich unruhig im Bette umher; sie dachte itzt an den Werbeoffizier, der sie neulich so freundlich angeredet und ihr die Hand gedrückt hatte, und es war ihr itzt lieb, daß er so artig gegen sie gehandelt hatte.

Itzt fiel ihr ein, daß die Mädchen, die beim Herrn wären, wohl viel Geld haben möchten, und alle die schönen Kleider und Aufsätze und goldnen Uhren und silbernen Schnallen und Ringe, die diese schönen Mädchen haben, spiegelten sich itzt vor ihr — freilich das war recht schön; — aber sie sind doch nicht rechtmäßig erworben — pfui! sie will sie nicht — lieber möchte sie betteln gehn.

Ob man aber durch vieles Gute nicht ein kleines begangnes Böse wieder gut machen kann? Sie denkt itzt an die Edle, die Ferdinand erlöste?

Kleines Böse? —

Vater sagt: nichts ist klein auf dieser Welt — Das Kleinste hat oft große Folgen, und diese lassen sich nicht voraussehn und berechnen.

Wieder gut machen?

Vater sagt: es läßt sich auf der Welt nichts wieder gut machen; den Schaden, den eine böse Handlung angerichtet hat, kann man nicht unge-

ſchehn machen, nicht aus der Welt wegnehmen, wenn man auch noch ſo viel Gutes thut — eben ſo wenig, wie ſich etwas einholen läßt, eben ſo wenig läßt ſich etwas gut machen, ſagt er; denn unter der Zeit, daß ich etwas verſäumtes nachhole, könnt ich wieder etwas anders thun; alſo bleibt das Verſäumte immer verſäumt; ich bleibe mir immer die verſäumte und verlohrne Zeit und die verlohrnen Geſchäfte ſchuldig, bis in Ewigkeit.

O Gottlob, daß ich nicht ſo bin, wie jene, ſchlägt Diana an ihre Bruſt — ich bin doch beſſer.

Freilich wohl, was dort in dem Buche ſtand, ſchien nicht ganz verworfen werden zu können; aber warum empfind' ich denn nach befriedigtem Hunger und Durſt keine Reue?

Und warum gereut es die nachher immer ſo ſehr, die liederlich waren. Es läge in der Einbildung und in den, durch die Erziehung eingeſognen Gefühlen und Grundſätzen, ſagt das Buch.

Nein, es hat Unrecht; mein Vater hat noch nie mit mir davon geſprochen, und ich würde mich doch ſchämen.

Und dann iſt's auch wider die göttliche Ordnung und wider unſre Landesgeſetze, und wenn ich das auch noch nicht ſo recht verſtehe — es muß doch wahr ſeyn; mein Vater lügt nicht und der Herr

Pfarrer auch nicht, wenn er ſagt: Liederlichkeit iſt wider die Ordnung Gottes und der Obrigkeit.

Nun hat ſie ſich völlig wieder geſammelt; ſie will an das heßliche, verführeriſche Buch nicht mehr gedenken; ihr Vater hat Recht, und wenn tauſend Bücher das Gegentheil ſagten, ſie würde ihm glauben und folgen und ſich ſeine Lehren und ſeinen guten Rath heilig ſeyn laſſen; denn er meint's gut mit ihr, und beſſer, als alle übrigen Menſchen.

Mit dieſem Gedanken ſchlief ſie ruhig und ſüß ein.

Ich habe meinen Leſern abſichtlich dieſe Auftritte etwas ausführlich beſchrieben, damit ſie daraus genau Dianens Charakter kennen lernen.

Das ſieht man wohl: Felſenfeſt iſt Diane nicht — das ſollte auch kein Mädchen ſeyn. An ihre außerordentliche Neugierde mag ſich leicht, bei vorfallenden Gelegenheiten, eine verſchwiſterte Lüſternheit ſchließen, und Lüſternheit — hat man oft erfahren, fällt ſehr oft auf unrechten Geſchmack und ſchädliche Speiſen.

Aber ihr guter Genius wird ſie nicht fallen laſſen; man ſieht, er ſtellt ihr zu rechter Zeit noch die weniger vortheilhafte Seite eines Gemähldes hin, damit ſich ihr Geiſt nicht verirre.

So viel iſt gewiß, außerordentliche Liebe zu ihrem Vater, die das vollwichtigſte, uneingeſchränkteſte Zutrauen an ſich trägt, war bei ihr das beſte Mittel, ſich zu ſammeln und ſich an Pflicht und Tugend zu erinnern.

Ein wichtiger Grund, ihr Eltern, euch die wahre, nicht die ſchmeichelnde Liebe eurer Kinder recht zu erwerben und zu bewahren, die Liebe, welche es euch feſt und unveränderlich zutraut, daß ihr es immer gut mit ihnen meint, daß euer Rath immer der beſte iſt, daß nicht Eigenſinn und gräm-liche Laune und Grillenfang ihnen erlaubte Vergnügen verſagen wird und das alles, was ihnen abgeſchlagen wird, zu ihrem wahren Beſten gereicht, und daß ſelbſt dann die Abſichten der Eltern gut ſind, wenn Kinder ſie auch nicht verſtehen und die Gründe davon nicht erfahren.

Wenn ihr dieſes Vertrauen euch bei Euren Kindern zu erwerben wißt, dann werdet ihr ſie vor vielen Fehltritten bewahren können, ihr werdet dann immer als ihre weiſern Freunde, nicht als ihre Befehlshaber auf ſie wirken. Um es dahin zu bringen, ſo wird es freilich nöthig ſeyn, wenn ihr, um den Argwohn, als handelt ihr eigenſinnig bei euren Befehlen und abſchläglichen Antworten, zu vermeiden, ſo viel als möglich, ihnen immer die

Grün-

Gründe anzeigt, warum ihr dies und jenes wollet, oder es verbietet, und da, wo ihr wichtige Ursachen habt, diese Gründe nicht angeben zu wollen, eure Kinder mit Liebe, nicht mit Härte und Despotenſinn an euch zieht und es ihnen feſt verſichert, daß ihr es gewiß gut mit ihnen meinet.

Unterdeſſen war die Zeit bis zur Ankunft ihres Vaters beinahe vergangen; morgen hat er versprochen, wieder zurückzukommen; ſie freut ſich dazu recht herzlich; denn ſie liebt ihren Vater über alles.

Indem ſie noch dies denkt, hört ſie die ſchreckliche Nachricht: ihr Vater ſitze zwei Stunden weit von hier als Miſſethäter im Thurm', er habe einen todtgeſchlagen.

Schrecklicher kann dem nicht ſeyn, der ſelbſt das Todesurtheil über ſich geſprochen hört, als Dianen die Nachricht vom Unglück ihres Vaters.

Nein! es iſt nicht möglich, rief ſie, das kann mein Vater nicht ſeyn! es iſt nicht möglich! er iſt ein redlicher Mann, er kann kein Mörder ſeyn!

Die Sonne war ſchon hinunter; aber ſie machte ſich dennoch auf den Weg, ſie muß ſehen, wo ihr Vater iſt, und nun läuft ſie in wilder Angſt Feldein dem Orte zu, wo ihr Vater ſeyn ſoll.

In dieser Angst sieht sie nicht genau auf den Weg; sie verirret sich; die Mitternacht ist schon da, sie hört keinen Hund bellen, sieht nirgends Licht; sie läuft wie in der Raserei umher.

Ermattet, wirft sie sich nieder und weint um ihren Vater und fleht den Himmel an, ihn zu retten und ihr doch nur einen Weg zu zeigen.

Der Himmel hörte ihr Bitten; denn der Morgen brach an, und mit ihm in Dianens Seele Muth und Aussicht, den Weg zu finden.

Ihre Kräfte waren wieder hergestellt — ihr hörte sie Hunde bellen; nun muß ein Dorf nicht weit seyn — da öffnet sich schon vor ihr der Büsch — sie sieht schon Häuser!

Nun läuft sie in wilder Unruhe darauf zu und frägt und schreit jedem ihr begegnenden zu: wo ist mein Vater!

Man kennt sie nicht und lacht und hält sie für wahnsinnig, und Diana schimpft auf die unbarmherzigen Menschen, die ihr nicht sagen wollen, wo ihr Vater ist, und die bei ihrem Unglücke lachen können.

Da begegnet ihr so eben der Prediger vom Dorfe — wo ist mein Vater! rief sie diesen eben so im wilden Schmerze an.

Er erblickt das Geſicht der Leidenden, und itzt hört er den Ton der Angſt noch mit gröſſerm Bewuſtſeyn, er geht ihr näher und frägt:

Wer iſt Ihr Vater?

Ein guter, lieber Vater, ach! Wo iſt er! Nein, mein Vater iſt kein Mörder, er iſt ein ehrlicher Mann, ein zärtlicher Vater!

Mein gutes Kind, Sie ſind doch nicht etwa die Tochter des Mannes, der geſtern hier im Walde ein Wilddieb geweſen iſt, und dann einen Menſchen erwordet hat.

Bleich und ſtarr ſtand Diana da. Ja, konnte ſie auf dieſe Frage nicht antworten; denn ſo konnte ihr Vater nicht handeln.

Itzt richtete ſich ihr Auge von der Erde auf — es riß ſie zuſammen; ſie fuhr dem Prediger nach der Hand und fragte mit wildem Tone: was? Mein Vater wär' ein Mörder?

Der Prediger prallte zurück; denn Dianens Geſicht hatte völlig den Ausdruck des Wahnſinns; er ſah ſie am ganzen Leibe zittern, die Augen ſtarrten wild ihn an; er ſetzte den Fuß zurück und dachte in aller Stille ſich zurückzuziehen; ſo angſt war ihm kaum geweſen, als er einſt als Feldprediger mit der Bagage gefangen wurde.

Was? Mein Vater wär ein Mörder! ein Dieb! fragte sie itzt noch einmal und trat ihm dicht unter die Augen — und schlug dann ringend die Hände über den Kopf zusammen — Grausamer Mann! das ist mein Vater nicht! O ihr Menschen! wozu wollt ihr meinen Vater machen! Er ist so ein edler, herrlicher und frommer Mann! Wenn ihr ihm begegnetet, ihr würdet's ihm gleich ansehen, daß er so gut, so bieder ist, und den Hut vor ihm tief abziehen.

Kind, ich kenne Ihren Vater nicht, sprach der bestürzte Prediger.

Gottlob! Also ist er's nicht — Sie kennen ihn nicht — o dann ist er's gewiß nicht! Nein! Er kann's auch nicht seyn! Sie sollen ihn kennen lernen, ich will ihn zu Ihnen führen, dann sollen Sie sehen und sagen, daß er kein Dieb und Mörder seyn kann — Nicht wahr, guter Mann?

Aber wer ist, und wo ist denn ihr Vater, gutes Kind?

Hier soll er seyn in der Nähe; ach, er ist seit vierzehn Tagen verreist, seinen alten Vater zu besuchen, und nun sollte er schon gestern zurückkommen, und ist noch nicht gekommen — o helfen Sie mir ihn suchen — da gehör' ich zu Hause — kommen Sie, guter Mann!

Das ungeſtüme Mädchen zog den Prediger mit aller Gewalt fort und bat ihn, ihren Vater zu ſuchen.

Aber wo ſoll er denn ſeyn?

Hier den Weg muß er kommen; er hat ja ſeinen Vater beſucht.

Armes Kind! Ja, ja! Es iſt gewiß Ihr Vater; ich hör' es an Ihrer Beſchreibung.

Da ſahe man ſo eben einen Trupp Menſchen von weitem herkommen; Gewehre blitzten her durch die Ferne — gewiß haben die Herren Werber wieder ein Netz voll, ſprach der Prediger.

Die böſen Werber haben unſers Predigers Sohn auch erhaſcht; aber er iſt wieder los.

Gott im Himmel, ſagte der Prediger; ich hör's, Sie ſind gewiß die Tochter jenes unglücklichen Mannes!

Mein Vater unglücklich? — Nein, er kann nicht unglücklich ſeyn; er iſt ſo gut und redlich, und thut, was Recht iſt, und da ſagt unſer Pfarrer, kann es einem nicht ganz unglücklich gehen.

Wie kann ein ſo abſcheulicher Menſch Vater einer ſo edlen Tochter ſeyn, dachte der Pfarrer und ſchüttelte mit dem Kopfe — wie iſt das möglich, und itzt war der Zug beinahe heran.

Es ſind Bauern, die den Zug führen — es muß ein Arreſtant ſeyn! Gott erbarme dich! ruft plötzlich mit wildem, verzerrten Geſicht Diana, und reißt ſich von den ſie aufhaltenden Armen des Predigers los, dringt in den bewaffneten Haufen ein, und hängt itzt am Halſe, eines zur Erde gebückten, an Händen und Füßen geſchloſſenen Mannes, am Halſe eines Wilddiebes und Mörders, am Halſe ihres immer ſo zärtlichen Vaters.

Zurück! ruft der Anführer, zurück!

O, erbarmt euch! Es iſt mein Vater!

Zurück! Wir können uns nicht aufhalten!

Erbarmt Euch, mein Vater iſt unſchuldig!

Ein Dieb, ein Mörder iſt unſchuldig! lacht einer laut auf.

Er hat meinen Bruder todgeſchlagen, und er ſoll unſchuldig ſeyn? fort mit der Beſtie!

Diane umfaßt die Knie des Anführers und bittet um Erbarmen für ihren Vater, bittet, ihn loszulaſſen; man ſtößt ſie fort, und ſie fällt ſinnlos zur Erde.

Sei ruhig, meine Tochter, ruft ihr der Vater zu, ich bin nicht ſo ſchuldig, als ſie mich machen; meine Richter werden's unterſuchen.

Dieſe Worte rufen Dianen wieder ins Leben zurück; ſie führen den Vater weiter fort; der Prediger beſänftigt ſie und zeigt ihr die gewiſſe Errettung des Vaters, wenn er unſchuldig iſt.

Ja, das iſt er gewiß, ruft ſie laut aus und will dem Zuge nachlaufen; aber der Prediger hält ſie zurück und führt ſie mit ſich in ſein Haus.

Aber wohin führen ſie meinen Vater, die Unmenſchen? —

Nach der nächſten Stadt, zur Obrigkeit, die es ruhig und gerecht unterſucht, ob ihr Vater ſchuldig iſt oder nicht und die gewiß nicht ungerecht richtet.

O, Gottlob! dann iſt mein Vater gewiß nicht unglücklich, dann ſeh' ich ihn bald wieder, den lieben Vater!

Der Prediger brachte ſie durch vieles Zureden und durch manche tröſtliche Vorſtellung dahin, daß ſie ihm verſprach, es ruhig abzuwarten, und er ſchickte ſie am folgenden Tage mit ſeinem Wagen nach ihrem Vaterdorfe.

Zwar hatten ihre Geſchwiſter ihren Vater auch lieb; aber ſo unruhig, ſo gramvoll war doch keine, als Diane; ſie wollte ſich beruhigen, und konnte nicht.

Sie wanderte Tags darauf nach der Stadt;

über-

überall erzählte man sich von dem eingebrachten Mörder — schreckliche Worte für Dianen!

Da stand vor ihr der schwarze Thurm, worin ihr Vater gefangen saß; grausender Anblick! er zerreißt das Herz der zärtlichen Tochter.

Sie geht zu dem Kerkermeister und bittet, sie zu ihrem Vater zu lassen und sich zu erbarmen.

Er schlägt's ihr ab; eh' er nicht verhört ist, darf Niemand mit ihm sprechen.

Mein Vater ist unschuldig.

Hier sitzt Niemand, der unschuldig ist.

Er ist unrecht angeklagt.

Das geht mich nichts an, das wird sich finden.

Es geht ihn nichts an, ob einer schuldig oder unschuldig ist.

Nein! sag' ich.

Ach, daß Gott sich erbarm'! Was ist er für ein harter Mann!

Marsch, pack sie sich, daß sie fort kömmt, sonst nehm ich die Peitsche.

Diana bebte zurück vor den Unmenschen; aber sie faßte sich wieder. Ich will ihm ja gern geben, was er haben will, laß er mich doch nur mit meinem Vater sprechen.

Nun, ich will sehn, was ich thun kann, sie müssen's mir nicht übel nehmen; wir Leute sind ge-

nug geschoren, wir sind auch des Lebens satt und müde, unser eins ist ja selbst nichts weiter, als ein Gefangner Zeitlebens.

Hier hat er Geld — laß er mich nur meinen Vater sprechen.

Heute nicht, liebes Kind; aber so bald er verhört ist, dann können Sie alle Tage kommen; ich verliere meinen Dienst, wenn ich es heute thäte.

Aber es erfährt ja niemand.

Ach, Sie wissen das nicht; mir wird überall aufgepaßt; wie leicht könnte einer von den Rathsdienern kommen — das sind die rechten! Wo sie mich stürzen könnten, thäten sie's nicht mehr wie gern.

Hier, Freund, hat er acht Groschen; laß er mich herein.

Sehn Sie, Sie wollen mich unglücklich machen, und ich darf gewiß nicht.

Ja, ja! er kann, ich lege noch hinzu: hier sind noch vier Groschen — wer wird's denn verrathen?

Ich kann wirklich nicht; du lieber Gott, das Geld könnte mir wohl helfen; aber ich kann nicht wider mein Gewissen handeln.

O, laß er doch das Gewissen.

Nein,

Nein, nein! das laß ich mein Tage nicht wieder; ich habe einmal dagegen gehandelt, da hab' ich meinen Buckel gefühlt.

Nun, so nehm er doch nur, hier ist ein Gulden.

Ach, was Sie mich quälen und in Versuchung führen, und hernach gingen Sie denn hin und gäben's an, dann wär' ich ein geschlagner, unglücklicher Mensch! — ei, ei, mein liebes Kind!

Pfui, das wäre schändlich, wenn ich das thun wollte; dafür kann er sicher ruhen — nun, besinn' er sich doch nicht lange.

Sie drückt's ihm in die Hand; er schweigt und besinnt sich, gibt ihr's itzt zurück, mit den Worten: nein! hören Sie, es geht wirklich nicht an, ich mag's bedenken, wie ich will; sehn Sie, ich würd' es ja nehmen — ein Gulden ist für unser einen schon ein schöner Bissen, da hat man ja bald einen Species-Thaler zusammen.

Halt! denkt Diane, und bietet ihm itzt ein Thalerstück.

Der Mann lächelt und sieht den Thaler behaglich an; ei, ei, was können Sie bitten, verrathen Sie's nur ums Himmelswillen nicht!

Hier ist meine Hand, lieber Mann! ich bitte ihn, das nicht zu fürchten. Und itzt stieg der durch

Geld erweichte Mann, Dianen an der Hand, in den Keller hinab.

Hier iſt die Thür! Still, ſtill! winkte der Kerkermeiſter, daß ſie's nebenbei nicht hören, und itzt lag ſie zu den Füßen des beſtürzten Vaters, der auf einem Stein ſaß und die Hand an den Kopf hielt: ach meine Diana, biſt du's?

O mein Vater! Armer, unglücklicher Vater!

Sei ruhig, liebe Tochter, der Himmel wird alles gut machen.

Aber wo kommen Sie hieher, mein lieber Vater? Was bringt Sie in das Unglück?

Hier war eine lange Pauſe; Diana lag am Halſe ihres Vaters und ſchluchzte ihren Schmerz aus; der arme Vater war ſprachlos bei dieſem Grame, und er ſtieß einmal übere andere mit einem Seufzer aus: Gott, womit hab' ich dieſes ſchreckliche Unglück verdient!

Es kann alles gut werden, ſprach der Kerkermeiſter, der ſeinen Thaler weg hatte; unſer Landesherr iſt ein gnädiger Herr.

Vater und Tochter waren in tiefen Schmerz verſunken; ſie hörten nicht auf dieſen Troſt; der arme Vater wünſcht ſich den Tod in dieſem Augenblick, um nicht länger das Spiel des Schickſals zu ſeyn.

Neun Jahre ſind es nun her, ſprach er, und ich weiß keinen Tag, wo ich nicht irgend einen Kummer, irgend ein Leiden gehabt hätte; ich bin nicht undankbar; ich vergeſſe es wahrlich nicht, wenn ich eine Freude habe; aber der Leiden waren doch ſo ungleich mehr, daß ich gar nicht daran denken mag.

Ich, lieber Vater, habe Ihnen doch nie Leiden gemacht?

Ach nein! Du warſt noch mein einziger Troſt; Dein Bruder iſt ein leichtſinniger Taugenichts, den ich ganz kenne und Deine Schweſter hat nichts von Deiner Offenheit und Natürlichkeit.

Vater! ſo finden Sie in mir Ihre Belohnung für Ihre väterliche Liebe.

Wenn ich nun aber ſterbe, Diana?

Gott! Warum ſterben? Sie ſind ja unſchuldig.

Ach nein! nicht ganz unſchuldig, aber ſchuldig ohne meinen Willen.

Nun, Vater, darnach werden ja die Richter ihren Urtheilsſpruch fällen.

Ach, das thun ſie nicht immer; der Buchſtabe des Geſetzes richtet nur zu viel.

Ei, glauben Sie das nicht, ſprach der Kerkermeiſter; man ſieht bei unſerm Gericht recht wohl

darnach, ob jemand aus böſen Abſichten handelte, ob er aus Bosheit oder aus Uebereilung böſe war.

Wenn das wahr wäre, lieber Mann, dann bin ich gewiß nicht werth, in dieſem Kerker zu ſitzen.

Vater! was haben Sie denn gethan?

Setz Dich hier, ich will es Dir erzählen.

Ach, erzählen Sie, Vater, ich bitte Sie, ich will Sie retten.

O wie wollteſt Du das! Nichts als meine Tadelloſe Abſicht kann mich retten! Wer wird mich in einem Lande retten können, wo das Wild im Walde mehr Recht hat, als der Menſch.

Ja, da hat der Herr ſo unrecht nicht! Aber es gibt auch Stunden, wo man alles bei unſerm gnädigen Herrn ausrichten kann.

Alſo nur gewiſſe Stunden? Ein Landesherr muß zu jeder Zeit gerecht ſeyn.

Ja, ich mag mich nur nicht ſo recht ausdrücken, der Herr verſteht mich wohl; die lieben Frauenzimmer ſtiften manchmal viel Gutes, manchmal auch viel Böſes.

Und was die Frauenzimmer gut machen, verdirbt die wilde Neigung zur Jagd, die zieht über das Herz geradezu eine Rinde, durch die kein Menſchengefühl am Ende mehr hindurch dringt.

Darüber ſeufzen freilich alle Unterthanen, die wilden Schweine und Hirſche zerwühlen und zertreten alles Feld der lieben Landleute; man darf nur eben davon nicht ſprechen.

Es iſt nur noch ein Wunder, daß ſeine Neigung zum Frauenzimmer dabei feſt bleibt.

Ja, es iſt auch darnach; manchmal, wenn's ihm nicht ſo recht zu Kopfe iſt, traktirt er ſie auch wohl mit der Hetzpeitſche.

Ach! das iſt ſchrecklich! ruft Diana aus, dann möcht' ich nie bei ihm ſeyn,

Der Vater.

Das macht alles die wilde Jagd, die macht einen roh und unempfindlich.

Diana.

Aber die Menſchen ſind ja keine Hirſche und Schweine — und ſind Sie doch auch ein Jäger und haben Ihr Brod davon, und haben mich nie wie ein Vieh behandelt, ſind immer ſo gut und ſanft.

Der Vater.

Ach Diane! Ich war auch kein Jäger aus Neigung, ſondern aus Beruf und ums liebe Brod zu verdienen. Mein Vater zwang mich dazu; ſonſt wär' ichs wohl mein Tage nicht geworden, und

heut' hat's mein völliges Unglück gemacht; hört mir zu, Kinder!

Ich war auf der Rückreise zu Dir, hatte ruhig meine Flinte über der Schulter hangen, als plötzlich im Walde, nicht weit von jenem Dorfe, wo Du mich trafst, ein alter, blutender Keuler aus dem Gebüsch auf mich einbrach. Ich wußte mich nicht zu retten, lief einigemal um einen Baum herum; ich machte unterdessen meine Flinte los, sprang plötzlich einige Schritte zurück und schoß ihn nieder. Da hör' ich auf einmal Geschrei im Walde; mehrere Bauern, angeführt von ihrem gnädigen Junker, stürzten auf mich mit Knüppeln. Schlagt die Kanaille gleich zu Boden, schreit der Junker. Ich fühlte mich unschuldig, ich konnte diese niedrige Behandlung nicht ertragen; ich bin kein Wilddieb, rief ich ihnen zu — was, du infamer, schrie einer aus ihnen und schlug mir auf die linke Schulter, daß der Knochen beinahe zerschmetterte; nun mußt' ich mich wehren; ich machte mir den Rücken frei, lehnte mich an einen Baum und schlug nun mit der Flinte um mich her. Wohin ich traf, konnt' ich in der Hitze der Vertheidigung nicht sehn; genug, ich sank ermattet, da alle auf mich losstrafen, und mir das Gewehr aus den Händen fiel, auf die Erde. Und da ich wieder zum Bewußtseyn kam, hört' ich

mich

mich Mörder rufen, sah einen Todten fortschleppen, der von meinen Kolbenschlägen niedergestürzt seyn soll. So unschuldig bin ich in dies schreckliche Unglück gekommen.

O armer, unglücklicher Vater!

Wenn's dem gnädigen Landesherrn recht vorgebracht wird, so kann's nicht das Leben kosten.

Das müssen wir ruhig abwarten, Kinder, ich bin auf alles gefaßt; wenn ich Dich, meine Diane, nur versorgt wüßte.

Wo Sie bleiben, mein Vater, bleib ich auch.

Auch wenn es zum Tode geht, Diane?

Auch zum Tode, mein Vater; ich gehe nicht wieder von Ihnen.

Dem Kerkermeister ward itzt angst und bange; die denkt wohl gar, hier zu bleiben, dacht er, und er mahnte deshalb itzt ans Weggehn, weil er nicht länger seiner Pflicht zuwider handeln könnte und die größte Gefahr über ihm schwebe.

Nein, ich gehe nicht wieder von meinem Vater, sprach Diane, und hing fest an des Vaters Halse.

Ei, ei, Sie müssen meine Güte nicht gar mißbrauchen — wollen Sie mich denn mit Gewalt unglücklich machen?

Kaum hörte dies Diane, da riß sie sich aus der Thränenvollen Umarmung ihres Vaters — nein!

ich will niemanden unglücklich machen, rief sie aus — ich will gehn, lieber Freund; aber sorg' er für meinen Vater; geb er ihm einige Kissen, ich will sie ihm gern wiedergeben, und mach' er ihm ein weiches Lager und einen weichen Sitz.

Das soll alles wohl geschehn; unser eins ist auch kein Unmensch; aber man darf nur nicht immer so, wie man will.

O thu' er, was er kann, lieber Mann.

Alles will ich gern; aber Betten darf ich ihm nicht geben, das ist wider die Strafgesetze.

Einem so armen, unschuldigen Mann keine Betten? er scherzt, lieber Mann.

Ja, wenn er erst in den Verhören als unschuldig befunden ist, dann ist's was anders; aber so lange darf ich wirklich nicht.

Wer weiß denn etwas davon?

Sie kommen gar zu oft und visitiren.

Nun, dann würde ihm doch Niemand etwas thun dürfen; man wird doch gute Handlungen nicht bestrafen.

Ei wohl, hier gelten die guten Handlungen nicht.

Schlimm genug, dachte Diane, und fragte ihren Vater, was der dazu meine?

Der Mann hat Recht, sprach er — er darf nicht; er wird sonst zur Verantwortung gezogen; übrigens mag seine Antwort: daß hier keine guten Handlungen gelten, wohl in sehr vielen Rücksichten noch wahr seyn.

Diane war damit nicht zufrieden und drang mehr auf den Gefängniß-Aufseher ein, ihrem Vater das Gefängniß zu erleichtern; Vater, sprach sie, ich will ihm alles, was ich mir erspart habe, geben.

Du gutes, treffliches Kind!

Nicht wahr, lieber Freund, dann thut ers doch?

Für Geld wagt unser einer alles; aber was man nicht thun darf, das ist freilich —

Für Geld wagt man wohl alles; dies hatte Diana deutlich genug gehört und sie faßte nun Muth, diese Feuerkugeln in die Festung zu werfen — und siehe da, der harte, Pflichtgetreue Kerkermeister wurde so weich, daß er ihr unter der Nebenbedingung, daß er völlig freie Kost dabei habe, versprach, ihr Vater solle von nun an alle Nächte bei ihm in seiner Stube schlafen; er woll' es riskiren; denn er sei nun fest überzeugt, daß er ein gutes Werk thue.

Was doch das Geld für Ueberzeugungen hervorbringt!

Nun war Diane ruhiger, ſie ſchmiegte ſich an ihren vor Freude weinenden Vater, und hatte die Erlaubniß, alle Tage wiederkommen zu dürfen.

Mit dieſem Gedanken trennte ſie ſich froher und wartete mit Sehnſucht auf den andern Tag.

So ging wohl ein gutes Vierteljahr hin; ihr Vater hatte alle mögliche Bequemlichkeiten in ſeinem Gefängniſſe, nur nicht das höchſte Gut, die Freiheit. Auch dieſe ſchien er nun bald wieder zu erlangen; denn der Kerkermeiſter wollte hier und da günſtige Nachrichten für ihn und ſeine baldige Befreiung gehört haben.

Mitten unter dieſen freudigen und ſehnlichen Erwartungen kam die Nachricht zu ihm — ſo heimtückiſch iſt das Schickſal — ſein Todesurtheil liege zur Unterzeichnung vor dem Landesherrn.

Wer kann dieſen Schrecken ſchildern! Diana fiel ohnmächtig dem Vater in die Arme — ſie war völlig ohne Bewußtſeyn, und der Biedermann, ihr Vater, ſahe zum Himmel mit dem Blick: wie kannſt du mir das thun! iſt das recht? Muß ſo die Unſchuld geſtraft werden?

Und nun ballte ſich ſeine Hand zuſammen; er ſah Dianen nicht zu ſeinen Füßen liegen, dachte nur an Ungerechtigkeit des Himmels und an ſein ſchreckliches Schickſal, und fiel dann, überwältigt

und betäubt von dieſem Gedanken, mit dem Kopf zurück an die feuchte Mauer und dachte nichts mehr.

So ſah ihn in tiefer Erſtarrung liegen, Diana, die itzt zum Bewußtſeyn zurück kam.

Seine Augen waren geſchloſſen und tief in ſich zurückgezogen, als wenn die Riegel des Todes davor lägen.

Mein Vater, ſchriee ſie ihm ins Ohr, da ſchlug er ſein Auge auf, als erwacht' er aus einem tiefen Traume und fragte tiefathmend herauf: wer iſt da?

Ich, mein Vater, Ihre arme, unglückliche Tochter.

Er ſchüttelte mit dem Kopfe und ſeine Augen ſanken eben ſo tief wieder zu.

Kennen Sie mich denn nicht, mein Vater?

Sein Auge ſchlug ſich itzt nicht wieder auf.

Ich bin ja unſchuldig, lieber Vater, hören Sie mich doch.

Die Unſchuld iſt ſchlafen gegangen, ſprach der Vater itzt in einem wahnſinnigen Tone.

O, um Gottes Willen! Mein Vater, wie iſt Ihnen? Ich will Sie retten!

Sein Geſicht war bleich, wie der Tod; kalter Angſtſchweiß ſtröhmte von ſeiner Stirn' herab; und itzt hob er ſeine Hand und griff vor ſich umher,

her, als ob er etwas ſuche, und ſprach itzt im Ton' eines Sterbenden:

Wo biſt Du, Diana?

Hier an Ihrer Hand, mein Vater! Fühlen Sie mich denn nicht; ich liege ja hier an Ihrer Seite.

Ich ſoll ſterben, Diana, ſoll Dich verlaſſen!

Nein, Vater! Ich will Sie erretten; erholen Sie ſich nur, mein Vater.

Ich bin ruhig, ich bin gefaßt, wenn Du mir nur nicht ſo am Herzen lägeſt, dann wollt' ich gern ſterben; denn ich ſterbe im Gefühl meiner Unſchuld.

Nein, Vater, Sie ſollen nicht ſterben; der Landesherr iſt gnädig, ich will zu ihm, ich will ihm zu Füßen fallen, will ſeine Kniee umfaſſen, bis er Sie mir losgibt.

Es wird Dir nichts helfen; kennſt Du das eiſerne Geſetz nicht?

Ich will dieſes Eiſen glühend machen, es ſoll durch meine brennenden Thränen weich werden — noch hat er ja das Urtheil nicht unterzeichnet.

Ach bleib, ich laſſe Dich vor meinem Tode nicht wieder, Du ſollſt mich begleiten, dann ſterb' ich ruhig!

Nein!

Nein! nein, laſſen Sie mich, Vater; der Fürſt iſt auf ſeinem Luſtſchloſſe, anderthalb Meilen von hier, ich laufe in einer Stunde hin, und in zwei Stunden bin ich wieder zurück und bringe Freiheit und Leben! noch einen Kuß, mein Vater, und ich gehe.

Nein, nein, ich kann Dich nicht laſſen — ach meine Angſt iſt ſo groß —

Laſſen Sie mich gehn, Vater, ich will dieſe Angſt lindern.

Bleib', ich bitte Dich, Du richteſt nichts aus; der Landesherr kann nicht wider die Geſetze.

Wozu heißt er denn gnädig! ja er kann, er ſoll! — Adieu, mein Vater!

O komm zurück! meine Tochter, komm zurück! Mir ahndet ſo etwas ſchweres.

Deſto ſüßer ſoll die Ruhe ſeyn, wenn ich wiederkomme — ich komme mit Freiheit und Leben wieder!

Mit dieſen Worten wand ſich Diana aus ihres Vaters Armen, ſie riß ſich los von den ſie umklammernden Händen und — fort war ſie.

Nun hab' ich auch ſie verlohren, weinte der unglückliche Vater ihr nach; denn es war ihm, als ob er ſie nie wiederſehen würde.

Diana eilte nun, ohne ſich umzuſehen, fort zum Schloſſe des Landesherrn. Sie ſah Niemanden an, der ihr begegnete, ſie fühlte ſich ſo munter, ſo ſtark, ſie hatte das Städtchen ſchon weit hinter ſich und vor ihr blickte ſchon um die Waldecke hervor das Luſtſchloß des gnädigen Herren.

Da hörte ſie ſchon die Glocke im Thurme ſchlagen; ſie war doch ſchon fünf Viertelſtunden gelaufen; ſie kam an auf dem Schloſſe und ließ ſich bei dem Fürſten melden.

Dianens Geſicht war heute das anmuthigſte und ſchönſte, was man ſehn konnte; das ängſtliche Intereſſe für ihren Vater gab dem Blick ihrer Augen und den Zügen ihres Mundes ſo etwas ſchmelzendes, rührendes, flehendes; eine leidende Bläſſe vermiſchte ſich ſo ſanft mit der jugendlichen Röthe ihres Geſichts, die durch die Erhitzung des Laufens noch höher glühte; der Buſen flog ſo athemlos und geſchwind nach dem leicht umhergeworfnen Tuch, und enthüllte ſich ohne Dianens Wiſſen an der rechten Seite dem lüſternen Auge. Ihr Haar flog in ſchönen Parthieen nachläßig um ihre Schulter; wie ſchwarze Wellen ſich um den weißſchäumenden Strudel wogen, ſo umwogten ſie den weißen, vollen Buſen der Unſchuld, der, ohne daß er's wußte, durch ſeine reizende Enthüllung, das Netz der Verführung auswarf.

So

So trat Diane vor den Fürſten, und der ſchönſte Reiz — Schamhaftigkeit, gab ihr ihrer Schönheit die Vollendung.

Der Fürſt trat erſtaunt zurück; die Schönheit blitzte ihm ins Auge; ſie verblendete ihn faſt; er näherte ſich faſt mit Zittern und fragte:

Was wollen Sie, ſchönes Mädchen?

Ich bitte um Gnade für meinen Vater.

Wer iſt ihr Vater, ſchönes Mädchen? Der Fürſt nahm ihr ihre Hand und drückte ſie.

Mein Vater iſt der redlichſte Mann, und nun haben ſie ihn zum Diebe und Mörder gemacht, und haben ihn gefangen, und Sie, gnädigſter Herr, wollen ihn zum Tode verurtheilen?

Der Fürſt zuckte die Achſeln — und ſagte: er iſt nicht zu retten.

Nicht zu retten! Ein unſchuldiger Mann nicht zu retten! — Nun, ſo erbarme ſich Gott über Sie, ſo will ich vor den Richterſtuhl Gottes treten und ſeine R. ter verklagen.

Der Fürſt.

Ich kann nicht wider das Geſetz.

Diana.

Rich tet das Geſetz unſchuldige?

Der Fürſt.

Das Geſetz iſt nicht ungerecht.

Diana.

Wenn es meinen Vater zum Tode verurtheilt, dann iſt's ungerecht — wiſſen Sie ſein Verbrechen?

Der Fürſt.

Er iſt Wilddieb und Mörder.

Diana.

Aber um Gottes Willen, er iſt's ja nicht durch ſeine Schuld.

Der Fürſt.

Das Geſetz richtet die That — ich kann's nicht ändern, ſchönes Mädchen.

Diana.

Ich bitte Sie um Gottes willen, ſo wahr ſie ein gerechter Fürſt ſeyn wollen, hören Sie erſt den Zuſammenhang.

Der Fürſt.

Er iſt mir aus den Akten bekannt.

Diana.

Aber nicht ſo, wie er iſt, ſonſt könnten Sie meinen Vater nicht zum Tode verurtheilen.

Der Fürſt.

Iſt er anders, ſo erzähle Sie, meine Kleine.

Diane erzählte; des Fürſten Augen taumelten nach ihrer Schönheit und dem enthüllten Buſen hin; alle ſeine Begierden waren rege.

Diana hatte in den rührendſten, einfachſten Ausdrücken dem Fürſten die Behandlung ihres Vaters und den ganzen Auftritt erzählt; aber der Fürſt hatte es nur halb gehört; er drückte des Mädchens Hand, zog ſie neben ſich auf das Sofa nieder und zuckte die Achſeln, als könne er nicht helfen,

Sie können ihn nicht befreien — o dann ſind Sie kein Fürſt, dann ſind Sie ein Unmenſch!

Dem Fürſten gefiel das kühne, erhitzte Mädchen; ſie ward ihm in dieſem Zürnen nun noch ſchöner und wünſchenswerther — wiederholen Sie es mir noch einmal; ich habe vorher nicht darauf gehört.

Diana.

O Gott! Nicht genau zu hören, wenn ich vom Unglück meines Vaters ſpreche, das iſt unverzeihlich.

Ich denke, recht ſehr verzeihlich, wenn einem ein paar ſo ſchöne Augen dabei anſehn (er küßt ſie.)

Diana (ſich wehrend.)

O laſſen Sie das! Wenn Sie meinen Vater losgeben, dann ſollen Sie tauſend freiwillige Küſſe haben.

Freiwillige Küſſe? dachte der lüſterne Fürſt — er hatte den freiwilligen, herzlich wiedergege-

nen Kuß ſchon oft von dem geraubten unterſcheiden gelernt. — Von dieſen Lippen einen freiwilligen Kuß, einen Kuß der warmen, herzlichen Hingebung, einen Kuß, der ſich feſt auf und in ſeine Lippen drückt; und dann der wallende Buſen — Dieſer Gedanke machte ihn trunken: ja, ich will alles, was ich kann, zur Befreiung Ihres Vaters thun, wenn Sie —

Diana.

Wenn ich — zu Ihren Füßen falle und Sie anflehe (ſie fällt nieder und umfaßt ſeine Kniee.

Der Fürſt.

Mein! (er hebt ſie auf)

Diana.

Wenn ich Ihnen itzt hundert Küſſe gebe? (ſie küßt ihn.)

Der Fürſt.

Göttliches Mädchen! — küſſe fort! — Du ſollſt alles haben, was Du haben willſt!

Diana (küßt ihn.)

Die Freiheit meines Vaters?

Der Fürſt ſchweigt.

Diana (küßt ihn noch immer.)

O ſprechen Sie ein einziges Ja! Soll mein Vater frei ſeyn?

Der Fürſt ermannt ſich und ſagt: ach Gott! — ich kann nicht!

Diana.

Diana.

Ja, Sie können, ich laſſe Sie nicht (ſie küßt ihn unerſättlich.)

Des Fürſten ganze Wolluſt erwacht; ſeine Augen taumeln; er ſchließt das zitternde Mädchen brünſtig in ſeine Arme. Er war ein ſchöner Mann; aber Diane wußte nichts davon, ſie dachte nur an ihren Vater. Ich kann Deinen Vater losgeben, ſchönes, göttliches Mädchen; aber ich lade die Hölle auf mich.

Diana.

O meine Liebe, mein Dank ſoll Ihnen den Himmel wiedergeben!

Dieſe Worte erhitzten ſeine Phantaſie fürchterlich; er zermalmte faſt bei dieſen Worten das Mädchen, er hatte keinen Athem mehr zum Küſſen; ſei ganz Mein! und ich gebe Deinen Vater los.

Dieſe Hoffnung machte Dianen trunken.

Dieſe Hoffnung ward Wolluſt; ſie fühlte itzt den heißtrunkenen Kuß des Fürſten auf ihren zitternden Lippen; er ſank mit heißem Athem auf ihren keuſchen Buſen; er wand ſich über ſie hin — ſoll mein Vater los ſeyn, ſprach Diane, die ſeine Küſſe erſtickten?

Ja! Ja! er ſoll! ſprach itzt der trunkene Fürſt, und die heißeſte Wolluſt ſchwang über beide itzt die bezaubernden Flügel.

Diana fuhr mit Schrecken aus dieſer Betäubung ihrer Sinne; aber, hin iſt hin! die Roſe war gebrochen und der Gedanke: mein Vater iſt frei! drang dennoch durch den Tumult dieſer Empfindungen, und er beraubte die Schamhaftigkeit.

Nun geh ich, meinen Vater zu befreien!

Der Fürſt.

Nein! das geht ſo nicht an!

Diana.

Um Gottes Willen, nehmen Sie Ihr Wort nicht zurück.

Der Fürſt.

Aber ſo geradezu kann ich ihn doch nicht frey laſſen.

Diana verhüllte ſich die Augen und fiel itzt zu ſeinen Füßen, erbarmen Sie ſich — eh' ich in Verzweiflung falle! hab' ich Ihnen nicht alles hingegeben für dieſes Ja — und nun wollen Sie's nicht halten?

Der Fürſt.

Was würden die Richter ſagen; ich würde ja ungerecht handeln!

Diana.

Diana.

Was werden ſie ſagen, wenn ich ihnen zuruſe, was ich Ihnen aufopferte — und das werd' ich!

Der Fürſt.

Nun ja, ich will ja gern; Mädchen! Ungeſtümes Mädchen! laß mich doch nur erſt zu mir ſelber kommen und mich beſinnen.

Diana.

Nein, Sie müſſen ihr gleich den Befehl geben, daß mein Vater freigelaſſen wird.

Der Fürſt (trotzig auffahrend.)

Nein! das geht nicht an! und wenn die Welt darüber unterginge; das iſt unmöglich; ich ſage Dir, Mädchen! mißbrauche meine Güte nicht!

Diana.

Wo zeigen Sie Güte; noch ſeh' ich keine; ich will Genugthuung, ich will, daß Sie Ihr Wort halten ſollen.

Der Fürſt.

Das kann ich nicht!

Diana.

Um Gottes Willen, bringen Sie mich nicht in Verzweiflung — Sie können nicht Wort halten?

Der Fürſt.

Nein! ſo geradezu nicht! Ich kenne meine Pflichten; er ſoll loskommen; aber wie, das muß

ich erſt überlegen; mir fällt etwas ein; er muß zu entfliehen ſuchen.

Diana.

Wie ſoll er das aus dieſen ſchrecklichen Gefängnißmauern?

Der Fürſt.

Ich will ihm ſelbſt nähere Gelegenheit geben.

Diana.

Aber wenn ſie ihn nun wieder fangen?

Der Fürſt.

Er muß ſich nicht fangen laſſen. Ihr müßt weit fort von hier.

Diana.

Alſo ſoll mein Vater nicht wieder in ſein Haus zurück.

Der Fürſt.

Mädchen, Du verlangſt unmögliche Dinge; wenn Dein Vater hier im Lande bleibt, kann und darf ich ihn ja doch nicht unbeſtraft laſſen; was würde denn die Welt dazu ſagen?

Diana.

Sie würde ſchweigen, wie ſie ſo oft thun muß, weil ſie den Fürſten nicht fragen darf, warum er das thut.

Der Fürſt.

Du biſt ſehr naſeweis; die Welt frägt wohl; aber Du ſprichſt von meinen Unterthanen.

Diana.

Diana.

Nun ja!

Der Fürſt.

Auch die haben Recht, nach dem Warum zu fragen, und ich könnte ja dann doch keinen ähnlichen Fall beſtrafen; das Unglück iſt doch nun einmal da; Dein Vater iſt als Mörder angeklagt, und wenn ich auch das Urtheil milderte, ſo könnte ich ihn doch nicht ganz von aller Strafe befreien; hier wäre ja Gnade Ungerechtigkeit; er würde dann doch gewiß wenigſtens 10 Jahr auf die Feſtung müſſen.

Diana.

Ach, um Gottes Willen, laſſen Sie uns entfliehen.

Der Fürſt.

Ich will meinem Kellermeiſter befehlen, er ſoll Dir Wein mitgeben; wenn ihr denn heut Abends ſpät zuſammen ſeid, ſo trinkt eurem alten Gefängnißmeiſter brav zu, ſolchen Leuten iſt das etwas neues, ſucht ihm die Schlüſſel abzulocken, und ſehet dann zu, wie ihr entkommt — Hier wird etwas für euren Unterhalt auf ein Jahr ſeyn, haltet's zu Rathe, und ſteckt euch dann ſogleich in andere Kleider (er reicht ihr eine Börſe.)

Diana.

Aber was ſollen meine Geſchwiſter denn anfangen?

Der Fürſt.

Auch die will ich unterſtützen.

Diana.

O, Sie ſind doch ein guter Fürſt!

Der Fürſt.

Ich mögt's gern ſein.

Diana.

Wenn nur der arme Menſch, der Kerkermeiſter nicht ſo ſo viel dafür leiden muß, wenn mein Vater entwiſcht.

Der Fürſt.

Dafür will ich ſorgen; er ſoll mit einer kleinen Strafe, die ich ihm nachher ſchon wieder vergüten will, fortkommen.

Mit Freudenthränen küßte itzt Diana die Hand des Fürſten und nahm von ihm Abſchied, mit namenloſen Empfindungen; ſie hatte hier alles verlohren und alles gewonnen; doch überſtimmte die Freude des Gewinns die Vorwürfe des Verluſtes; ſie empfing vom Kellermeiſter den Wein, und nun ging's in vollen Sprüngen zurück zum Gefängniſſe des Vaters.

Der

Der Vater freute ſich nicht, als er die Nachricht hörte; er ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſah den ſchönen, blanken Wein mit kaltem Blute an.

Diana.

Warum freuen Sie ſich denn nicht, mein Vater?

Der Vater.

Weil ich nicht kann.

Diana (ihm die Börſe zeigend.)

Und ſehn Sie doch hier das Geld.

Der Vater (ganz ſtarr.)

Unbegreiflich! Und was haſt Du ihm denn dafür gegeben oder verſprochen?

Diana.

Nichts, lieber Vater (ſie erröthet, und ein unwillkührliches Ach drängte ſich aus ihrer Bruſt herauf.)

Der Vater.

Diana, trage dem Fürſten das Geld wieder hin — und ſag' ihm, ich brauch' es nicht.

Diana.

Gott! lieber Vater! Warum nicht?

Der Vater.

Er iſt ein wollüſtiger Mann — haſt du ihm nicht verſprechen müſſen, ihn zuweilen zu beſuchen?

Diana.

Diana.

Nein! Gewiß nicht!

Der Vater.

Warum die Verſicherung hinterher? Glaubſt Du, daß ich dem erſten Nein etwa nicht glauben werde — oder glaubſt Du es etwa ſelbſt nicht; es kommt mir beinahe ſo vor.

Diana.

O nein! lieber Vater.

Der Vater.

Sieh mich an, Diana, tritt näher, ſieh mich ſtarr an.

Diana (kann ſich itzt des Weinens nicht erwehren.)

Lieber Vater, ich bin ja unſchuldig!

Der Vater.

Das haſt Du mir nie verſichert; itzt thuſt Du's zum erſtenmale; Du fürchteſt doch wohl nicht gar, daß ich an Deiner Unſchuld zweifle.

Diana.

O, ich bin gewiß unſchuldig.

Der Vater.

Nein! Du biſt es nicht — was weineſt Du?

Diana.

Weil Sie ſo unruhig ſind, mein Vater — ſo ängſtlich.

Der Vater.

Bin ich's doch aus Liebe zu Dir — wer Dich mir auch nehmen wollte, der hätte mehr als einen Mord begangen, dem würd' ich mit dieser Hand die Kehle eindrücken und die seligste That zu thun glauben.

Diana.

Der Fürst meint es ja gut mit uns.

Der Vater.

Vielleicht zu gut, weil Du nicht heßlich bist.

Diana (treuherzig.)

Das hat er auch gesagt, daß ich nicht heßlich bin.

Der Vater (aufmerksam)

So, hat er das?

Diana.

Ja gewiß, das hat er.

Der Vater.

O, ich habe an einer Versicherung genug — und da gab er Dir einen Kuß, nicht wahr?

Diana (höher erröthend.)

Ja, lieber Vater, (schüchtern) ich that es ja aus Liebe für Sie, lieber Vater.

Der Vater.

Und was sagt' er denn, wie Du ihn bateſt: er möchte mir das Leben schenken?

Diana (eilig.)

Er wollte nicht — er ſagte: es ſei unmöglich, es ſei ungerecht.

Der Vater.

Und doch that er's, doch will er mir die Freiheit geben.

Diana.

Ja, weil ich ihn ſo viel bat.

Der Vater.

Und weil er Dir noch immer einen Kuß gab?

Diana.

Ach ja, lieber Vater! ich hab' es ja doch aus Liebe für Sie gethan; er konnte, er wollte Sie ja doch nicht erretten; das Todesurtheil lag ja vor ihm, ich hab' es ja geleſen.

Der Vater.

Diana, ich zittre.

Diana.

O lieber Vater, Sie ſind ja nun frei.

Der Vater.

Wodurch bin ich es geworden? durch den Samen der Verführung, der nun in Deine Bruſt geſtreut iſt — o Fürſt! Fürſt! Wie willſt Du mich fangen!

Diana.

Der Fürſt hat gewiß nichts Böſes im Sinne, und er kann auch ſein Wort gar nicht wieder zurücknehmen.

Der Vater.

Er wird es zurücknehmen, weil Du Dein Verſprechen nicht halten ſollſt.

Diana.

Was denn für ein Verſprechen?

Der Vater.

Ihn öfter zu beſuchen.

Diana.

Das will er ja auch gar nicht.

Der Vater.

Das will er nicht, wozu gab er Dir denn dies Geld?

Diana.

Damit ich's Ihnen geben ſollte, und damit wir ein Jahr auf der Reiſe genug hätten.

Der Vater.

Dazu gab er Dir's?

Diana.

Ja, lieber Vater, dazu gab er mir's! er will ja alſo gar nicht, daß ich wieder zu ihm kommen ſolle.

Der Vater.

Und was bewog ihn denn dazu, Dir alle dieſe außerordentliche Gnade zu erzeigen?

Diana.

Je nun — meine Bitten.

Der Vater.

Ja, da mußt' er freilich am Ende nachgeben.

Diana.

Ach nein! es hat doch viel Schwierigkeiten gekoſtet — zuletzt wollt' er wieder gar nicht; aber er mußte wohl. (Sie erſchrickt.)

Der Vater.

Warum mußt' er nun — wodurch zwangſt Du ihn denn?

Diana (immer verſtörter.)

Ja, er hatte nun einmal ja geſagt.

Der Vater.

Und Du weinteſt ſo viel und drohteſt ihm?

Diana.

Ja, ich ſagte ihm — — (ſie hält plötzlich inne.)

Der Vater.

Nun, was ſagteſt Du ihm? —

Diana (immer betroffner.)

Daß ich's der ganzen Welt ſagen würde — was — wenn er nicht Wort hielte.

Der Vater.

Er wollte Anfangs gar nicht?

Diana.

Mit Gewalt nicht; es sei unmöglich, sagt er — was würden die Richter und die Welt sagen, sprach er — er könne doch unmöglich ungerecht handeln.

Der Vater.

War er sehr höflich gegen Dich?

Diana.

Ei, gar sehr, er ließ mich neben sich rechter hand sitzen.

Der Vater.

Diana! Du lügst.

Diana.

Ja gewiß, ich lüge nicht; ich habe ja eine gute halbe Stunde neben ihm auf dem Sofa gesessen.

Der Vater.

So? (nach einer Pause) und da wollt' er immer noch nicht ja sagen?

Diana (sehr verlegen.)

Ach ja! Da sagt er — endlich Ja!

Der Vater (mit wildrollenden Augen.)

Und blieb nicht dabei?

Diana.

Lieber Vater, Sie sind ja so schrecklich unruhig —

Der Vater (mit wildem Tone.)

Und blieb nicht dabei, und wollte nicht Wort halten?

Diana.

Gott! lieber Vater, Sie ſehn ja ſo ſchrecklich blaß aus.

Der Vater (zornig.)

Diana, antworte mir, und er wollte da wirklich nicht Wort halten?

Diana.

Nein, lieber Vater; aber er mußte nun wohl.

Der Vater.

Warum mußt' er denn? Was zwang ihn denn dazu?

Diana.

Lieber Vater, ſeyn Sie doch nur erſt wieder ruhig — — ſein einmal gegebnes Wort zwang ihn dazu.

Der Vater.

Nun, ich bin ja ganz ruhig — ſag mir doch, Du haſt wohl viel anwenden müſſen, eh' er Dir dies Wort gab?

Diana — (ſtockt.)

Ach nein! — ich bat ihn bloß (ſie weint wieder.)

Der Vater.

Wie konnte ſich aber der Fürſt über alle die Bedenklichkeiten hinwegſetzen, die er Dir Anfangs vorſagte, daß Gerechtigkeit und Geſetz es ihm unmöglich mache, meine Freilaſſung zu erlauben?

Diana.

Ja, mein vieles Bitten — —

Der Vater.

Aber warum weinſt Du denn?

Diana.

Ach, ich kann ja nicht dafür! — ich liebte Sie ja ſo ſehr.

Der Vater (in Verzweiflung.)

Und was haſt Du aus Liebe für mich gethan?

Diana.

Gott! Woher wiſſen Sie denn?

Der Vater.

Himmel! Himmel! So iſt es denn wahr? So haſt Du dem Fürſten Deine Unſchuld hingegeben! — Ha, Fluch über ihn! Fluch über Dich!

Diana (zu ſeinen Füßen.)

Mein Vater! Mein Vater! Erbarmen!

Der Vater.

Geh mir aus den Augen, ſchändliche Metze, wirf ihm das Blutgeld vor die Füße, ſag', ich

wolle nicht frei seyn, ich wolle sterben, um ihn vor Gottes Gericht zu verklagen; mein letzter Athemzug hier, soll der erste Anklagungsfluch dort werden.

Diana.

Um Gottes Willen, erbarmen Sie sich Vater! der Himmel wird mir's vergeben.

Der Vater.

Nein! er soll Dir's nie vergeben. Waren das meine goldnen Träume? Waren das meine schönen erfreulichen Aussichten? O Gott! O Gott, das nimmt mir meine letzten grauen Haare!

Diana.

Aber Sie werden ja frei, Vater, ich habe Ihnen ja das Leben gerettet!

Der Vater.

Nein! Du hast mir den schmerzhaftesten Tod gegeben.

Diana.

Ach lassen Sie uns doch nur fliehen, Vater.

Der Vater.

Geh, ich verfluche Dich vor meinen Augen!

Diana.

Aber Vater, Sie sagen ja immer: man müsse Handlungen nach ihren Quellen und Absichten beurtheilen.

Der

Der Vater.

Geh! ich will nichts mehr wissen von Dir, ich wäre mit Freuden gestorben, wenn Du Deine Unschuld bewahrt hättest; nun seh ich Dein ganzes künftiges schmachvolles Leben vor Augen, ich seh Dich in einem liederlichen Hause als unreines, verachtetes Mädchen sterben.

Diana.

Ich bin ja unschuldig, lieber Vater — der Fürst.

Der Vater.

Ja, Du hast Recht, der Fürst — ha, nun weiß ich, was Du willst — ich will — ich will sterben — und dann soll gewiß kein Fürst mehr ein Mädchen verführen — ich will ihm bei meinem Sterben auf dem Schaffotte Dinge sagen, die sein verwöhntes Ohr nie gehört hat, will eine Blutschuld über ihn anhäufen, daß keine Sonne mehr durch diesen schwarzen Klumpen dringen soll, daß alle zurückbeben vor Verführung.

Diana ringt die Hände um seine Kniee wund; aber sie richtet nichts aus; er glüht zu sehr voll Rache gegen den Verführer — er hebt nur immer beide Hände zum Himmel und wüthet gegen ihn, und sinkt dann ermattet zurück und liegt mit hohlen Augen da, als im Tode.

Diana iſt troſtlos; itzt fährt der Vater wie aus einem tiefen Traume auf, und ſchlägt mit Händen und Füßen um ſich; Diana will die Weinflaſche, die ſie zu ſeinen Füßen geſetzt hatte, retten, und an die Seite ſetzen.

Der Vater (wildblickend.)

Was willſt Du mit dem Weine?

Diana.

Ihn aufbewahren, lieber Vater.

Der Vater.

Den Gift aufbewahren? — Aus ſoll er geſchüttet werden! (er zieht die Pfropfen auf und gißt ihn auf die Erde.)

Diana.

Aber lieber Vater, es hätte Sie ja ſo ſehr ſtärken können.

Der Vater.

Willſt Du Dich etwa noch einmal dem brünſtigen Fürſten in die Arme werfen; ſieh hier, (auf den Wein nach der Erde zeigend) der hier, iſt ſo oft ſchon daran Schuld geworden, daß ſich die Unſchuld hinopferte — gab er Dir nicht auch vorher davon?

Diana.

Nein! gewiß nicht.

Dianens Vater war itzt völlig kraftlos; er ſank an die feuchte Mauer zurück, und ſein ganzer Körper zitterte.

Man wundert ſich vielleicht, warum er, wie er doch die Erlaubniß hatte, nicht lieber in der Stube des Gefängnißaufſehers war; aber gleich nach dem Augenblicke, da ſeine Diane von ihm ging, mit den Worten: ich bringe Ihnen Freiheit und Leben wieder! ward ihm ſo angſt und bang, ward er ſo unruhig, ſo düſter, daß er ſich ſelbſt eine Laſt war und ſich ſeinen Grillen ganz in der Einſamkeit überließ. Es war ihm entgegen; er wünſchte noch immer, Dianen zurückrufen zu können und ſie zu bitten, nicht zu viel für ihn zu thun.

Der Kerkermeiſter, der itzt hereintrat, war bey dem Anblick des ſo kranken, guten Waidmannes ganz ſtarr und er vereinigte ſeine Bitten mit Dianens Flehen, daß er in ſein Zimmer kommen möchte. Aber Dianens Vater ſchütteite mit dem Kopfe und blieb ruhig liegen und ſchlug das Auge nicht auf.

Troſtlos warf ſich nun Diana zu ſeinen Füßen und weinte um Erbarmen; da ſtreckte er ſeine Hand nach ihr aus und winkte ihr aufzuſtehen. — Gottlob, dachte ſie, ein Beweis von zurückkehrender,

der, väterlicher Gute; aber des Vaters Hand ſank ſogleich wieder zurück.

Diana kam nun nicht wieder von des Vaters Seite; denn er ward mit jedem Tage kränker und ſprach dabei faſt gar kein Wort; ſie tröſtete ihn, ſie labte ihn, ſie holte den Arzt; aber Kummer, Gram und Schreck waren ſtärker, als Troſt und Labung und Arznei, ſie fraßen an ſeiner Geſundheit, wie hungrige Geier. Die verzehrende Fieberhitze nahm mit jeder Stunde ſichtbar zu; er ſuchte nur immer ſeine Diana, ob ſie gleich dicht neben ihm ſtand und ihm zurief: hier bin ich, mein lieber Vater! und er ſprach zu der Fieberhitze immer von ihr, als hätte er ſie verlohren.

Meine Diana, rief er ihr oft, dann neigte ſich Diana zu ihm und küßte ſeine Stirn, dann ſchüttelte er faſt immer mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: ſie ſei's nicht.

Er ſprach nun kein Wort mehr und ſtarb am dreizehnten Tage nach der Geſchichte Dianens mit dem Fürſten.

Nun war er frei, der edle, gute Mann; aber nun war auch völlig troſtlos Diana; ſie ſtürzte auf den Leichnam des Vaters und rief ſchluchzend aus: ich bin Deine Mörderinn; ich dachte Dir Leben zu geben und ich habe Dir den Tod gegeben — Gott

erbar-

erbarme ſich meiner, und ging nicht vor ihm, bis er unter der Erde war, ging dann zu ihren Geſchwiſtern zurück und hörte da von der jammernden Schweſter, daß einbrechende Diebe ihr Haus geplündert, ihnen Zeug und Geld und Hausgeräthe weggenommen hätten, der gottloſe Bruder ſei keine Nacht wieder zu Hauſe gekommen.

So drang alles Unglück auf einmal auf Dianen ein; ihr Gehirn war faſt ganz zerrüttet — ſie beſchloß, ganz dieſe Gegend zu verlaſſen und anderwärts gute Menſchen aufzuſuchen.

Aber noch einmal will ich den Fürſten ſehn, beſchließt ſie.

Warum, frägt hier mancher neugierige und Herzerforſchende Leſer? Sollte vielleicht doch ein angenehmer Eindruck von ihm in ihr zurückgeblieben ſeyn? Sollte vielleicht gar die eigne Reizbarkeit ihrer Nerven ſie dahin treiben — war der Fürſt etwa ein ſchöner Mann?

Nein, das war er nicht im geringſten; er hatte weder Figur, noch irgend ein anziehendes Aeuſſere; aber ſein Geld? ſeine Schmeicheleien? — ſeine heißen Wolluſtgefühle? Nein! dies alles lockt Dianen nichts ſie will es ihm gerad' unter die Augen ſagen, daß er ſie verführt, daß ſich ihr Va-

ter

ter darüber todgegrämt habe, und daß ſie nun völlig unglücklich ſei.

Ja, das will, das muß ſie ihm ſagen, dann ſoll er erſchrecken und todenbleich werden — nun hat er nicht mehr nöthig, meinen Vater vom Tode zu befreien; nun will ich ihm kein gut Wort mehr geben.

Sie geht wirklich nach der Stadt und will bei dem Fürſten vorgelaſſen ſeyn; man meldet ſie, und ſie wird angenommen.

Der Fürſt kommt ihr mit freundlichem Blick entgegen und frägt: nun, wie geht's meine liebe, ſchöne Diana?

Diana (weinend.)

Mein Vater iſt tod.

Der Fürſt.

Ihr Vater tod?

Diana.

Ja, Sie ſind Schuld daran!

Der Fürſt.

Wie ſo, Du träumſt wohl, Mädchen!

Diana.

Nein! Nein! Mein Vater iſt wohl tod, und es wäre nicht geſtorben, wenn Sie mich nicht verführt hätten.

Der Fürſt.

Närrchen, Du faſelſt, Du haſt Fieberhitze — wovon ſprichſt Du denn?

Diana.

Vom Tode meines armen Vaters, der das Geld und den Wein nicht nehmen wollte, weil es von Ihnen kam, der gar nicht frei ſeyn wollte auf die Art.

Der Fürſt.

Aber haſt Du ihm denn geſagt?

Diana.

Meine Beſtürzung, meine Thränen haben's ihm geſagt; er erräth ja gleich alles; er darf einem nur ſtarr ins Geſicht ſehn, ſo weiß er's ſchon — ach, und nun iſt er todt, mein unausſprechlich geliebter Vater! (ſie ſchluchzte.)

Der Fürſt (vor ſich.)

Sonderbarer Mann! Nicht frei ſeyn zu wollen! So hartnäckig zu ſeyn! (zu Dianen) aber warum haſt Du mir denn nichts davon wiſſen laſſen; ich wär' einmal zu Euch gekommen.

Diana.

Ach! er hätte Ihnen die Augen ausgekratzt — er hat ſo viel geflucht auf Sie!

Der Fürſt.

Der engherzige, ſchwärmeriſche Narr!

Diana.

Ach mein Vater war ein redlicher Mann; beſchimpfen Sie ihn nicht im Grabe — er iſt nun tod, er kann ſich nicht verantworten und rächen.

Der Fürſt.

Aber wie konnte ſich denn der närriſche Mann darüber todgrämen; du hatteſt ihm ja Freiheit und Leben dafür gewonnen.

Diana.

Meine Unſchuld war ihm mehr als Freiheit und Leben; nun bin ich doch völlig unglücklich.

Der Fürſt.

Das ſollſt Du nicht ſeyn —

Diana.

Ein Glück für Sie, daß Sie nicht zu meinem Vater gekommen ſind — er hätte — —

Der Fürſt (lachend.)

Was hätt' er mir thun wollen?

Diana.

O, er hätte ſich nicht daran gekehrt, daß Sie ein Fürſt ſind — Sie konnten ihm ja doch nichts mehr nehmen, als das Leben, und deſſen war er ja ſchon ſo ſatt — Was hilft's mir, nun bin ich doch ganz unglücklich.

Der Fürſt.

Du ſollſt wieder glücklich werden; ich will mich Deiner als Vater annehmen. Diana.

Diana.

Und mich zum zweitenmale verführen?

Der Fürſt.

Närriſches Ding; man verführt nur einmal und man verführt ſich immer nur ſelbſt — warum haſt Du eingewilligt?

Diana.

O pfui! das iſt ſchlecht gedacht! — Wußt' ich ſelbſt, was ich that?

Der Fürſt.

Das iſt's eben, man muß immer wiſſen, was man thut.

Diana.

Schämen Sie ſich dieſes Moraliſirens ihr; nun wollen Sie mich mit Gewalt ſchuldig machen, um Sich ſelbſt nicht zu ſchlecht zu erſcheinen; es iſt doch wohl beſſer, ohne Bewußtſeyn etwas Böſes zu thun, als mit Wiſſen und Willen — ach! und was hätt' ich nicht alles für die Befreiung meines armen Vaters gethan!

Der Fürſt.

Nun ſei ruhig, Du kannſt bei mir bleiben.

Diana.

Nein, das will ich nicht!

Der Fürſt.

Nun ſo lauf' in die Welt hinein und bettle!

Diana.

Diana.

Schändlich! erſt machen Sie mich unglücklich, und dann kann ich gehn!

Der Fürſt.

Nun, Du willſt ja nicht hier bleiben.

Diana.

Ja! um mich nicht wieder verführen zu laſſen.

Der Fürſt.

Das hängt ja von Dir ganz allein ab, närriſches Mädchen, und Du kannſt ja nicht mehr verführt werden.

Diana.

Das redt ein Teufel aus Ihnen! — Alſo wär' ich nun gar kein gutes Mädchen mehr?

Der Fürſt.

Es läßt ſich darüber mit Dir nicht ſprechen, Du haſt nicht Aufklärung *) genug; wie geſagt geh' und bettle!

Diana.

Nein, das will ich nicht!

Diana ſcheute den Ausdruck: betteln, über alles, und er erfüllte ſie mit ſolcher Angſt, daß ſie in

*) Eine allerliebſte Aufklärung, die ſich über alle Sittlichkeit und Ehrbarkeit hinwegſetzt — vor dieſer Aufklärung behüt' uns lieber Herr Gott!

in dem Augenblicke gar keine Hülfe sah, wie sie nun gut durch die Welt kommen würde; auch machte sie der Gedanke, daß sie doch nun schon verführt sei, so mißmüthig, daß sie sich schon für völlig verlohren und unglücklich hielt, und wirklich glaubte, sie könne nicht böser werden, als sie schon sei. Sie glaubte, und ihr Vater hatte diese Grundsätze bei ihr etwas zu schwärmerisch befestigt, so bald ein Mädchen diesen Schritt gethan habe, wiche mit einemmale alles Gute von ihr, und sie sei nun völlig verdorben. — Wir werden in der Folge sehen, was dieser wirklich verkehrte und übertriebne Grundsatz dem armen Mädchen schaden wird. Es ist sehr wahr, daß ein Mädchen nach einem solchen Schritte allerdings verliehrt und verliehren kann; es kann nun leicht seyn, daß das Laster der Wollust bei ihr Wurzel gefaßt hat, und ihr der zweite Schritt leichter wird, und mehrere immer leichter folgen; aber deswegen kann ein gefallnes Mädchen doch immer noch ein gutes, redliches, arbeitsames, treues und edeldenkendes Mädchen seyn, und manche hat vielleicht durch einen solchen Schritt gar nichts verlohren; sie ist vielmehr nun erst aufmerksamer auf sich geworden und ist mehr auf ihrer Hut. Doch wohl dem Mädchen, die sich durchaus rein und keusch erhält; sie muß sich doch wer-

ther ſeyn und hat auch ſicherern Anſpruch auf Glück — gewiß doch immer auf inneres Glück!

Nein, betteln will ich nicht! fährt Diana fort.

Der Fürſt.

Nun, ſo ſei vernünftig und gib nach.

Diana (unwillig weinend.)

Daß Sie's nun wiſſen, Sie ſollen mich wieder glücklich und ehrlich machen, Sie haben mich entehrt.

Der Fürſt.

Das will ich gern, Du ſollſt ja bei mir bleiben.

Diana.

Aber mich nie wieder anrühren.

Der Fürſt (lächelnd.)

Wenn Du mich nicht darum bitteſt.

Diana.

O, dann würd' ich mich verfluchen.

Der Fürſt.

Müßig gehn willſt du wohl auch nicht?

Diana.

Nein! ich will gern Tag und Nacht arbeiten, damit ich nur nicht betteln darf.

Der Fürſt (liebkoſend.)

Das ſollſt Du nicht — Närrchen — auch wenn Du müßig gehn willſt, ſollſt Du das nicht! Du darfſt nur befehlen!

Diana.

Nein, lieber arbeiten in der Wirthſchaft, wenn Sie da etwas für mich haben.

Der Fürſt.

Du ſollſt die Aufſicht über die Wäſche haben, und da überall nach den Rechten ſehn; ich werde Dich bei der Garderobe anſtellen laſſen.

Diana hatte in dem Augenblicke den herzlichſten Kuß auf ihren Mund, und da es der Fürſt nach ihrer Meinung damit ſo ehrlich meinte, ſo gab ſie ihn gutwillig hin.

Arme Diane, deine Unbekanntſchaft mit den Ränken der Welt und ihrem Freundlichthun wird dir noch manchen Schaden ſtiften!

Wenn doch Mädchen gegen diejenigen Männer etwas argwöhniſcher ſeyn wollten, die ihnen gleich ſo viel verſprechen und ſich mit Gefälligkeiten gleichſam aufdringen. Eigennuh iſt die Quelle aller ihrer Handlungen, und die Ruhe, die Tugend iſt faſt immer der Zielpunkt ihrer Eitelkeit und Laſterhaftigkeit.

Diana war nun wirklich angeſtellt im Schloſſe und ſie hatte neben ihren Geſchäften Zeit genug, ihrem verſtorbnen Vater nachzuweinen, welches ſie auch redlich that.

Ihr Vater war ja ihr Alles, ihr redlichſter Freund und Rathgeber, ihr zärtlichſter, beſter Vater, ihr treuer Warner und Beſchützer! — ach, und dazu kam nun noch, daß ſie ſein letztes Todesleiden ſo ſehr verbittert hatte, daß ſie wohl gar geradezu Schuld an ſeinem Tode war.

Dieſe Gedanken machten ihr in der Einſamkeit oft ſo ſehr bange, daß ihr Leiden die tiefſte Melancholie wurde.

Womit ſoll ich nun das wieder gut machen, weinte ſie faſt beſtändig — Gott! Was für Unglück mußte über meinen redlichen Vater nicht alles ausbrechen. Himmel! Wie wunderbar ſind Deine Schickſale! Ich wollt' ihn erretten vom Tode und hab' ihn ſelbſt zum Tode hingeführt.

Kein wollüſtiger Gedanke, der vielleicht in jeder andern Lage ſich ſehr natürlich eingefunden hätte, konnte durch dieſe Melancholie ihrer Empfindungen, durch dieſe Seelenleiden dringen — die Nacht ihrer Seele war eine Gewitternacht, wodurch auch die Sonne nicht dringen kann.

In dieſem Zuſtande war ſie denn auch vor Verſuchungen bewahrt; der Fürſt bemitleidete ſie und ließ ſich jenen Schritt ſchon ſehr leid thun, und er richtete deswegen kaum einmal einen lüſternen Blick nach ihr.

Sie war bei dem Gedanken an ihres Vaters Tod so aufgebracht auf den Fürsten, so böse gegen sich selbst und gegen jenen zu schwachen Augenblick, daß sie sich oft wie in einer Art von Raserei vor die Stirn schlug, und trostlos ganze Nächte hindurch wachte.

In tiefer Traurigkeit lebte sie ihre Tage ihr hin; sie hatte ihren Vater zu lieb gehabt, sie konnte ihn nicht vergessen.

Gott! was würd' er denken, wenn er aufstünde und sehe dich hier im Schlosse des Fürsten; dies durchschauerte sie schrecklich — Nein! sie kann hier nicht bleiben, sie will morgen fort!

Die Nacht kam; ach bräch' ihr doch der Morgen erst an — wie will sie diese Nacht durchwachen! Der schreckliche Gedanke läßt sie nicht ruhen.

Wer weiß, ob sein Geist sie nicht sieht — ach, wenn er zu mir diese Nacht käme, wenn er mich zur Rechenschaft stellte, wenn er mich mit kalter Hand angriffe und seine Todeskälte mich durchbebte — ach, ich kann nicht allein seyn!

Im Leben warst Du mein Alles, ich konnte ohne Deinen Anblick nicht leben, und nun schauere ich vor Dir zurück — ich muß ein böses Geschöpf geworden seyn! Gott im Himmel! Ich bin nicht mehr so gut, nicht mehr so rein, so unschuldig, sonst

dürft' ich vor Dir nicht erzittern, Geiſt meines Vaters!

Sie legte ſich mit Fieberſchauern zu Bette; Furcht und Schrecken grieſelte ihr durch die Haut, ſie fuhr oft hoch auf, erſchrack oft vor ihrer eigenen Hand, wenn ſie ſich ſelbſt damit berührte.

Es war Mitternacht; die ſchreckliche Stunde des böſen Gewiſſens rückte heran, die Stunde, wo Lippen ſich vor Angſt verkrampfen und Herzen verzehrend ſich zerſchlagen, wo die blaſſe Furcht gegen ſich mit allen Schreckniſſen der Einbildung wüthet, und der erhitzten Phantaſie die fürchterlichſten Geſtalten vorgaukeln — die Geiſterſtunde ſchlug.

Da bebte fürchterlich unter ihrer Bettdecke Diana zuſammen; ihr Haar ſträubte ſich empor, ihr Herz arbeitete laut im Buſen, der Gaum war trocken, die Zunge klebte am Gaume.

Da wiſcht es an die Thür, wie wenn man Kreide abwiſcht, dann iſt's ihr, als ob ſich ein Wind erhübe; ein dumpfes Sauſen fährt durch das Zimmer, da bebt ein blaſſer Schatten her, ſie hält die Hand vor die Augen und doch ſieht ſie den ſchrecklichen Schatten.

Da will sie laut aufschreien, aber es läßt sie nicht, es drückt sie ans Herz, sie kann nicht athmen — ein paar schrecklich große Augen rollen hier und da im Zimmer umher, den Geist sieht sie nicht mehr; aber die Augen, die großen, erschrecklichen Augen sieht sie, und wenn sie die Hand vorhält, dann schweben sie ihr im Auge zwischen den Augenliedern und der Sehlinse.

Gott erbarme dich, flüstert sie, der Schreck erstickt ihre Stimme; Angstschweiß übergießt ihren ganzen Körper.

Nein! ich will nicht hierbleiben, Geist meines Vaters!

Die beiden wilden, großen Augen lassen ihr nur noch ihr Weißes sehn, als ob sie um etwas bäten und flattern bei diesem Ausrufe ängstlich zurück.

Sie kommen wieder näher, eine Nebelgestalt umgibt sie — die Augen kriechen dicht an ihr Kopfkissen hin — ach wo soll sie hin vor diesen schrecklichen Augen!

Diana ringt die Hände und weiß nicht mehr, was sie thun soll; ihre Angst wird endlich Wuth; sie reißt sich aus dem Bette auf, drückt die Augen fest zu.

Ich will ihr gleich fort! ruft ſie.

Da ſehn die großen Augen ſie freundlich an und entfernen ſich von ihr — ſie hat aber doch nicht Muth, ſich anzuziehn; bei jeder Bewegung, die ihre Hand oder ihr Fuß vornimmt, werden die Schauer, die ſie durchfahren, fürchterlicher, ſie ſteht ſtarr da — hätte ſie doch nur einen Menſchen, mit dem ſie ſprechen könnte, bei ſich — ſie kann nicht mehr allein bleiben — ſie will zur Haushälterinn gehen, die eine Treppe höher ſchläft; ſie tappt ſich durch die Finſterniß nach der Thür — die Augen ſind fort, — ſie eröffnet die Thür und hört eine bekannte Stimme ſie fragen: was wimmerſt Du ſo, liebes Mädchen? — ſie ſieht einen Mann im Schlafrock vor ſich ſtehn.

Dieſer Schreck ſtürzt ſie beinahe zur Erde nieder — die beiden großen Augen traten in dieſem Augenblicke dicht vor ihr Geſicht und glühten fürchterlich und wild, und riſſen ſich dreimal ſchrecklicher, wie vorher, auf.

Der Schlafrockmann faßte ihre zitternde Hand — was iſt Dir denn, Diana?

O Gottlob! daß ein Menſch ihr in der Nähe iſt — und wer — Diana erſtaunte nicht darüber — denn ſie war vor Schrecken ſich ihrer noch nicht bewußt — es war der Fürſt.

Diäna nahm willig seine Hand, ohne ein Wort zu sprechen, um nur von dem schrecklichen Zimmer fortzukommen und nicht mehr allein zu seyn, und Dianens grauenvoller Traum kam diesmal dem Fürsten so sehr zu statten, daß er ohne Weigern ihrem Munde wohl tausend Küsse aufdrücken konnte.

Es gibt Träume, die wirklich äußerst schädlich seyn können für die Moralität des Träumenden; mancher Jüngling, manches Mädchen lernte durch einen lebhaften Traum das Verführende der Wollust kennen, und die in der Brust wohnenden Triebe wurden seitdem zu Leidenschaften, welche lichterloh brannten und nur immer darnach schmachteten, diese Wollust in der Wirklichkeit zu genießen.

Von der Art war nun freilich Dianens Traum nicht; aber er schadete ihr durch seine zu großen Schreckniße nicht minder; denn nun erschien ihr der Ton des Fürsten und sein Händedruck im Gegensatz jenes schrecklichen Gespenstes viel anlockender und Zutrauenerregender; der gegenwärtige Augenblick war Himmel gegen die vorigen; sie ging zutraulich, wie einst an der Hand ihres Vaters, dem Fürsten zur Hand — und schmiegte sich dicht an ihn, als an ihren Retter.

Komm, süßer Engel, bei mir soll Dir nicht grauen, flüstert er ihr zu, Du sollst nie wieder in

dem Zimmer ſchlafen und auch nie mehr allein ſeyn.

Ach, was waren das für ſchreckliche Augenblicke! flüſtert ſie itzt mit bebenden Tone! und itzt trat ſie in das Schlafkabinet des Fürſten.

Ein langer Spiegel, der Thür gegen über, ſetzte ſie wieder in Schrecken; ſie ward es ſich itzt erſt bewußt, daß ſie faſt ganz nackend neben dem Fürſten ſtand, daß nur ein dünnes Nachtkamiſölchen ihre Bruſt umhüllte und ſie am Untertheil ihres Körpers bloß mit dem Hemde überdeckt war.

Des Fürſten raſchere Umarmung hätte ſie vorher, als er ſie bei dem Herausgehn aus ihrem Zimmer empfing, wohl daran erinnern können; aber da ließ ihr der eben erlebte Schreck noch keine Beſinnung.

Sie wollte ſich itzt aus den Armen des Fürſten loswinden und fliehen. Wohin? Zurück in das ſchreckliche Zimmer?

Diana zitterte zuſammen und ſchmiegte ſich an den Fürſten.

Aber ſo kann ich mich unmöglich ſehn.

Der Fürſt lächelte und warf ihr ſeinen Schlafrock um.

Diana wollte ihm nun ihren ſchrecklichen Traum erzählen; aber ſeine Küſſe ließen ſie nicht dazu kommen.

Diana

Diana war ein Mädchen und noch dazu ein ſehr Temperamentvolles Mädchen; mehr haben wir nicht nöthig zu ſagen; der ſchöne Duft des Zimmers, ſeine angenehme Farbenmiſchung, das ſanfte Hell-dunkel, das der Silberſtrahl eines Wachslichts hinter einem Schirm hervorwarf; alles dies ſtand in einem ſo ſchönen und verführeriſchen Kontraſt mit ihrem ſchrecklichen, grauenvollen Schlafzimmer, daß ihrer Empfindung nothwendig ſehr wohl dabei ſeyn mußte.

Außerdem waren des Fürſten Augen ein paar feurige, ſchöne Augen, und ſie ſchienen ihr heute um ſo ſchöner, da ſie vorher ſo ein paar entſetzliche geſehn hatte.

Es ging Dianen, wie es manchem Landfräulein geht, das nur ſelten einen jungen Mann bei ſich ſieht, und nichts als Bauern und unhöfliche Menſchen um ſich hat; da macht dann der mittelmäßigſte Städter oft ſein Glück, wenn er erſcheint; denn es gibt dort nichts beſſeres, und mancher Hofmeiſter, mancher Verwalter und mancher Jäger und Bediente hat davon recht plaiſante Erfahrungen gemacht.

O laſſen Sie mich, weinte Diana.

Der Fürſt.

Sei nicht einfältig, liebes Mädchen — hier iſt kein Geiſt.

Diana.

Aber er wird wiederkommen.

Der Fürſt.

Es war nie einer da, Deine melancholiſche Phantaſie, Dein dickes Blut, das Dir zu ſtark nach den Augen trat, ſchuf Dir dieſe Schreckensbilder.

Diana.

Nein! Nein! Ich habe ſie ja deutlich geſehn, die großen, ſchrecklichen Augen.

Der Fürſt.

Drück einmal die Augen feſt zu, wenn Du Dich erhitzt haſt, dann werden Dir lauter Ringe vor den Augen umherlaufen, und das war auch dieſe Nacht bei Dir der Fall, und dieſe Ringe machte denn Deine fieberkranke Phantaſie zu Augen.

Diana.

Aber das Sauſen, welches ich um mich hörte?

Der Fürſt.

War das Blut in Deinem Kopfe, das zu ſtark dort hingetrieben war, und da geſchwinder durch ſeine Kanäle ſprudelte.

Des Fürſten Worte überzeugten ſie nicht; aber mehr ſeine Küſſe; Diana hatte — wer hätte ſich dies träumen laſſen ſollen! — bald Traum und Augen vergeſſen, und lag bei dem Fürſten in unkeuſcher Umarmung.

Sei es, was es ſei, was itzt bei ihr alles zuſammenkam und ihre ſonſtige Schamhaftigkeit, und die Stimme ihres Gewiſſens ganz erſtickte, was ſelbſt einen ſo warnenden Traum, und alle jene Bitten und Lehren, und das letzte ſchreckliche Schickſal ihres Vaters, vergeſſen machte — kurz, Diana war itzt völlig wollüſtiges, ſchamloſes Mädchen.

Das müſſen wir nur noch hinzufügen, daß unter den erſten Worten, wobei ſich Diana gegen ſein Zudringen matt wehrte, die waren: nein! ich laſſe mich nicht verführen! und er darauf antwortete: närriſches Mädchen, wenn Du das verführen nennſt, ſo biſt Du's ja ſchon, Du haſt ja den Schritt ſchon gethan, und dies beſtach und beräubte Dianens Schamhaftigkeit völlig; ſie dachte: was iſt's, ich bin doch ſchon einmal gefallen, bin doch kein reines, unſchuldiges Mädchen mehr — wozu nun dieſe ſtrenge Zurückhaltung!

Der zweite Schritt iſt immer hundertmal leichter, als der erſte, das weiß man aus Erfahrung, und bei Dianen war wirklich jener erſte Fehltritt

der ſtärkſte Beweggrund zum zweiten; denn Leidenſchaft und Wut und Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt, haben dann ſchon mit einander Komplott gegen ihren Sklaven, den Menſchen, gemacht.

Arme Diana, vielleicht iſt das Erwachen aus dieſem betäubenden Traume ſchrecklich!

Doch itzt hörſt du keine Warnung und keinen Ruf an dich; iſt doch ſelbſt dein Vater, der dir alles war, vergeſſen; der Mann, der ein Todesurtheil unterſchreiben wollte, wenn du ihn nicht davon zurückhieltſt, liegt ja zu deinen Füßen, der aber vielleicht eben ſo fähig iſt, wenn er ſich abgekühlt hat und ſeine Empfindungen abgeſpannt ſind, bei einer kleinen, faſt jedesmal den überſatten Genuß begleitenden üblen Laune, dein eignes Todesurtheil mit kaltem Blute zu unterſchreiben oder dir allenfalls ein Giftpülverchen einrühren zu laſſen, damit du es nicht wiederſagſt, auf welche Art er dich fing, und was das Opfer deiner Keuſchheit dich und ihn koſtete.

Der Morgen graute, Diana und der Fürſt ſahen den Morgenſtrahl nicht; ſie ſchliefen nach der Ermattung ein.

Der helle Tag war da, die Sonne blickte nach dem unkeuſchen Lager ſchon ſeit vier Stunden, und da taumelten ſie vom Lager auf.

Der

Der Fürſt (lächelnd.)

Wie haſt Du geſchlafen, Diana?

Diana (verdrüßlich.)

Nicht gut.

Der Fürſt.

Wie ſo, ſchläft ſich's in meinen Armen übel?

Diana.

Ich wollt', ich hätt' im Grabe geſchlafen.

Der Fürſt.

Ei, da iſt's verzweifelt kalt — Du biſt ein wunderbares Mädchen, Du taugſt nicht zur Maitreſſe.

(Diana weint.)

Wollte Gott, daß dies Wahrheit wäre!

Der Fürſt.

Das iſt's wirklich; denn meine Maitreſſen ſehn keine Geiſteraugen.

Diana (laut weinend.)

Ach! ich bin ein Ungeheuer!

Der Fürſt (übel gelaunt.)

Ja, beſſer hätt' ich auch gethan, ich wäre die Nacht ſtill für mich im Neſte geblieben.

Der Fürſt war überſatt vom Genuſſe, und er hätte in dieſem Augenblicke gern geſehn, wenn ſich Diana aus dem Staube machte; er hatte ſo

genug

genug zu ernähren, und ſeine Ausgaben überſtiegen ſchrecklich die Einnahmen.

So geht es allen Wollüſtlingen, wenn ſie ſatt ſind, iſt der Ekel auf der Stelle da; dann wünſchten ſie des Geſchöpfs los zu ſeyn, das ſie ſo ſättigte.

Wenn bei dieſem Gedanken doch jedes wollüſtige Mädchen nur ein Viertelſtündchen verweilen und meine Winke verfolgen wollte, es würde ſie auf Betrachtungen führen, die man wohl alle Tage machen könnte, aber die man ſo ſelten macht.

Der Fürſt.

Aber Du biſt unausſtehlich — Diana, warum weinſt Du ſo?

Diana.

Warum haben Sie mich ſo unausſtehlich gemacht?

Der Fürſt (ärgerlich.)

Seh mir einer, war es nicht Dein eigner Wille?

Diana.

Das wer's nicht — das vergeb' Ihnen Gott.

Der Fürſt.

Du biſt mir ja ſelbſt in die Arme gelaufen.

Diana.

Ha! Das ſprechen Sie nicht wie ein ehrlicher Mann!

Der Fürſt.

Ich bitte, mit mehr Ehrfurcht ſich auszudrücken.

Diana.

Gott im Himmel! iſt das der Dank?

Der Fürſt.

Wozu noch Dank! Wahrhaftig, das ſeh' ich nicht, iſt's nicht Ehre genug, daß ich mich ſo weit zu Dir heruntergelaſſen habe?

Diana (die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend.

Ehre? Das ſich Gott erbarm'! Ehre? — Es ſoll einem armen Mädchen zur Ehre gereichen, wenn ein gnädiger Herr ſich ſo weit herabläßt, ſie unglücklich zu machen (ſie lacht laut auf.)

Der Fürſt.

Geht zum Teufel, Weiberzeug!

Hier erfüllt doch wohl jeden Leſer und jede Leſerinn Abſcheu. Die Abſpannung machte den Fürſten jedesmal unleidlich; er war dann zu allen Zänkereien geneigt und verdreht' und übertrieb jeden Fehler, den andere machten. Dann war er verdrüßlich über ſich ſelbſt, denn er fühlte ſich immer ſchwächer, ſeine Nerven immer ſtumpfer und ſeine Gefühle immer ſchlaffer werden. Und das

ärgerte ihn; denn er wollte gern immer ein gesunder, blühender Mann seyn.

Diese zänkische Laune mußte Diana itzt ganz in ihrer unleidlichen Kraft fühlen, und sie um so mehr, weil ein höherer Grad der Wollust gegen sie einen höhern Grad der Abspannung hervorbrachte.

Welche warnende Winke für Frauenzimmer! Männerlaunen aus diesen Ursachen sind so selten nicht; sie fangen dann wohl an, darüber zu moralisiren, daß sich das Frauenzimmer, mit dem sie es trieben, dennoch nicht hätte so wegwerfen, und so bloß geben sollen. Ich dächte, diese Moral müßte dem vorher durch Schmeicheleien verzärtelten Ohre beinahe so bitter, als ein Todesurtheil klingen.

Der Fürst.

Nun geh auf Deine Stube, ich habe nun zu thun.

Diana.

So? — Nun kann ich also gehn? O Sie unbarmherziger Mann!

Der Fürst.

Ich verbitte mir alle weitere Anmerkungen bei meinen Befehlen — Sie gehn, Demoiselle!

Diana.

Diana.

Unbegreiflich! Wer hat mich denn hergeholt — und wo soll ich gehn.

Der Fürst (pikant.)

Ja! denn ich habe zu thun.

Diana kann ihren Unwillen nicht mehr zurückhalten.

Haben Sie etwa wieder ein Todesurtheil zu unterschreiben?

Diana wußte selbst nicht, wie ihr dies herausfuhr und warum sie dies sagte; aber es war nun einmal heraus, und der Fürst zitterte vor Wuth, und seine Augen rollten fürchterlich wild umher.

Der Fürst.

Heraus, sag ich!

Diana.

Ja! ich gehe, um es — —

Der Fürst.

Bettelbirne! was für Drohungen!

Diana.

Ja! ich will es der ganzen Welt sagen, wer Sie sind, und wie Sie mich behandeln.

Der Fürst.

In Gottes Namen! Man wird die Bettelbirne verlachen!

Diana (mit Stolz.)

Ich war mehr, als Sie, eh' Sie mich verführten, ich war ein reines, gutes, unschuldiges Mädchen, war die geliebte Tochter eines redlichen Vaters; aber Sie haben mich zu einer Betteldirne gemacht — Sie haben Recht! Sie haben mich verführt!

So eben tritt eine stattlich angezogene Dame, die erste Maitresse des Fürsten, herein, ergreift des Fürsten Hand vertraut und frägt, was es hier gibt, warum es so laut ist?

Der Fürst.

Eine Betteldirne macht mir hier den Kopf warm.

Die Dame.

Dafür ist ja wohl guter Rath.

Diana.

Verzeihen Sie, meine Dame, wer Sie auch sind, Sie können hier Schiedsrichterinn seyn.

Der Fürst (sie unterbrechend.)

Verzeih, liebes Viekchen, ich hatte mir den Spaß gemacht, dies Mädchen zu meiner Gesellschaft diese Nacht zu wählen, und nun ist sie bettelstolzig.

Die Dame (zum Fürſten.)

Das iſt die Folge davon, daß Sie Sich ſo wegwerfen.

Der Fürſt.

Sie kam ja ſelbſt zu mir gelaufen dieſe Nacht.

Diana greift ſich mit den Händen nach den Haaren — o, um Gottes Willen, bringen Sie mich nicht auf.

Die Dame.

Ich möchte wohl ſehn, was ſich da erheben würde, wenn ſo ein pauvres Geſchöpf ärgerlich würde.

Diana.

Ich wette, ich bin mehr, als Sie — denn ich fühl' es noch, daß mich der Herr hier entehrt hat; aber Sie fühlen es nicht mehr!

Die Dame.

Sie iſt zum todlachen; komm, Lieber, wir wollen uns mit ihr amüſiren.

Der Fürſt.

Nein! Nein! Ich hab' ihr ſchon die Thüre gewieſen.

Die Dame.

Und ſie geht nicht?

Diana (voll Ehrgefühl zum Fürſten.)

Nein, nicht eher, als bis Sie widerrufen, daß ich nicht zu Ihnen gekommen bin, ſondern daß Sie mich aufgeſucht haben.

Die Dame.

Ich merke an Ihr, Sie iſt ſchon alt geworden in den Kunſtgriffen; geh Sie gleich heraus, ich befehl' es Ihr.

Diana.

Und ich werde nicht gehn.

Die Dame.

So wird ſie herausgeworfen werden.

Diana.

Das wart' ich bloß ab.

Die Dame.

Mein Gott! Sie ſind ja Fürſt, ſo werfen Sie doch das niedrige Menſch heraus.

Diana (ruhig.)

Niedriges Menſch? Sehr wohl! Darüber kann ich mich nicht ärgern; denn das bin ich nicht; aber dennoch ſoll es die ganze Welt hören, daß Sie mich ſo genannt haben; ich bitte Sie, eh' Sie mich ganz in wüthende Verzweiflung ſtürzen, hören Sie erſt, ob ich Ihre Behandlung verdiene?

Der

Der Fürſt.

Sie braucht das nicht zu wiſſen.

Die Dame (Naſerümpfend.)

Verzeih, Lieber, nun will ich's wirklich wiſſen.

Der Fürſt.

Ich habe ihren Vater vom Tode gerettet; edler kann man doch wohl nicht handeln.

Diana.

Was Sie auch nach der Gerechtigkeit ſchon hätten thun müſſen, und was Sie ſehr ſchlecht angefangen haben.

Die Dame.

Aber welche Impertinencen!

Diana.

Nichts als lautre, reine Wahrheit, urtheilen Sie, meine Gnädige.

Ihr ließ ſich die Dame auf's freundlichſte zum hören herab; Diana hatte ohne Wiſſen ihr dieſes Beiwort gegeben.

Der Fürſt.

Heraus! Ich befehl' es, gleich heraus! Was will das Menſch hier!

Die Dame.

Nein! ich befehle, Sie ſoll bleiben.

Der Fürſt.

Und ich befehle, Sie ſoll gehn.

Die Dame.

Sind Sie unklug? Begegneten Sie mir je ſo?

Der Fürſt (wild.)

Ihr ſchändliches Weiberzeug, ich will mit euch allen nichts mehr zu ſchaffen haben.

Die Dame (ſpöttiſch.)

Alſo hätt' ich wohl gar meinen Abſchied? Ha, ha, ha! Es koſtet mir ja nur einen Blick.

Der Fürſt (in voller Furie.)

Das will ich euch doch ſogleich zeigen! (er ruft aus der Thüre: Wache!

Die Wache tritt herein.

Die Dame (zum Fürſten.)

Ich befehle, daß Sie ſie ſogleich abgehn laſſen — oder ſoll ich herausplatzen.

Der Fürſt.

Womit? ich weiß von nichts.

Die Dame.

Soll ich heraus mit allen Ihren Geheimniſſen?

Diana (die Muth erhält.)

Haben Sie mich nicht verführt?

Der

Der Fürſt.

Heraus, ſag ich! Ihr Beſtien — Greift ſie an!

(Die Dame (die von der Wache ergriffen wird.)

Was? Die Wache mich fortſchleppen? Haben Sie nicht den Kammerrath vergiften laſſen wollen, um ſeine Frau zu Ihrer Hure zu machen?

Haben Sie mir nicht eingeſtanden, daß Sie mit Ihrem Friſeur ſich ſchändlich eingelaſſen haben?

Haben Sie nicht den Vater dieſes armen Mädchens bloß darum ſterben laſſen wollen, damit ſie Ihnen deſto ſichrer in die Hände fälle?

Dies ſtröhmt ihr alles fort, keine Wache kann ſie zurückwehren — der Fürſt ſinkt zurück auf einen Stuhl.

Haben Sie mich nicht meinen Eltern geſtohlen, und mit dem niederträchtigen Pfaffen mich verkuppelt? *)

Haben Sie nicht auch mit meiner jüngſten, unerwachſenen Schweſter Unzucht getrieben?

H 5 er-

*) Die Geſchichte dieſer Dame befindet ſich in dem 2ten Theile der Raritäten von Berlin.

Haben Sie nicht bloß um Ihrer lüderlichen Absichten halber, die Losgabe jenes Pfarrers Sohn erschwert, damit sich seine Schwester erst Ihnen in die gottlosen Arme werfen sollte — und hab' ich sie nicht noch von dem Lasterworte errettet? Was können Sie von mir wissen, hab' ich nicht tausend Ungerechtigkeiten unterdrückt — o wüßtest du es, du gutes, schwaches Volk!

Itzt springt er wüthend auf: bringt die Kanaille ins Tollhaus, ihr seht, sie ist verrückt — ich beschwör' Euch meine Unschuld an allem, sonst könnt' ich auch wohl nicht so ruhig sitzen.

Die Dame.

Nun so soll Dich Gott richten, Du schändlicher Unmensch!

Der Fürst stößt sie itzt mit dem Fuße, sie springt an ihn und greift ihm nach der Kehle, daß er braun und blau wird.

Hülfe! schreit er. Mord! Hülfe!

Die Wache schleppt sie fort. Ihr seid Zeugen, sagt er, sie hat mich umbringen wollen — ins tiefste Gefängniß — wo der letzte Mörder saß — beide Kanaillen zusammen — kein Mensch soll mit ihnen reden!

Die

Dianen nahm die Dame (wie wir sie auch noch ihr nennen wollen) in die Arme, und nun ging sie mit Zähneknirschen und Lachen fort und Diana sah vor sich nieder und hatte keinen Ausdruck für ihren Jammer.

Der Fürst war außer sich; er beschloß die fürchterlichste Rache; er ließ sogleich seinen Kammerdiener kommen; dieser war sein Vertrauter, und wußte selbst um die Geheimnisse, die ein kluger Mann kaum einmal seinem Weibe mittheilt.

Ein schwacher Fürst muß auch die größte Kleinigkeit mittheilen; sie hat in seinem kleinen Herzen eben so wenig Platz, als die wichtigste Sache, und daraus entsteht dann oft das größte Unheil.

Der Kammerdiener war nicht so klug, dieser gefährlichen Nähe des Fürsten auszuweichen; je näher, desto besser! er drängte sich nach Geheimnissen, ohne daran zu denken, daß er als Mitwisser und Mitwürker einst dafür auch mitbüßen könne.

Er hatte vorher schon im Nebenkabinet gehorcht, und wußte schon alles, was vorgegangen war; doch verrieth sein Gesicht das nicht.

Der Kammerdiener.

Was befehlen Ew. Gnaden?

Der Fürſt.)

Was denkſt Du Dir von der saubern Dame, die ich eben habe transportiren laſſen?

Der Kammerdiener.

Daß ſie nichts taugt — das hab' ich lange gemerkt.

Der Fürſt.

Denke Dir, alle unſre Geheimniſſe will ſie verrathen; ich bitte Dich, rathe mir!

Der Kammerdiener zuckt mit den Achſeln.

Der Fürſt.

Ich bitte Dich, rede und ſiehe zu, daß wir nicht in Verlegenheit kommen.

Der Kammerdiener.

Sie ſehn's doch nun ſelbſt, gnädiger Herr, daß die Weiber nichts taugen; hätten Sie mir's allein anvertraut, ſo hätte kein Teufel etwas davon erfahren ſollen.

Der Fürſt.

Sei doch nur ruhig und rathe, was wir da anfangen, daß die das Maul hält.

Der Kammerdiener.

Wenn die beſten Pferde nur nicht immer das wenigſte Futter bekämen, dann wollt' ich wohl ſprechen.

Der Fürst.

Nun, Du sollst 30 Rthlr. Zulage haben, sei doch nur ruhig, hier ist bei Verzögerung Gefahr.

Der Kammerdiener.

Lassen Sie mich einmal selbst mit den beiden armen Sünderinnen sprechen, ich will sie einmal erst ausholen, und dann will ich rathen.

Der Fürst.

Bravo! sei klug, Du sollst belohnt werden; ich weiß mich gar nicht, wie mich meine Hitze so übernehmen konnte — hätt' ich doch lieber nachgegeben, hätt' ich die Güte versucht.

Der Kammerdiener.

Sie dürfen sich ja nichts vergeben — Sie sind Fürst; ich gestehe Ihnen so, die Madame war mir lange im Wege; sie hat's nie gut gemeint; ich habe immer dazu geschwiegen, ob es mir gleich nicht lieb seyn konnte, daß Sie ihr meine Tochter nachsetzten; ich dächte, meine Tochter wäre doch nicht weniger schön.

Der Fürst.

Du hast Recht! Ich habe darin gefehlt, will aber alles wieder gut machen. Deine Tochter soll 200 Rthlr. jährlich mehr haben — sage nur, wie ich aus der Verlegenheit komme?

Der Kammerdiener.

Sorgen Sie nicht — es ſoll alles gut gehn; halten Sie nur meine Tochter recht ehrenweeth, ſie wird ſich ſchon noch recht gut appliziren.

Der Fürſt (der ſich hier kaum des Lächelns erwehren kann.

O das hat ſie ſchon gethan; ſie ſpielt ihre Rolle recht gut.

Der Kammerdiener.

Nun das freut mich, daß ſie mir keine Schande macht.

Mit dieſem letzten Ausdrucke, den man von der einen Seite belachen, und über den man von der andern Seite die Zähne knirſchen möchte, empfahl ſich der Kammerdiener.

Der Fürſt rief ihm nach: nun beſorge ja alles recht gut, daß Du mir und Dir Ehre machſt.

Der Kammerdiener (hereinrufend.)

Sie ſollen alles wiederrufen, dafür ſteh' ich, aber einige Geldrollen wird es koſten.

Der Fürſt.

Und wenn's mir mein beſtes Landgut koſtete, rette mich nur aus der Verlegenheit.

Wir beſuchen itzt unſre beiden Gefangnen.

Diana war außer ſich vor Jammer; ſie ſaß mit der zugleich gefangnen Maitreſſe in einem Gefängniſſe — in eben demſelben — o ſchrecklich! ſchrecklicher! in welchem ihr Vater geſtorben war.

Hier konnte ſie nun wieder ihrer Traurigkeit recht nachhängen; alles erinnerte ſie hier an ihren theuren Vater.

Dort an der Wand ſtand ſein Name und der unglückliche Tag, an welchem er in dieſes Unglück fiel.

Hier fiel ſie nieder auf die Erde, ſcheute ſich nicht vor ihrer Mitgefangnen und richtete ihr thränend Auge nach dieſem Namen hinauf: ach zürne nicht, ſo ſprach ſie, zürne nicht mehr, Geiſt meines Vaters, ich dulde und büße ja nun genug; verſöhne dich mit mir. Alles was ich that, that ich ja doch aus Liebe für dich; war Liebe und Sorge für dein Leben nicht die ganze Veranlaſſung meines Schrittes? was kann ich dafür, daß mich Menſchen ſo mißbrauchten. O ſegne mich, Geiſt meines Vaters; nur noch einmal ſegne mich; ich will meine Sünden abbüßen, will dann gern ſterben, dann ſollſt du dich meiner nicht ſchämen vor Gott. Ach! könnt' ich dich nur noch einmal umarmen,

armen, nur einmal zu deinen Füßen weinen — dann würdest du mir so gern vergeben, du würdest mir deine Hand auflegen und rufen: sei getrost, meine Tochter! Weine nicht mehr!

Ach, noch kommt kein Trost in meine Seele! — willst du mich nicht erhören? Willst du mir denn nicht vergeben? Mein Herz hat ja so wenig Theil daran genommen.

Sei ruhig, liebes Mädchen, sprach ihre Mitgefangne; mache Dir darüber keine Grillen; ich will Dich nicht verlassen; denn ich sehe, Du bist es werth; glaube mir, ich bin nicht so verwildert, als die Damen meines Standes wohl häufig zu seyn pflegen, ich bin so schrecklich verführt, Du sollst meine Geschichte hören. Verzeih mir, wenn ich Dir nicht so begegnete, als ich sollte; es konnte mir, da ich bei dem Fürsten war, nicht gleichgültig seyn, ob ich eine Nebenbuhlerinn hatte oder nicht; Du wirst Dir das selbst denken können — kannst Du mir's vergeben?

Diana.

Von ganzer Seele; hab' ich Sie doch schon lieb gehabt, eh' ich Sie noch persönlich kennen lernte.

Wie das?

O ich kenne Sie durch Ihre edle That gegen unsers Predigers Sohn! Weißt

Weißt Du das? O die Friederike ist ein prächtiges Mädchen, der Fürst wollte sie verführen, setzte die Rettung ihres Bruders darauf; was ich zur Verhinderung dieses Schrittes that, rechn' ich mir als ein kleines Verdienst an. Du sollst sehen, liebes Kind, ich bin Deiner nicht unwerth; ich bin noch nicht ganz tief gesunken; aber wehe dem, wer einmal in dieser Karriere ist!

Was werden Sie aber nun anfangen?

Dem Fürsten nicht nachgeben.

Aber verzeihen Sie, wovon denn leben?

Eine Pension kann er mir gar nicht vorenthalten.

Wenn er aber nun alles thut?

Er kann nicht mehr thun, als ich thun kann; ich habe ihn ganz in meinen Händen. Gottlob, aber ich kann mir das Zeugniß geben, ich habe mich nie zu einem seiner bösen Anschläge brauchen lassen, ich habe immer widerstanden; Stillschweigen hielt' ich für Pflicht. Daß ich im Zorne manches vorhin verrieth, quält mich genug; aber Hitze ist auch mein größter Fehler, da vergeß ich mich so leicht.

Wer hätte sich es wohl träumen lassen sollen, daß diese beiden je so freundschaftlich gegen einander

seyn würden; für Dianen war es allerdings gut, daß sie an diesem für sie so schrecklichem Orte nicht allein war; denn wo hätte sie Muth hernehmen wollen, hier eine Nacht zu durchleben! Was würde da ihre Schreckenschwangere Phantaſie ihr zu schaffen gemacht und für schauerliche Dinge vorgestellt haben! Sie dankte deswegen ihrer Gesellschafterinn herzlich für ihr Gutmeinen mit ihr, und bat sie, sie nicht zu verlassen.

Indem sie noch so sprachen, trat der vorerwähnte Kammerdiener herein.

Gehorsamer Diener, meine schönen Damen.

Ohne Umstände, was wollen Sie?

Alles Gutes, wenn Sie mir nur zuhören wollen.

Wir sind ganz Ohr.

Der Kammerdiener.

Ich komme lediglich für mich her, (zu Dianens Gesellschafterinn) Sie dauern mich.

Ich weiß nicht, ob ich das zu beklagen oder mich —

Der Kammerdiener (ins Wort fallend.)

Nein! Nein! Es ist kein Spaß, hören Sie nur erst — ich will Sie nur warnen! —

Das

Das heißt bei Ihnen wohl so viel, als einen erst in den Sumpf hineinführen?

Der Kammerdiener.

Bei meiner Ehre, ich sage die Wahrheit — der gnädige Herr hat Ihnen den Tod geschworen, und Sie sollen auf sein Machtwort in diesen Tagen als eine Fürstenmörderinn aufs Schaffot geführt werden.

Man wird mich doch erst verhören?

Der Kammerdiener.

Der gnädigste Herr haben ausdrücklich befohlen: ohne Zeugen und Verhör; denn Sie sind von der Wache überwiesen.

Diana.

Um Gottes Willen, was fangen Sie nun an! und ich? (zum Kammerdiener)

Der Kammerdiener.

Sie sollen auf Gnade sitzen!

Diana.

Was heißt das, und was hab' ich denn gethan?

Der Kammerdiener.

Das heißt: bis an den Tod; denn die großen Herrn sind am gnädigsten, wenn die Leute tod sind, die sich gegen sie vergingen.

Diana.

Um Gottes Willen! Nennt Ihr das hier Gerechtigkeit?

Die Fremde.

Suche hier Gerechtigkeit! (sie lacht) Wenn Du ein Wild im Walde wärst, dann schösse man Dich doch nur zu einer, mit allen übereingekommenen Zeit tod — freilich immer eine klägliche Gerechtigkeit; aber sie ist denn doch genau und bestimmt.

Der Kammerdiener.

Ja, wie gesagt, Sie dauern mich.

Die Fremde.

Sollen Sie etwa die Stelle des Scharfrichters bei mir übernehmen?

Der Kammerdiener.

Ei, was trauen Sie mir zu! — ich kann nicht einer Taube den Hals umdrehen, nicht einen Finger bluten sehn.

Die Fremde.

Aber die Unschuld verkuppeln, Ihre eigne Tochter dem Fürsten zur Unzucht überliefern — das können Sie!

Der

Der Kammerdiener.

Verzeihen Sie — was thut man nicht, um sein Bischen liebes Brod zu haben; aber von etwas anderm zu sprechen — ich weiß einen guten Rath.

Die Fremde.

Der letzte, den wir annehmen würden.

Der Kammerdiener.

Nun, nun, es kömmt darauf an, daß Sie ihn erst hören; ich dächte, Sie machten sich unter der Hand aus dem Staube.

Diana.

Ach! wenn das anginge — und wenn ich bey ihm sein sollte.

Der Kammerdiener (zu Dianen.)

Nun, reden Sie nur fleißig zu, es soll schon gehn.

Die Fremde.

Und wie wollten Sie das anfangen?

Der Kammerdiener (mit behaglichem Tone.)

Was ist mir unmöglich!

Die Fremde (vor sich.)

Ja wohl! (laut) Nun, sagen Sie uns doch Ihre Maaßregeln!

Der Kammerdiener.

Nichts iſt leichter; wir ſchenken dem Gefangenwärter fleißig ein.

Die Fremde (zu Dianen von der Seite.)

Merkſt Du, wie dem gnädigſten Herrn das Herz klopft, wie das Gewiſſen ſchlägt, er weiß zu gut, wie ſehr ich ihm ſchaden kann; aber ich will's ihm nicht ſo leicht machen.

Der Kammerdiener.

Nun, können Sie ſich dazu entſchließen?

Die Fremde.

Nein! Ich bleibe hier! Man ſoll mein Verbrechen unterſuchen; das Land ſoll doch ſehen, was für Greuelthaten an unſerm Hofe ausgeübt werden.

Der Kammerdiener.

Was werden Sie gegen den Fürſten ausrichten!

Die Fremde.

Alles — und dann gratulir' ich, Herr Kammerdiener!

Der Kammerdiener.

Sie werden mit Ihrem Trotze wenig ausrichten.

Die Fremde.

So viel, daß Sie und Ihr Herr ſich nicht nach mehrerm ſehnen ſollen.

Der

Der Kammerdiener.

Alſo wollten Sie ſich nicht zur Flucht bequemen?

Die Fremde.

Nein! ich will rechtmäßig losgelaſſen ſeyn, und verlange Entſchädigung und Ehrenrettung; der Fürſt hat mich auf 10 Jahr engagirt, und nach Verfluß dieſer, hat er mir Penſion auf Lebenszeit verſprochen. — Wenn er dies Verſprechen hält — dann will ich gehn — eher nicht!

Diana.

Aber Liebe, retten Sie ſich doch, wenn der Fürſt nun auf ſeinem Kopfe beſteht —

Die Fremde (leiſe zu Dianen.)

Laß mich, ich weiß zu gut, daß er ein Poltron iſt, im erſten Augenblick ein Wütrich, im andern ein Bähſchaaf —

Verlaß Dich auf mich, er geht alles ein, was ich will.

Diana (weint.)

Wer weiß auch — wenn Sie hier bleiben, muß ich ja auch hier bleiben.

Die Fremde.

Das ſollſt Du nicht; Du ſollſt frei ſeyn, ehe noch 2 Tage vergehen, und will er das nicht, ſo

mach' ich Deine Freiheit geradezu mit zur Bedingung bei meiner Entschädigung, Du sollst sehen, was ich vermag. (zum Kammerdiener) Sagen Sie, was Sie gehört und gesehn haben, Ihrem Fürsten, und fügen hinzu, daß ich die Wahrheit eben so wenig, als den Tod scheue!

Der Kammerdiener.

Also richt' ich gar nichts aus?

Die Fremde.

Wenn Sie meine Bedingungen erfüllen, sonst mit nichts in der Welt.

Diana.

Aber bitten Sie doch nur für mich, daß ich loskomme.

Die Fremde.

Schäme Dich, Diana, wer Gerechtigkeit fordern kann, darf nicht um Gnade betteln; (zum Kammerdiener) meinetwegen mach' er nicht eine freundliche, bittende Miene.

Der Kammerdiener ging und versprach alles auszurichten.

Das bin ich überzeugt, sprach Diana, daß der alles genau ausrichtet; denn das ist seine rechte Hand und sein Herz.

Diana.

Diana.

Wenn er aber den Fürſten gegen Sie anhetzte, was iſt der arme Unterthan in der Hand des gegen ihn aufgebrachten Fürſten.

Die Fremde.

Genug! alles! wenn er Muth zu ſterben hat. Aber glaube mir doch, das ganze Intereſſe des Menſchen iſt ja bei meiner Geſchichte mit verknüpft, er ſieht nichts lieber, als daß ich entlaſſen werde, damit ſeine Tochter ans Ruder kommt.

Der letzte Ausdruck, ſo ſchnell er der Fremden auch entfuhr, ſo richtig war er doch; in jeder Bedeutung traf er.

Diana traute dem Dinge doch nicht ſo recht; das Sprichwort: mit großen Herrn iſt nicht gut Kirſchen eſſen, hatte ſich ſo feſtgeſetzt in ihrer Seele, daß ihr aller Muth zu trotzen verging.

Unterdeſſen langte der Kammerdiener bei dem Fürſten an und ſagte nun alles wörtlich wieder, und übertrieb die Drohungen ſo viel als möglich.

Der Fürſt war ſo engherzig, alles für baare Wahrheit anzunehmen, und er unterredete ſich deswegen mit dem Kammerdiener über die Maßregeln.

Was soll ich nun thun?

Der Kammerdiener.

Sie so bald als möglich fortschicken.

Der Fürst.

Aber wohin, daß sie mir nicht schadet?

Der Kammerdiener.

Ueber die Grenze.

Der Fürst.

So ohne allen Vorwand, wie kann ich das, und wie wird sie sich das gefallen lassen?

Der Kammerdiener.

Solche Geschöpfe lassen sich für Geld alles gefallen.

Der Fürst.

Ich bin bei dieser vom Gegentheil' überzeugt; wenigstens würd' es eine ziemliche Summe seyn müssen, wenn es sie gewinnen sollte; ich habe nie ein Frauenzimmer von größerm Ehrgeiz und wilderem Trotz gesehn, als sie.

Der Kammerdiener (heuchlerisch.)

Wirklich? Ja, dann muß es wohl eine große Summe seyn.

Der

Der Fürſt.

Ich ſetze 6000 Rthlr. dafür aus; dieſe kannſt Du ihr morgen früh auszahlen; ihr gibſt Du fünf und der Diana eintauſend — und beredeſt ſie, fortzugehen.

Der Kammerdiener (vor ſich.).

Ach! Wie einfältig! — Ich will alles wohl machen.

Der Fürſt.

Oder noch eins, biete Ihnen meine Gnade und Verzeihung an — ich will alles vergeſſen haben.

Der Kammerdiener.

O das glauben ſie nicht.

Der Fürſt.

Ich will ihnen den Pardon ſchriftlich überſchicken.

Der Kammerdiener.

Sie vergeſſen, gnädigſter Herr, daß die Dame ſehr trotzig iſt; auch hat ſie mir ausdrücklich nachgerufen: ſie will keine Gnade, und dann wären Sie bei der erſten Gelegenheit doch wieder in ihrer Gewalt, und vor ihrer Verrätherei nicht ſicher; aber das ſchwör' ich Ihnen, auf meine Tochter können Sie ſich, wie auf den Teufel ſelbſt, verlaſſen.

Der

Der Fürſt.

Nun gut, alles wie Du willſt.

Der Kammerdiener ging.

Man ſieht wohl, der Herr und ſein Kammerdiener waren ein paar wirklich einfältige Tröpfe, und hätte auch einer von beiden einmal einen geſcheuten Einfall haben können, ſo wurd' er doch gewiß immer äußerſt unklug ausgeführt.

Dem Kammerdiener war bei der ganzen Geſchichte für nichts weiter bange, als daß ſie ſich wieder einſchmeicheln und dann ſeiner Tochter in ihrer Nahrung ſchaden möchten; er beſchloß nun, alles aufzubieten, ſie ganz aus des Fürſten Augen zu entfernen; er begab ſich deswegen wieder zum gnädigſten Herrn.

Ja, gnädigſter Herr, über die Grenze müſſen ſie beide.

Der Fürſt.

Aber das wird Aufſehen machen; ich will ſie lieber begnadigen.

Der Kammerdiener.

Ums Himmels Willen nicht — was würde das Land ſagen; es iſt ſchon überall bekannt, daß ſie Sie hat ermorden wollen.

Der

Der Fürst.

Ja! Du hast Recht — ich darf nicht.

Der Kammerdiener.

Sie müssen gutwillig aus dem Lande gehn.

Der Fürst.

Wie willst Du das anfangen — das ist unmöglich.

Der Kammerdiener.

Lassen Sie mich nur machen.

Der Fürst.

Aber werden sie nicht außer Landes auch mich verläumden, kann ich ihnen das Maul so stopfen — und kann das mir nicht sehr schaden?

Der Kammerdiener.

Das will ich alles schon machen; wir müssen nur verhüten, daß es im Lande kein Aufsehn mache; vor allen Dingen fertigen Sie nur einen Schein aus, daß der Gefängnißmeister sie laufen läßt; und in der Stadt soll's denn heißen, sie ist im Gefängnisse gestorben — das will ich alles schon machen.

Der

Der Fürſt.

Aber Diana?

Der Kammerdiener.

Je nun, die haben Sie freigelaſſen, und bei Nacht und Nebel über die Grenze geſchickt.

Der Fürſt.

So könnt's ja bei der andern auch heißen.

Der Kammerdiener.

Ja — nein! — das geht nicht; dazu iſt ihr Verbrechen zu groß, das Volk glaubt dann, ihre Ausſagen ſind wahr, und Sie fürchten ſie.

Der Fürſt.

Ja! ja! Du haſt Recht!

Der Kammerdiener.

Nun ſetzen Sie ſich nur und ſchreiben den Loslaſſungsſchein.

Der Fürſt.

Wie ſoll ich das aber machen — der Gefängnißmeiſter wird ja —

Der Kammerdiener.

Nein! Nein! Setzen Sie ſich nur und ſchreiben.

Der

Der Fürſt ſetzt ſich und ſchreibt.

Der Kammerdiener diktirt:

Ich befehle euch hiermit, daß ihr die beiden in Verhaft ſich befindenden Frauenzimmer ſogleich los-laſſet, und dann vorgeben ſollt, daß die eine im Gefängniſſe geſtorben, und daß die Diane —

Der Fürſt (hält inne und beſinnt ſich.)

Und daß die Diana? — —

Der Kammerdiener.

Nun, haben Sie's?

Der Fürſt.

Nein, das geht nicht!

Der Kammerdiener.

Ach, ſchreiben Sie doch nur — es geht.

Der Fürſt.

Nein! da ſieht die Lüge klar heraus; daß ſie beide fortgelaufen ſind, wird man ſagen.

Der Kammerdiener.

Nun, ſo mögen ſie ſich beide aufgehängt haben.

Der

Der Fürſt.

Nun, wenn das gut geht, geht alles.

Der Kammerdiener.

Laſſen Sie mich ſorgen — wir könnten ſie zwar wohl beide entwiſchen laſſen.

Der Fürſt.

Aber der arme Stockmeiſter!

Der Kammerdiener.

Den begnadigen Sie nachher.

Der Fürſt.

Ja, das geht an.

Der Kammerdiener.

Oder noch beſſer — laſſen Sie ſie beide heimlich umbringen — dazu findet ſich ja wohl jemand.

Der Fürſt.

Du biſt ein abſcheulicher Menſch!

Der Kammerdiener.

Alles nur aus Liebe zu Ihnen, ſonſt kann ich keinen Hund tödten.

Der

Der Fürst.

Du verstehest Dich wohl also selbst dazu?

Der Kammerdiener.

Wenn's nicht anders wäre — zur Noth — — aber nein! — ich besinne mich, es ist besser, wenn wir sie entwischen lassen — die 6000 Rthlr. werden schon helfen und anspornen; mit dem Gefangenwärter will ich schon zurecht kommen; lassen Sie mich nur sorgen.

Ich mache über die wirklich dumme Vertraulichkeit zwischen Herrn und Diener und über die erschrecklichen Dummheiten in ihren Plänen überhaupt keine Anmerkungen, ob ich es gleich nicht für überflüßig hielt, dem geneigten Leser diese geheimere Unterhaltung, die ein Lakai im Nebenzimmer hörte, mitzutheilen.

Unterdessen ward es Nacht. Dianen ward es nun mit jeder Stunde der sich nähernden Mitternacht schrecklicher und schauerlicher zu Muthe.

Sie lag mit ihrem Kopf auf der harten Pritsche; denn der Gefängnißwärter hatte bis ihr noch den strengsten Befehl, bei Verlust seines Dienstes, sie nicht in seine Stube kommen zu lassen, ihnen weder Bett, noch andere Nahrung, als Brod und

ser zu geben, und Diana war eben so wenig wie ihre Mitgefangne vor Verdruß darauf gefallen, seine Pflichttreue durch Geld in Versuchung zu führen.

Wenn nur die schrecklichen Augen diese Nacht nicht wieder erscheinen! Diana zitterte der Mitternachtsstunde entgegen, und ihre Gesellschafterinn, der doch mitunter auch nichts Gutes ahnden mochte, weil der Kammerdiener gar nicht wiederkam, war von dieser Furcht um ein großes angesteckt.

Beide sahen mit starren Augen in die schwarzen Winkel und suchten sich die Furcht durch lautes Sprechen mit einander zu vertreiben, oder doch ihre Gedanken zu zerstreuen.

Itzt schauerte Diana fürchterlich zusammen und hatte kaum Herz, ihre Gesellschafterinn anzustoßen. Sacht flüsterte sie: Du bist ja so starr, Du siehst doch wohl nicht etwas?

Ach, ich weiß selbst nicht, wie mir so entsetzlich angst und bang' ist. Horch! da schlägt's 11 im Thurme!

Rücke näher her zu mir.

Draußen

Draußen heulte und pfiff der Wind; die kleine düstre Nachtlampe warf dämmernde, grausige Schatten um sich her; und die Eulen kreischten um den Thurmknopf.

Gott im Himmel! Was bewegt sich da?

Ich sehe nichts, Du grauſt Dich auch zu sehr; es ist ja Dein eigner Schatten!

Kein Wunder wär's nicht, wenn hier die Geister sich herumzögen — was mögen hier für Unglückliche schon geseufzt und sich zu Tode gehärmt haben!

Ja wohl, Du hast Recht.

Laß uns von etwas anderm sprechen.

Wir wollen uns nicht mehr fürchten — es ist ja alles zugeschlossen. Wenn ich nur schlafen könnte.

Ach schlaf um Gottes Willen nicht ein, wache! ich bitte Dich. Ist Dein Vater nicht in diesem Gefängnisse gestorben?

Ach — ja — erinnere mich nicht daran — er wird mir gewiß erscheinen. Horch — flüstert da nicht etwas draußen?

Nein! ich höre nichts.

Ja, ja! Horch!

Ich höre nichts — es iſt Einbildung!

Ach könnten wir entfliehen!

Itzt wünſcht' ich's auch; mir iſt dumm zu Muthe.

Wir wollen recht viel mit einander ſprechen.

Ja, ich weiß nichts — wenn Dein Vater hier nur nicht geſtorben wäre. Ach, mich friert entſetzlich!

Du ſteckſt mich an mit Deiner Furcht; laß ſeyn, ich will etwas ſingen.

Sie ſingt:

Ins Rabenſchwarze Mohrenland
~~Wer ſich Gefahren hingegeben~~
Nun hört, was da geſchah u. ſ. w.

O, halt ein! ſinge nicht — ich ſehe da etwas —

Um Gottes Willen, Mädchen, ſo bange Dich doch nicht ſo ſehr; es iſt ja nichts da —

Ja! Siehſt Du, in jenem Winkel?

Ich ſehe — nichts — was iſt's denn?

Ach! Gott erbarme dich — hörſt Du?

Es poltert — es wird nebenan ſeyn; in der Nacht klingt das ſo nahe.

Siehſt

Siehst Du das schreckliche Thier?

Es ist eine Ratte, eine Wasserratte, siehst Du — sie flieht ja vor uns.

Nein! siehst Du — —

Zittre doch nicht so, armes Mädchen, es ist gewiß nichts anders.

Man hörte izt Thüren knarren — es war die Thür des Gefängnißwärters; Dianens Furcht wurde immer größer.

Sieh, da komm etwas her!

Gott im Himmel, was ist Dir?

Siehst Du es nicht?

Ja — mir deucht auch — Aber es ist gewiß unsre Einbildung, ich will drauf zu gehn.

Um Gottes Willen nicht, siehst Du das Gesicht — am Fenster?

Ich sehe nichts — Du bist toll — ich gehe drauf los.

Ach, erbarme Dich meiner, bleib, ich lasse Dich nicht.

Diana warf sich ihr zu Füßen und umfaßt sie angstvoll, und ihre Zähne klapperten laut — sie hatte — keine Stimme — keinen Athem mehr.

Die Fremde schrie ihr in voller Angst: Hülfe: weil sie so eben ein Leichenblasses Gesicht durch das Fenstergitter sah.

Was ist denn, rief der Wärter?

Ach Hülfe! Hülfe! schrie sie wieder.

Der Wärter eilte sogleich an ihre Thür und schloß auf.

Was ist Ihnen denn?

Erbarm er sich um Gottes Willen, lieber Freund — ich will's ihm gern bezahlen, bleib er bei uns.

Aber mein Gott, was ist denn?

Wir grauen uns hier zu Tode.

Was hat's denn gegeben?

Ein Geistergesicht.

Ja, das ist hier nichts neues; ich sehe zwar mein Tage nichts, mich mögen sie wohl nicht riechen können.

Ihr erholte sich Diana, und blickte auf und flehte den Wärter um Rettung.

Ja, ich darf nur nicht, sonst wollt' ich Sie vorn mit in meine Stube nehmen.

Hier,

Hier, lieber Freund, hat er Geld.

Nun ſo kommen ſie!

Da eben, als er die Thür wieder zurückſtoßen will, tritt eine lange, weiße todenbleiche Figur mit einem langen Sterbekleide vor die Schwelle.

Herr Gott! ſchreien alle — die beiden Frauenzimmer fallen zur Erde; der Wärter prallt weit zurück.

Mit dumpfer, hohler Stimme ſpricht ißt die Figur: Entfliehet, ſonſt müßt ihr ſterben!

Sie wiederholt: Entfliehet über die Grenze; der Tod ſchwebt über euch!

Und zum drittenmale ſpricht der Geiſt: Entfliehet! — ich warne Dich, meine Tochter — der Tod iſt morgen hier!

Die Schlüſſel her! ruft der Geiſt dem erſchrocknen Wärter zu. Er gibt ſie.

Diana liegt mit der andern auf der Erde und ſtößt die klappernden Zähne vor Froſt auf die Steine.

Entfliehet ſogleich! wiederholt die Stimme, und winkt mit der Hand. Dianens Geſellſchafterinn ſah in der völligſten Angſt doch ißt, daß der Wär-

ter dem Geiſt zuwinkte, als wenn er ſagen wollte: nun iſt's genug! nun geh nur; das war ein Blitz in ihre Seele, ein anderer Blitz ſchoß von dem Brillant eines Ringes, den der Geiſt an der Hand trug, in ihre Augen — und in dem Augenblicke, ohne daß ſie es ſelbſt wußte, ſprang ſie auf und ſtürzte mit wildem, verzerrtem Geſicht auf den Geiſt zu und riß ihm den Schleier ab — und ſiehe! — Diana! ſieh hier —

Da ſtand der ehrſame Kammerdiener, der nicht wußte, wie ihm geſchah,

Diana ſtarrte und ſtaunte.

Was ſoll dieſe Maske, du Betrüger — fuhr ihn die Fremde an, und hatte vor verzweiflungsvoller Wuth, welche von der ausgeſtandnen Angſt ſich noch nicht mächtig war, ihre Hände in ſein Haar gefaßt.

So laßt mich doch, ſchrie er — ich mein' es ja gut mit euch!

Nein! bis du deine ganze Schandthat geſtehſt — was führſt du im Schilde?

Nichts als eure Rettung!

Die Fremde hatte ihn noch immer in der Wuth bei den Haaren und ſtand, da ſie ihn neben ſich niedergeriſſen hatte, mit dem Fuß' auf ſeiner Kehle.

Der

Der Wärter konnte vor Schreck nicht ein Wort herausbringen, er stand, wie Diana, als ein Marmorbild da.

Gesteh! Was sagt der Fürst, rief die Wüthende ihm zu.

Der Böſewicht lag itzt ohnmächtig da.

Wasser her! rief sie mit fürchterlich schreiender Stimme.

Ich will ja alles — gern gestehen — rief er itzt von der Erde auf.

Ich bin unschuldig, ich bin dazu verführet — mir verzeihen Sie's nur, sprach der Wärter; er kam mit einem Befehl vom Fürsten.

Was stand im Befehl? — (sie setzt ihm den Fuß fester auf die Gurgel) Freiheit! Freiheit! (röchelt er.)

Wo ist der Befehl?

Der Wärter überreicht ihn.

Sie liest — aufgehängt? Nein, das soll man nicht von mir sagen — ich will seinen gnädigen Herrn selbst sprechen.

Ich will Ihnen ja alles gestehn.

Und (zum Wärter) wie hat er uns so schändlich betrügen können?

Das Geld verblendete mich dazu.

Was für Geld?

Er bot mir eine große Summe Geldes, wenn ich ihm diesen Betrug mit ausführen hälfe.

Wo hattest du das her, Schurke — gesteh, oder ich ermorde dich.

Vom Fürsten.

Du solltest es mir geben?

Ja — ja! Alles.

Und durch die Betrügerei mit dem Geist wolltest du mich ohne Geld abfertigen und laufen lassen?

Ja! ich gestehe alles.

Wie viel ist's?

Sechstausend Thaler!

Es ist mehr — gesteh! (zum Wärter) Hol' er die Peitsche, Freund — ich verspreche ihm ein gutes Douceur — die Kanaille muß alles gestehn — er hat den Fürsten betrügen wollen, hol' er die Peitsche.

Ich gestehe ja alles — ein Tausend sollte Diana davon haben; aber Sie sollen, um den Fürsten

nicht

dich unglücklich zu machen, aus demſelben gehn und nichts von ſeinen Verbrechen verrathen.

Nun, Diana? hatt' ich nun Recht? Sagt ich's nicht? (zum Kammerdiener) Und wie, und wann ſollten wir fort?

Der Fürſt trug mir auf, ich ſollte ſelbſt einen Wagen nehmen und Sie gleich dieſe Nacht fortbringen.

Wo iſt das Geld?

Ich trag' es bei mir in der Taſche — es iſt alles in Golde.

Nehm er's heraus (zum Wärter) (ſie läßt ihn noch nicht los) Es ſind 6 Düten — in jeder 1000 Rthlr.

Hier ſind Deine 1000 Rthlr., Diana.

Diana war aus dem Schrecke noch nicht zu ſich ſelber gekommen, ſie nahm das Geld ohne Theilnahme und Freude.

Wo iſt der Wagen, Schurke?

Den hab' ich beſtellt — die Pferde ſind unten angebunden.

Aber wozu, wenn du uns nicht fortbringen wollteſt?

Der Fürst hatte anzuspannen befohlen und ich mußte zum Schein fahren.

Hier, lieber Freund, sprach Diana zum Wärter, hier ist ein kleines Geschenk — nun bleibt's bei der Lüge: ein Geist ist ihm erschienen, hat ihm die Schlüssel abgedrungen, und wir sind entwischt; — gestraft wird er nicht, dafür darf ihm nicht bange seyn. — Nun steh' auf, Schurke, und besorge den Wagen; unter dieser Bedingung verlaß ich gern diese Gegend.

Du gehst doch mit, Diana? —

Wo Sie wollen; denn ich verdanke Ihnen mein Glück.

Der Wärter bekam von Dianens Gesellschafterinn ebenfalls ein Geschenk, und nun ging es so sacht als möglich aus dem Gefängnisse heraus.

Auf jenen Ort zu, fährt er mich, Mucje, sprach sie zum Kammerdiener, damit er nicht glaubt, ich wisse den Weg nicht.

Der Kammerdiener war froh, daß er seine Burgel gerettet hatte und setzte sich demüthigst auf den Bock und fuhr mit seinen Damen von dannen.

Sechs Meilen von hier war die Grenze, und hier waren sie noch 8 Stunden. Der Kammerdie-

ner

nur empfiehlt sich zu Gnaden, ärgerte sich zwar, daß er die sechstausend Thaler nicht für sich erhaschen konnte, war denn doch aber froh, daß seine Tochter nun keine Nebenbuhlerinn hatte; freue dich, meine Seele, rief er, rieb sich die Hände und fuhr mit ledigem Wagen zurück.

Wo nun weiter, sprach Diana.

Das Loos soll entscheiden.

Sie beschreiben einige Papiere mit den Namen großer Städte, da standen Hamburg, Berlin, Wien, Lübek, Bremen ꝛc. — Diese Papiere wurden zusammengewickelt; man legte sie in einen Hut, rüttelte sie.

Nun, wer soll ziehen?

Zieh Du, Diana.

Diana zog — da stand Berlin.

Berlin? O allerliebst, freilich weit, weit von hier; aber was schadet es, 8 Tage Extrapost — und wir sind da.

Das Herz schlug laut nach dem lieben Berlin, das man sich im Auslande als ein viel größeres Paradies denkt, als es wirklich ist, worin man sich das ungebundenste, freiste Leben träumt.

Unterwegs wurden nun unsre beiden Reisenden die innigsten Freundinnen; man vertraute sich gegenseitig einander alles an; man beschloß, frei und ungezwungen zu leben, und im eigentlichen Verstande, das Leben zu genießen.

Sie kamen in Berlin an.

Ein paar junge Frauenzimmer, ohne männliche Begleitung, mit Extrapost, das müssen ein paar lockere Knospen seyn, sagte man sich schon bei der Post, und noch dazu schöne Frauenzimmer — Das müssen wohl galante Reisen seyn, die die machen, sagte ein Anderer.

Was Wunder, daß sich gleich hier und da ein junger Stutzer fand, der ihnen einen schönen Gasthof empfahl, und ihnen sich zum Begleiter anbot, daß hier ein wohlgeputzter, junger Jude sich mit Bijouterien und schönen, extrafeinen Batisten, Kanten, seidnen Zeugen, gestickten Sachen anbot — was Wunder, daß, um sich in dem galanten Berlin zu modernisiren, Diana nebst ihrer Gesellschafterinn mehr als 800 Rthlr. ausgegeben hatte.

Berlins junge Flüchtlinge spührten diese schönen Prisen bald aus, und ihre Artigkeit, ihr schöner Wuchs, ihre feinen Manieren, und vor allen ihr netter Anzug führte sie bei diesen Damen auch ein.

Sie

Sie ließen sich gefallen, an der edle Thore zu spielen, mußten da nothwendig manche neue und manche angenehme Bekanntschaft machen, und Diana hatte, eh' sie sich's versah, ihr Herz an ein neu hübschen Federbusch geschenkt.

Mit dem Herzen sind Herren dieser Art, welche Berlins junge, galante Welt besser kennen, nicht zufrieden; Diana ward also völlig, und diesesmal mit mehr Bewußtseyn verführt. Nun war ihre ganze Sinnlichkeit aufgeregt; sie hatte Geschmack an diesem ungebundnen Leben gewonnen, und ohne auch nur im geringsten etwas Böses zu ahnden, überließ sie sich jenem Offizier, wohnte bei ihm, übersättigte ihn, wurde von ihm verlassen, überlieferte sich ohne Gram einem andern, einem dritten, nahm Geld über Geld ein, ward arm, ward wieder reich, und ging, um ein einigermaßen festes Gehalt zu haben, in ein Freudenhaus — aber ja in ein anständiges, sagte sie zu dem Friseur, der ihr diese Offerte machte. Leichtsinn hatte die Zärtlichkeit für ihren Vater ganz ausgelöscht.

Arme Diana! —

Doch alles dieses ist zu interessant, und Diana spielt noch zu bedeutende Rollen in ihrer neuen

Lage,

Lage, als daß wir dies dem Leser vorenthalten sollten. Es sei hier genug, nur mit Andeutung einiger Züge auf Dianens folgende Schicksale, die ein zweiter Band nachliefern wird, die Erwartung zu spannen. Diana wird wahnsinnig vor Bekümmerniß um ihre Seeligkeit, wird glückliche Gattinn, wird wieder Buhlerinn, dann Gräfinn, und geht als Marketenderinn zu Felde.

Ende des ersten Theils.

Die

ſchöne Diana,

Berlins

erſtes öffentliches

Mädchen.

Zweiter Theil.

Berlin, 1796.
Bei Chriſtian Gottfried Schöne.

Motto.

Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke.

Gellert.

Herrn . . .

bekannt in ganz Europa

et caetera

geweiht

in

schuldigster Ehrfurcht.

Großer Mann!

Wo findet man Worte für Ihre Größe und für die Erhabenheit und Wunderthätigkeit Ihrer Kunſt! Alles iſt voll Erſtau-

nen über die Thaten, die Sie hochmögend thun. Wo iſt die Zunge, die ſie würdig genug preiſen und ihre Hoheit verkünden könnte! Selbſt ein Philadelphia und ein Jonas ſtaunen davor. Iſt es nicht zu kühn von Ihrem Knechte, wenn er es wagt, Ihnen hiemit allerunterthänigſt dies ſchöne Berliniſche Freudenmädchen zu dedi-ziren, und es zu gütiger Durchſicht Ihrem hohen und tiefeindringendem Auge vorzulegen? Wie glücklich wär' es, wenn Ihre kunſtvolle, ſchöne Hand es gütig aufnähme, und Sie Ihren Zauberſtab über ſie ſchwän-

gen, und ihre Mängel gütigſt bedeckten. Mit Demuth unterwirft ſich deßhalb Ihnen die ſchöne Diana. Sie wünſcht nichts mehr, als von Ihnen ihre verlohrne Jungfrauſchaft wieder zu erhalten, um ſo mit Ehren unter die Haube und zum Verſtande zu kommen, weil es in Ihrer Kunſt und Macht ſtehen ſoll, dies theure Kleinod den gefallenen Mädchen wiedergeben zu können, und Sie der große Wiederherſteller des Hymens ſeyn ſollen, ohne nach dem Beiſpiel der großen Hure, *) zu Kü-

*) Es zielt dies hier auf eine — — welche mit ihren öffentlichen Mädchen dieſen Kunſtgriff prakticiren ſoll.

gelchen von Beckeblut und dergleichen künſt-
lichen Verblendungen Ihre Zuflucht zu neh-
men; denn Verblendungen ſind Ihnen ein
Greuel!!! — —

In Demuth

der Verfaſſer.

Vorrede.

Um einem Mißverſtande zu begegnen, der, wie wir hören, manchen in dem Titel unſers Buchs irre geführt hat, zeigen wir hier nur an, daß Berlins erſtes öffentliches Mädchen nicht etwa heißen ſoll: die erſte an der Zahl, alſo das Allererſte Freudenmädchen, das ſich zuerſt einem ſolchen Leben öffentlich geweiht hat, ſondern: die erſte am Range, die vorzüglichſte,

die schönste; denn Schönheit, angenehmes Wesen, Anstand, zeichneten sie sowohl vor andern aus, als ihre sonderbaren Schicksale und ihre Eigenheiten.

Gehe nun hin in die Welt, liebes Büchlein, und siehe zu, wie's draußen zugeht; laß Dir immer den Wind ein wenig um die Nase wehen, und muß Dir's nicht Verdruß machen, wenn Du bald von andern wieder verdrängt wirst; dazu bist Du geschaffen; denn unter allen eiteln Dingen unter'm Monde ist nichts eitler, als die Erzählung einer Freudenmädchens-Geschichte.

Mußteſt aber folgen, weil Dein Vorläu-
fer Dich angemeldet hatte, und die Neu-
gierigen Dich bei'm Worte halten. Tröſte
Dich dann auch immer damit, daß Alles,
es habe Namen und Glanz wie es wolle,
daß Alles in der Welt verdrängt wird. Laß
Dir's aber deswegen doch nicht einfallen,
Dich Werken an die Seite zu ſtellen, die
über Dir ſtehen, und ihrem Weſen, und ih-
rer Beſtimmung nach über Dir ſtehen müſſen.
Wenn Du nur deutlich und aufrichtig den
lieben Leſern ſagſt, wie es mit der Diana
geworden iſt, und für die Sittlichkeit das

Gute ſiſteſt, daß Du in der Beſchreibung Deiner Diana es lebendig zeigſt, was Dein Motto von Gellert entlehnt, wenn es ſagt: wer von der Tugend weicht, der weicht von ſeinem Glükke, dann wirſt Du Deinen Vater, der Dich zeugte, und hiemit in die Fremde ſendet, eben ſo wenig, wie den Tag Deiner Geburt verfluchen.

So 'gehe denn im Frieden! Gedruckt ſehn wir uns wieder!

Berlin, im Sommer 1796.

Diana.

Diana.

Noch hatte sie ihre Rolle im Freudenhause kaum durch ihr Erscheinen am Fenster angekündigt, als von allen Seiten, Berlins junge Männerwelt herströhmte, um wenigstens diese gepriesene Schönheit zu sehen; denn obgleich die damaligen Preise des Entréegeldes nicht so hoch waren als jetzt, so unterschied sich doch dies Haus, worin Diana sich befand, durch einen merklich höhern Preis von andern seines Kalibers, und nicht Alles ströhmte darum so hinein, als vorbei.

Das mogte sich Diana übrigens vorher nicht haben einfallen lassen, daß sie sich in einem solchen Hause jedem, der das Eintritt-Geld bezahlt, würde aufopfern müssen; denn dagegen sperrte sie sich nun gewaltig, und die Frau Wirthin mogte daher in den ersten Tagen so viel gelinde und billige Vorstellungen machen als sie wollte, Diana gab nicht nach.

Madame wollte den Vogel gleichsam nur erst fest im Garn haben, und sie beruhigte deswegen

die jungen Leute, die abgewiesen waren, weil sie Dianen nicht gefielen, nahm die Unschuld des jungen Mädchens zur Entschuldigung und gab überhaupt vor, daß sie noch Niemandem sich ergeben habe.

Diana trieb es mit diesen Weigerungen wohl vierzehn Tage, ohne daß Madame etwas anders als Bitten und gelinde Vorstellungen, ihr entgegensetzte. Endlich aber riß ihr die Geduld; die jungen Leute drohten ihr Fluch und Verderben, sie mußte allen Kredit bei der jungen Welt zu verlieren fürchten, und sie ging nun an ernstlich mit Dianen über ihre albernen Ziererein zu sprechen, und drohte Gewalt zu brauchen.

Furchtsam wie ein Kind zitterte Diana vor diesen Drohungen; denn noch hatten ihre bisherigen Aufopferungen ihr nicht alle ihre vorigen feinen, zarten Gefühle genommen, und eben diese ließen es auch nicht zu, daß sie sich Jedermann ergeben konnte.

Sie haben auf ein Jahr kontrahirt, da hilft keine Gnade, das waren die Worte, die Madame ihr entgegen bellte und die desto durchdringender schallten, jemehr Diana davor zitterte.

Die arme Diana fühlte sich allerdings dabei sehr unglücklich; sie sah es nun erst ein, was

für einen schrecklichen Schritt sie gethan hatte, zu was für einem sclavischen, elenden Geschöpfe sie hinabgesunken war.

Und ein langes, langes Jahr soll sie in dieser Sclaverei leben! Nein! Wahrlich! Das erträgt sie nicht! Gott im Himmel! Wenn ihr Vater aufstehn, wenn er sie hier sehn sollte, ach! er würde sie verfluchen, würde sie nicht für seine Tochter annehmen wollen!

Gottlob! daß dieser Gedanke in Dianen wieder rege wird, sagen unsre guten Leser gewiß! Nun ist noch Hofnung für sie da! Nun kann es ihr noch einmal wieder wohl gehen. Wer weiß, wie alles noch gut wird.

Die andern beyden Mädchen dieses Hauses, die nicht so feine, delikate Gefühle hatten, waren fürchterlich erbittert auf Dianen; sie konnten gar nicht begreifen, was Diana vor ihnen voraushaben wollte und fuhren deshalb mit hämischer Bosheit auf sie ein, machten sie lächerlich, behandelten sie verächtlich, verhöhnten, beschimpften sie.

Man kann es sich denken, was dergleichen Geschöpfe dann für boshafter, hämischer Stichelreden, und wenn es weiter kommt und sie Gegenstand finden, für niedriger, schmutziger Worte und Beschimpfungen sich bedienen, daß die Natur vor ihren Ge-

ſchöpfen errathen möchte; denn wer kann die ſataniſche Zunge ſolcher Geſchöpfe beſchreiben oder im Zügel halten!

Diana ſetzte ihnen Anfangs nichts als ſtille Thränen entgegen; denn der Gedanke an ihren Vater, der nun wieder ſehr lebendig in ihrer Seele wurde, verſetzte ſie in tiefe Wehmuth, und in dieſer Stimmung konnte ſie jene Auftritte der hämiſchen Konſortinnen leicht verſcherzen. Was waren alle dieſe Beſchimpfungen gegen die innern Vorwürfe, die ihr Gewiſſen ihr machte! Gegen dieſe waren jene nur ſanft. Laut, laut, wie Donner, verfluchte ſie ihr Vater, und warf ihr ſchändliches, ſchimpfliches Leben ihr vor, und ſtieß ſie von ſich, und nahm ſie nicht an, wann ſie ihm auch zu Füßen fiel und ſeine Kniee umwand. Laut, wie Donnerſtimmen, klagt er ſie vor dem ganzen Himmel bei dem Richter der Lebendigen und der Todten an, und fordert Rache an ihr. Laut, wie Donnerſtimmen, klagt er ſie bei ihren Anverwandten und bei ihrer ſeligen Mutter an, und tröſtet ſie nicht, wenn ſie die Hände über den Kopf zuſammenſchlägt und Ach und Weh ſchreit, und verflucht mit Allen Dianen, die ihre Ruhe nun und ihre Seligkeit ſtöhren muß, und bittet ſie fort zu fluchen.

Diana war in einer schrecklichen Lage: sie hatte keine Ruhe Tag und Nacht. Gegen die hämischen Beleidigungen ihrer Gesellschafterinnen war sie völlig stumpf, mochten sie sticheln und bitter seyn, so viel sie wollten. In dieser Stumpfheit und Verzweiflung über sich, rief sie ihnen sogar zu: Schont meiner nicht, ich verdiene Eure Behandlung! Ihr könnt mich nicht genug beschimpfen! Laut weinte sie dabei und das stillte plötzlich ihre boshaften Zungen; sie gingen fort und lachten laut und kündigten Madame an: Diana sey verrückt geworden.

Wenn Diana nicht laut schluchzte und weinte, saß sie gewöhnlich ganz still und starrte mit thränen-nassen Augen auf den Boden und faltete die Hände. Dann traten wohl die andern beyden höhnisch zu ihr hin und reichten ihr ein Gebetbuch und gingen dann laut lachend von ihr.

Einmal zuckte Diana bloß die Achseln dazu, und nun wurden jene desto ausgelassener, knieten vor ihr nieder, baten sie, ihnen ihre Sünde zu vergeben und trieben des Religionsgespöttes endlich so weit, daß Diana erzürnt aufstand und sie elende Geschöpfe nannte.

Dies löste dann ganz die abscheuliche Zunge dieser zügellosen Bestien, die nun allen ihren abscheulichsten Schmutz über Dianen ausschütteten.

Nun erst sah es Diana immer mehr, in welcher schrecklichen Gesellschaft sie sich befand, und wie entsetzlich tief sie gesunken war; ihre Verzweiflung stieg darum auch mit jeder Stunde höher, und eben so fest war nun auch ihr Entschluß, sich schlechterdings Niemandem mehr aufzuopfern, es gehe auch wie es wolle.

Madame ward wüthend; denn Diana hielt Wort; sie verschloß sich in ihre Kammer und wollte Niemanden sehn und sprechen.

So soll sie mit Gewalt! sprach Madame, ballte die Faust und schlug an die Thür: aufgemacht, oder ich lasse aufbrechen!

Diana lag in ihrem Bette, das sie sich ganz über den Kopf hinübergezogen hatte, und hörte und antwortete nicht, und ließ es darauf ankommen.

Aufgemacht! sag' ich, schrie darauf die Kupplerin mit zähnebrechendem, wildem, wüthendem Geschrey, schlug mit Fäusten und Füßen gegen die Thür, und da Diana noch nicht antwortete, schlug sie die Thür mit der Axt auf, und sie und die beyden andern liederlichen Mädchen und ein

beſporunter Herr, dem man den rohen wüſten Menſchen auf den erſten Blick anſahe, ſtürmten hinein.

Dianen war's in dem Augenblicke als ob ſie in Räuber Hände kommen würde; ihre Phantaſie hatte ſich vorher unter einer Art von hitzigen Fieberanfällen angeſtrengt, ſie ſprang völlig angezogen aus dem Bette, verzerrte ſchrecklich das Geſicht als jemand, dem Räuber ſo eben das Leben nehmen wollen, ſtürzte ans Fenſter und ſchrie mit Jammergeſchrei um Hülfe.

Die Nachbaren liefen zuſammen und Madame ſtand ſtarr da und zitterte vor Schrecken nnd zog ſich mit den ihrigen zurück.

Die ganze Straße ward lebhaft, das Haus war mit Menſchen umringt; einer fragte den andern, was es gäbe, und keiner konnte dem andern etwas mehr ſagen, als daß die neu angekommene Schönheit um Hülfe geſchrieen habe.

Die Jungen fingen ſchon an mit Steinen zu werfen, weil man ihnen geſagt hatte: hier wollen ſie die Unſchuld mit Gewalt verführen! Und Madame, die ſo eben den zuſtröhmenden Pöbel beſänftigen wollte, muſte ſich vor dem Steinregen zurückziehen nnd ihre Zuflucht zur nächſten Wache nehmen, die denn bald die Unruhigen zerſtreute.

Diana wurde von nun an wie eine Gefangene gehalten; Hunger soll sie schon demüthigen, sprach die Kupplerin, wer ihr nichts einbringt, den kann sie auch nicht ernähren, und so ließ sie ihr kaum hinreichend Brod und Wasser zu.

Dianen kümmerte das nicht; sie gönnte sich diese schreckliche Behandlung gleichsam und nahm sie für verdiente Strafe ihrer Sünden und ihrer verlohrnen Unschuld; ich muß büßen! ich muß hart büßen! sprach sie oft vor sich, sie thun mir schon Recht.

Höchst traurig war so Dianens Lage und sie schien es mit jedem Tage mehr zu werden; denn Madame hatte sich vorgenommen, es mit ihr durchzusetzen und sie schlechterdings nicht fahren zu lassen, es koste was es wolle.

Mehrere Tage hintereinander hatte sie kaum so viel Essen zu sich genommen, daß sie ihr Leben fristen konnte. Madame glaubte nun wieder zuerst nachgeben zu müssen, da sie sahe, mit Dianen sey nichts auszurichten; sie trat also sanft zu ihr herein und fragte theilnehmend nach ihrem Befinden.

Diana nahm sie sanft und verzeihend auf, und antwortete gelassen: sie befinde sich völlig wohl.

Madame hatte weiter keine Antwort zu hoffen; denn Diana brach jetzt wieder in einen Strohm von Thränen aus und warf sich troſtlos über ihr Bett.

Noch ein Mittel will sie versuchen, hilft das nicht, so weiß sie keinen Rath mehr, und sie muß die herrlichſte Beute fahren laſſen.

Ein junger, schöner Mann, einer ihrer vorzüglichſten Hausfreunde, der ganz die Gabe zu überreden und sich Zutrauen zu erwerben hat, soll das Geſchäft bei Dianen übernehmen, und er wird um so mehr Zutritt bei ihr gewinnen, wenn er in der Tracht eines Geiſtlichen erſcheint und so deſto kräftiger auf sie würken.

Sie theilte dem jungen Manne nicht ſobald ihren Plan mit, als er mit voller Freude seine Hülfe ihr hiebei anbot und die Rolle einſtudirte, die er bei ihr ſpielen ſollte.

Die dazu nöthige Kleidung war bald angeſchaft, mit Würde beſchloß er zu reden und so ihr Herz an ſich zu ziehen.

Madame verſprach ſich um so mehr von dieſem Plan, da Diana ſeit einigen Tagen faſt nichts that, als auf den Knien liegen und beten.

Madame kündigte den Geiſtlichen an. Diana hörte nicht darauf und richtete ihr Geſicht vom Bette nicht auf.

Der verkleidete Geiſtliche tritt herein.

Diana bewegt ſich nicht von der Stelle.

Arme, leidtragende Sünderin! ſpricht jetzt eine bußpredigende Stimme.

Ja! das bin ich! ſpricht Diana laut und richtet ſich auf, das bin ich!

(Madame und Kenſerten horchten an der Thür.)

Der Geiſtliche (theilnehmend.)

Sie ſcheinen krank zu ſeyn.

Diana.

Ich hab' es Urſach: nicht wahr? ich muß krank ſeyn!

Der Geiſtliche.

Sie ſcheinen mich nicht zu verſtehen.

Diana.

Ach ja, ich verſtehe Sie, Sie wollen mein Arzt ſeyn.

Der Geiſtliche.

Das mögt' ich ſo gern!

Diana.

Alſo geht Ihnen mein Leiden nahe?

Der Geiſtliche.

Tief im Herzen thut's mir wehe; aber —

Diana.

Was für ein Aber! Sie wollen mich doch nicht tröſten? O um Gottes Willen tröſten Sie mich nicht! Verfluchen Sie mich! Verſtoßen Sie mich! Thürmen Sie den Berg meiner Sünden hoch über mich zuſammen, bis ich keinen Athem mehr habe.

Der Geiſtliche.

Kein Menſch iſt vollkommen; Sie ziehn ſich kleine Fehler zu ſehr zu Sinne.

Diana (aus einem tiefen Starren auffahrend.)

Kleine Fehler? — Nein! Nein! Entfernen Sie ſich, Sie können nicht mein Arzt ſeyn.

Der Geiſtliche.

Ich bin es gewiß, und hoffe Sie zu helfen.

Diana.

Nun ſo werfen Sie den Berg meiner Sünden über mich zuſammen, daß ich darunter erſticke — ach! das ſoll Labſal, das ſoll Troſt ſeyn!

Der Geiſtliche.

Ihr Verſtand leidet, wenn Sie ſich alles ſo ängſtlich vorſtellen, wo ſind denn die Sünden, die Sie drücken?

Diana (laut weinend.)

Gehn Sie! Fragen Sie meinen Vater.

Der Geiſtliche.

Ihr Vater verzeiht Ihnen gewiß Alles, was Sie ihm auch gethan haben können.

Diana (mit der Miene des Wahnſinns.)

Gott! Lieber Mann! Sie ſprechen von meinem Vater! Kennen Sie meinen Vater? Haben Sie ihn gekannt? O es war ein göttlicher Mann! Nicht wahr? er war ein göttlicher Mann und ich war ſein Alles! Und ich war ſein Alles und hab' ihn doch ermordet.

(Sie ſagte dies faſt mit lautem Jammergeſchrei; der Geiſtliche prallte davor zurück und ſchwieg. Er wußte nicht ein Wort mehr von ſeiner Rolle.

Diana.

Haben Sie ihn gekannt? Gott! Haben Sie ihn? Hat er's Ihnen Alles erzählt? Hat er mich bey Ihnen verklagt? — Gott! warum ſprechen Sie denn nicht! Ich weiß ja Alles, ich habe die Flüche und ſeinen Jammer über mich gehört.

Der Geiſtliche.

Ich habe Ihren Vater nie geſehn.

Diana.

Ha! Wie ich Sie auf der Lüge ertappe! O

ſagen Sie mir Alles wieder! Was hat mein Vater geſagt?

Der Geiſtliche.

Beſinnen Sie ſich, Liebe! Ich weiß gar nichts von Ihrem Vater, ich habe ihn nie gekannt.

Diana.

Sie lügen! Die ganze Welt weiß es! Ich habe meinen Vater ermordet! O ſagen Sie es Allen, daß mich Alles verflucht, ich habe ja ſonſt keine Ruhe! Vater! Vater! ich habe ja ſonſt keine Ruhe!

Der Geiſtliche.

Ich verſtehe Sie nicht.

Diana (tiefſinnig.)

Ach! Morden verſteht und begreift Niemand als wer ſelbſt morden oder vom Andern gemordet werden ſoll: frage meinen Vater! frage mich!

Der Geiſtliche.

Ihr Schmerz nimmt Ihnen völlig Ihre Beſinnungskraft; ſeyn Sie doch lieber ruhig, Sie ſollen ja hier nicht bleiben.

Diana (leiſe.)

Nicht wahr? Ich bin recht tief gefallen?

Der Geiſtliche.

Das bilden Sie ſich nur ein, Sie ſind voller Vorurtheile.

Diana (zurücktretend.)

Sehn Sie, da kommt er, da ſprechen Sie ſelbſt mit ihm!

Der Geiſtliche.

Wer denn, ich ſehe ja Niemanden.

Diana (ſtarr auf einen Fleck hinſehend.)

Er flucht mir nicht mehr! Ach! das iſt noch ſchrecklicher! Und ich hab' ihn doch gemordet! Ach! er ſtraft mich zu hart! Warum liebt er mich denn noch! Warum flucht er mir denn nicht mehr!

Der Geiſtliche.

Es war ja niemand hier. Sie müſſen einen Arzt brauchen, gutes Mädchen, Ihr Blut iſt in Unordnung.

Diana (wie aus einem tiefen Traum auffahrend.)

Wer ſagt das! Blut? Haben Sie Blut an ihm geſehn? Gott im Himmel! Blut?

Der Geiſtliche.

Legen Sie ſich ruhig zu Bette, Sie bedürfen Erholung.

Diana (erſchrocken, hält ſeine Hände feſt.)

Nicht wahr? Sie wiſſen Alles! Ach! wenn ich ihn nicht über Alles geliebt hätte!

Der Geiſtliche.

Ruhe iſt Ihnen am beſten! Schlafen Sie wohl.

Diana (klammert ſich feſt an ihn.)

Sind Sie nicht der Mann, der mir auf dem Wege begegnete, als ich meinen Vater ſuchte? Ach! mein Vater war unſchuldig! — Warum wollen Sie ſich denn von mir reiſſen, bleiben Sie; ich will ruhig ſeyn. Ach ja! Mein Vater iſt unſchuldig, und Gott richtet beſſer als die Menſchen.

Der Geiſtliche.

Sie müſſen ſich zerſtreuen, ich werde dafür ſorgen, daß Sie ausgehn.

Diana.

Ich bin ja doch ſchon verführt, um mich iſt's nicht Schade! Ich habe ja meinen Vater gemordet!

Der Geiſtliche.

Sie irren ſich, das iſt nicht möglich!

Diana (hält die Hand drohend hoch.)

Der Fürſt! der Fürſt! Er iſt an Allem Schuld! — Ach! ich bin ſo unruhig, bleiben Sie nur noch ein wenig, ich will Ihnen Alles erzählen.

Der Geiſtliche.

Sie bedürfen würklich Ruhe.

Diana.

Nein! Nein! Fürchten Sie ſich nicht! Ich weiß, daß Sie mir's nicht vergeben können, es iſt keine Vergebung der Sünden.

Der Geiſtliche.

Vergebung auch für die größten; denn Menſchen ſind unvollkommen.

Diana.

Ich werde Ihnen Alles ſagen! Ach! ich war ſo ein gutes, gutes Mädchen!

Der Geiſtliche.

Das ſind ſie ja noch!

Diana.

Haſt Du die Thränen von meinem Vater, lieber Mann, o ſo weinte mein Vater! Ich will Dir ſie abküſſen, halt ſtill! — Ach das ſind Thränen meines Vaters! So heiß hat ſie ſeine Liebe um mich geweint! Nicht wahr? Es war ein göttlicher Mann?

Der

Der Geiſtliche.

Gewiß! da ihn ſeine Tochter noch jetzt o liebt.

Diana.

O was war ich gut, da mein Vater mich noch liebte! Was hab' ich ihn wieder geliebt! ach! Morden, morden war auch Liebe! — Ach! gehn Sie noch nicht — Sie haben ja meinen Vater gekannt, ich habe ja hier Niemanden ſonſt, mit dem ich von ihm ſprechen kann; fürchten Sie ſich nicht, Sie ſollen mir's nicht vergeben! Ach! mit Ihnen darf ich wohl von ihm reden. Die andern lachen über mich und ſprechen mir Hohn, und keine kennt ja meinen Vater. Wollen Sie auch gewiß wiederkommen.

Der Geiſtliche.

Gewiß!

Diana (ſanftweinend.)

Nicht wahr? Ich bin recht unglücklich?

Der Geiſtliche.

Nur erſt Geſundheit, dann werden Sie auch glücklicher ſeyn.

Diana.

Nein! Nein! Kranke Menſchen ſind beſſer.

Der auserwählte Bekehrer ließ ſeinen Bekehrungsplan fahren; er ſah wohl, daß Diana

Mitleiden verdiente, und bei ihrer Gemüthslage dergleichen Ueberredungen, als er vorhatte, nicht würken würden.

Er mußte indeß wiederzukommen versprechen und schied gerührt von ihr.

Madame fand sich nicht erbaut bei seinen Nachrichten, und wünschte sich in dieser Sache an einen andern gewandt zu haben. Was soll sie indeß mit einer wahnsinnigen Person lange im Hause; sie muß Anstalten zu ihrer Hinwegschaffung treffen.

Sie qualificirt sich zum Irrhause, setzte sie kalt hinzu, zuckte die Achseln und bedauerte, daß dies zu manchen Verdrehungen im Publikum Anlaß geben würde.

Der junge Mann, der zu ihrem Bekehrer auserwählt war, und bisher öfter die Rolle eines listigen, schlauen Verführers gespielt hatte, übrigens sich dies bei seinen Grundsätzen nicht zur Sünde rechnete, gieng tief gerührt aus dem Hause fort. Er hörte und sah' die ihn Grüßenden nicht, er starrte vor sich hin auf die Erde und sah sich einigemal ängstlich um, als ob ihn jemand verfolge.

Dianens Melancholie hatte tief auf ihn gewürkt; er war äußerst unruhig, und so manche

seiner Handlungen, die er sonst mit Leichtsinn verlacht hatte, erschienen ihm jetzt in einem ganz andern Lichte; er konnte selbst nicht begreifen, wie ihn dieser Zustand Dianens so gewaltig ergriff. — Wehe dem, dachte er, der ein Geschöpf mit so zartem Gefühl, mit so herrlichen Anlagen verführte!

Jemehr er an sie dachte, destomehr wurd' er zu ihr hingezogen; einen wunderbaren Eindruck machte das Mädchen auf ihn; es war nicht bloß Mitleiden mit ihrem Zustande, er konnte nicht wieder ruhig werden. Ueberall schwebte ihr Bild, das sanfte, verweinte Gesicht vor ihm, das in den Zügen der Melancholie nur destomehr an sich zog; immer dringender ward ihm der Gedanke, das arme Geschöpf aus dieser Lage zu retten und ihren Zustand zu verbessern; denn sicher wird ihr Gemüth ruhiger. Gott! hier schwört er es dir! Er will nie wieder eine Unschuld verführen! Er will nie daran Schuld werden, daß je ein armes Geschöpf wieder über ihn seufzen soll! Wie unglücklich die Arme ist! Wie sie da lag und die Hände rang und ihre Augen verlohren umherirrten! Und solch ein armes, unglückliches Geschöpf sollte tiefer in den Abgrund der Trostlosigkeit stürzen? Er muß die Geschichte dieses

Unglücklichen ganz wären, und helf' ihm Gott dazu, daß er ihr Unglück erleichtern und sie in eine glücklichere Lage bringen kann. Schändlich! schändlich! wer solch ein armes Geschöpf noch unglücklicher machen könnte! Er erräth Alles: sicher hat sie sich aus Liebe zu ihrem Vater, um ihn vielleicht aus Armuth und Bedrückung zu retten, verführen lassen. Alle Nebenumstände in ihren Aeußerungen und melancholischen Ausbrüchen verrathen dies; sicher ist ihr Verführer der Fürst, über den sie so oft seufzte. Aber wie sie in dieses Haus gehn, wie sie diesen entehrenden Schritt thun konnte, das begreift er nicht; doch, wer so wenig weinen kann, wie sie, wer mit solchem tiefen Schmerze, der Herz und Seele zerrüttet, sein Unrecht fühlen und abbüßen kann, o der gehört gewiß nicht zu den schändlichen Menschen!

Morgen will er wieder hingehn und sich von Allem näher unterrichten: in dem Hause soll sie nicht länger bleiben!

Madame machte unterdessen noch an demselben Tage den Zustand Dianens bei der Policei anhängig und trug darauf an, sie in Aufsicht zu nehmen, weil sie völlig wahnsinnig sey und sich außerdem als Vatermörderin anklage.

Es dauerte kaum einige Stunden, als man Dianen in einem Wagen abholte. Sie war still und sprach kein Wort, packte ruhig ihre Sachen zusammen und setzte sich in den Wagen, ohne zu fragen, wohin.

Man setzte sie in einer öffentlichen Heil-Anstalt ab, und bat sie, sich zu beruhigen, es werde Alles geschehen, ihr zur Gesundheit wieder zu helfen.

Diana war, sobald sie sich nur aus jenem Hause entfernte, ruhiger; der Paroxismus war völlig vorüber.

Man brachte sie in ein Zimmer, worin noch einige Fiberkranke Frauenzimmer sich befanden, die äußerst heiter und fröhlich waren, dies munterte Dianen wunderbar auf. Man gab ihr Beruhigungsmittel, ließ ihr mehreremal zur Ader und sie befand sich mit jeder Stunde besser.

Der junge Mann, den wir als Bekehrer kennen gelernt haben — wir wollen ihn Söllinger nennen, ging gleich am folgenden Tage zu Madame, sich nach Dianen zu erkundigen, und er fing an zu toben, da er hörte, sie sey auf solche Art abgeholt. Er eilte so schnell er konnte fort und suchte Dianen auf; aber man ließ ihn nicht vor;

denn Diana hatte ausdrücklich geboten, Niemanden zu ihr zu laſſen.

Da ſtand er nun völlig verdutzt, ſagen Sie ihr doch nur, der Mann ſey da, den ſie geſtern wieder zu ſich beſtellt habe.

Man ſagte es Dianen, ſie beſann ſich und gab ihre Einwilligung, daß er kommen möchte.

Söllinger war geſtern, wie wir wiſſen, als Geiſtlicher verkleidet und heute erſchien er in ſeinen gewöhnlichen Kleidern.

Diana öfnete die Thür, und ſobald ſie ihn ſahe, fuhr ſie zurück und ſagte: das ſey falſch gehandelt, er ſey der Mann nicht, mit dem ſie geſtern geſprochen hätte, und ohne weiter eine Antwort von ihm noch zu erwarten, zog ſie die Thür wieder zu und verriegelte ſie von innen.

Söllinger ſtand wie vor den Kopf geſchlagen da — müſſen denn ſeinen beſten Abſichten immer Hinderniſſe entgegenſtehn!

Er ließ noch einmal bitten, ihn vor ſie zu laſſen; aber Diane ließ ſich ſchlechterdings nicht darauf ein, es iſt nichts als Betrügerei, rief ſie durch die Thür.

Unwillig ging er fort — ſprechen muß er mit ihr! Er muß das herrliche Geſchöpf wieder ſehn! Was ſoll ſie in dieſem Hauſe! Zerſtreuung

bedarf ſie, nur dieſe wird ſie heilen und ihre Seele wieder ruhig machen. Solch einen Eindruck hat nie ein Mädchen auf ihn gemacht, er kann nicht ruhig ſeyn, wenn er ſie nicht ſieht.

Söllinger war im Punkte der Liebe bisher äußerſt flatterhaft und leichtſinnig und war nur noch immer Sinnlichkeit und Wollust gefolgt; doch hatte ſein Herz dabei ſo viel Liebes, Gutes und Mildes, daß man ihn überall gern ſah, daß er hin und wieder ſogar von bedeutenden Menſchen geſchätzt und von ſeinen Freunden herzlich geliebt wurde.

Entſchiedene Liebe hatte noch nicht in ſeinem Herzen gewohnt; denn noch war ihm kein Mädchen vorgekommen, das ihn hätte feſſeln können, obgleich er ſchon oft nach einer ſolchen Liebe ſich geſehnt hatte. Eben deshalb ſtreift er noch bloß umher, und da ein hinreichendes Vermögen ihn in den Stand ſetzte, ſeine Vergnügungen und Zerſtreuungen mitunter theuer bezahlen zu können, ſo zogen ihn die Schönen der Freudenhäuſer, die dergleichen zu wittern verſtehn, deſto angelegentlicher an ſich, und ſo mußte er natürlich etwas verwildern.

Seine Freunde waren oft mit ihm unzufrieden; aber ſein froher Sinn, ſein gutes Herz,

das bei jenen Ausschweifungen gar nicht zu verlieren, oder daran gar nicht Theil zu nehmen schien, versöhnte sie immer wieder mit ihm; auch waren sie, die ihn so gut kannten, es fast überzeugt, daß wenn sich nur einmal Liebe zu einem guten Geschöpf in ihm festwurzele, er bald jene Ausschweifungen unterlassen würde.

Von einer solchen Liebe hoffen seine Freunde Alles; sie kannten seine rege Lebhaftigkeit, vermischt mit einem Grad von Schwärmerei, sie sahen es voraus, daß ihn eine solche Liebe einmal ganz beschäftigen, daß sie ihn ganz erfüllen und beseeligen würde, sie sahen dann sein Herz immer fester im Guten werden und seine regen Gefühle auf einen sichern und bessern Zielpunkt hingerichtet.

Und dieser Zeitpunkt schien würklich jetzt gekommen zu seyn; denn eine Menge dunkler Empfindungen strömten auf ihn zu, da er Dianen sahe, und alle ergriffen sie so allmächtig sein Herz, er war wie bezaubert.

Er hatte die Nacht nicht schlafen können; immer schwebte ihr Bild, immer das verweinte aber himmlisch schöne Auge vor ihm — ach! wenn Engel weinen, sprach er, dann sind Thränen schöner als alle Erdenreitze!

Und nun will man ihn nicht zu ihr laſſen? Und ſie will ihn nicht ſprechen? Sie hat ihn ſicher nicht erkannt — wie könnte ſie ſonſt ſo fremd gegen ihn thun!

Er will ihr ſchreiben: ſo eben bekömmt er Beſuch — der könnte auch jetzt wegbleiben.

Einer ſeiner beſten Freunde. Er empfängt ihn kalt, geht unruhig in der Stube auf und nieder, ſchimpft auf die vielen Geſchäfte und weiß nicht, wo er zuerſt anfangen ſoll, ſpricht von Wetter, ſtottert dies, ſtottert jenes heraus, und erzählt dann nach langem Hinundherſinnen ſein neues Abentheuer mit Dianen.

Sein Freund lachte ihn aus und wünſchte Glück zum Genieſtreiche.

Söllinger ärgert ſich über dieſe Benennung — wie kann das Genieſtreich ſeyn, ſich eines armen unterdrückten Mädchens anzunehmen, das unſchuldig und gut iſt, ſpricht er, und bittet ſeinen Freund nur ſo lange in einem Buche zu leſen, er wolle nur ein paar Reihen ſchreiben.

Sein Freund verſtand ihn, es hieß ſoviel als: er könne nun gehn; aber da er gern ſeinen Scherz mit ihm hatte, wenn er ſo gar zu eilig bei einem neuen Auftritte that, ſo that er ihm den Gefallen, nahm ein, Buch an und blieb da.

Söllinger ärgerte ſich über die Stöhrung, ergriff Feder und Papier, warf die Feder wieder weg, ging in der Stube hin und her, nahm ſie wieder, käute daran, fing an zu ſchreiben, und nach langem Nachdenken und einer guten Viertelſtunde war er endlich mit der Ueberſchrift fertig.

Aber Menſch! ich glaube gar, Du biſt verliebt, neckte ihn ſein Freund, es kommt mir ganz ſo vor, Du thuſt ja ſo mühſeelig und ſo geſchäftswichtig zugleich, und noch dazu ſeh' ich, will's Dir gar nicht fließen, das muß wahrhaftig eine recht hartnäckige Liebe mit Dir ſeyn.

Es iſt Sache der unterdrückten Menſchheit, antwortete Söllinger haſtig und ſchrieb in Gedanken noch einmal die Ueberſchrift. Das war über alles ärgerlich, nun mußt' er das Papier auch wieder zerreiſſen, er kam nicht von der Stelle, und an dem Allen war der Beſuch ſeines Freuns des Schuld.

Seine Schweſter trat herein, ein liebes, junges Mädchen. Sie that wunderfreundlich mit dem jungen Manne, der zum Beſuch da war; ſie ſchien bloß ſeinetwegen hereingekommen zu ſeyn.

Was stöhrst Du uns denn, rief ihr der Bruder barsch und unfreundlich entgegen; ich habe alle Hände voll zu thun, sprich nur sacht!

Beide hatten ihr Vergnügen über den eiligen Bruder, und seine Schwester konnte sich nicht enthalten, zu sagen: Bruder, Du hast wohl gar eine Heirath vor, daß Du so eilig thust.

Ja! antwortete er kurz und schrieb weiter.

Der Brief war fertig und zugesiegelt. Ob er auch nichts vergessen hatte? Er hatte ihn noch nicht einmal recht ordentlich durchgelesen.

Aber ich glaube würklich, Du machst Ernst, lieber Bruder, Du wirst dich doch nicht im Ernst in ein verrücktes Freudenmädchen verliebt haben.

Alles, lieber Bruder, nur necke mich damit nicht, sprach Söllinger; denn ich sage Dir, daß dies Sache der armen, unterdrückten Menschheit ist.

Man sah, daß ihm das Blut dabei stark zu Kopfe stieg, man wußt' es, daß seine Hitze dann leicht in Beleidigungen ausbrach, und man schwieg deshalb.

Es war Söllingers erste Liebe, und diese will, wie bekannt, immer äußerst zärtlich behandelt und

mitunter auch ein wenig verzogen seyn; denn Eigenwille und auch Eigensinn gehn ihr so gewöhnlich zur Hand.

Diana befand sich unterdeß fast von Stunde zu Stunde besser. Sie fühlte sich hier wieder unschuldiger, und eben deshalb ängstigte sie sich nicht mehr so als in jenem Hause, wo sie natürlich ihren körperlichen Zustand verschlimmern mußte; so wie denn auch bei näherer Untersuchung die Aerzte jene Anfälle des Wahnsinns bloß für Ausbrüche eines hitzigen Fiebers hielten, von dem sie nun schon wieder genas.

Sie erhielt Söllingers Brief, las ihn mehr als einmal, sah immer freundlicher und froher dabei aus und las ihn jetzt zum sechstenmale halblaut.

Meine Werthe!

Kein fremder, Ihnen unbekannter Mann, wollte gestern mit herzlicher Theilnahme Sie besuchen, sondern der, dem Sie vor einigen Tagen Ihr ganzes Zutrauen schenkten, von dem sie Trost und Ermunterung baten, eben der wurde gestern von Ihnen nicht angenommen. Gute, edle Seele, denn das müssen Sie seyn! ich erschien gestern zwar nicht in der Tracht, in der Sie mich damals sahen, als ich bei Ihnen war; aber Sie sind gewiß so

vorurtheilsfrei, mich nicht nach meinem Kleide zu beurtheilen, und Sie verzeihen mir ſicher meine veränderte Tracht, wenn ich Ihnen aufrichtig die Veranlaſſung dazu geſtehe. Ein unglücklicher Leichtſinn hatte mich leider in jenes Haus, in das Sie unglücklich genug waren, zu gerathen, als Hausfreund eingeführt; vergeben Sie dieſem Worte, ich geſtehe, es kann in keiner übleren Bedeutung ſtehen — mein Leichtſinn ſollte mich zu Ihrem Verführer machen — ſchrecklicher Gedanke! Und das Kleid, in dem ich erſchien, ſollte das Laſter bemänteln und Sie deſto ſicherer verführen. Ach! aber, ſobald ich Sie ſahe, ſobald ich den weinenden Ton Ihrer Stimme hörte, ergriff es mich, wie die Hand der Allmacht, meine Worte ſtockten, ich hätte niederfallen und Gott für die gute Regung, die ich da in meiner Bruſt fühlte, danken mögen, ich konnte dieſem Gefühle keinen Namen geben, aber es war mir, als ob ich plötzlich ſelbſt ein beſſerer Menſch geworden wäre, als wie einem ſeyn muß am Abend, wenn man den Tag in edlen Handlungen verlebt hat; — wie hätt' ich nun einen Augenblick noch an meinen boshaften Plan denken können! Ich ſah die Unſchuld in Ihrer himmliſchen Schönheit, in Ihrem herrlichen Engelreitze vor mir — ach! mußte nicht mein guter Engel

über mich kommen! O erlauben Sie mir, edle Seele, daß aus dem Verfolger Ihrer Unschuld nun Ihr Beschützer wird. Ich muß mich Ihnen aufdringen, Sie werden mich nicht verstoßen — Sie können den Mann nicht verstoßen, der Ihrer Tugend huldigen, der Ihnen als Freund in Ihrer Lage allen Beistand, der in seinen Kräften steht, erweisen will, der durch ihren Anblick zu männlichem, festen Sinne, zur Tugendliebe wieder gestärkt ist, den Sie, edles Geschöpf, wieder zu sich selbst zurückgebracht haben! Erlauben Sie mir nur einige Augenblicke, Sie besuchen zu dürfen, nur einige Augenblicke lassen sie den wahrlich redlichen Freund Ihrer Unschuld und Tugend zu Ihnen kommen. Ich brenne vor Begierde darnach; vielleicht werde ich ein Werkzeug in Gottes Hand, das zu Ihrer Ruhe und zu Ihrem Glücke beitragen kann, ich denke mit freudiger Rührung daran. Ach! mein guter Schutzengel ist wieder zu mir gekommen, seitdem ich Sie gesehn habe, schon seit der Zeit bin ich besser geworden, und ich werde alle Stunden besser, ich verabscheue immer mehr meine sonstige Lasterliebe und meinen unglücklichen Leichtsinn. — Sie sind die Hand Gottes, die mich aus dem Abgrunde gerissen hat — o wie will ich's Ihnen vergelten! Was ist die Tu-

gend für ein herrliches, himmliſches und großes Weſen! Schon ihr bloßer Anblick macht unſer Herz gut und ſanft! Nur in ein paar Reihen, die ich mir unten beim Pförtner abholen möchte, ſagen Sie mir, wenn ich ſo glücklich ſeyn ſoll, Sie zu ſehen und Ihnen Alles aus meinem Herzen zu ſagen, was innige Theilnahme und die treuſte Freundſchaft der Erde zu thun vermag. Ich bin mit der innigſten Verehrung

Ihr
Karl Söllinger.

Diana verbarg den Brief ſorgfältig — ein ſonderbarer Mann! dachte ſie; aber ſie hat ein Gelübde gethan: ſie will ſich nie wieder mit einem Manne in ein Verſtändniß einlaſſen.

Sie ſtand am Fenſter, und trocknete den trübegehauchten Fleck am Fenſter helle und ſie war froh, daß ſie dies Gelübde gethan hatte. Freilich wohl ſollte dies eigentlich nur allem verführenden Umgange mit Männern, und ſchlechten Männern überhaupt gelten; aber — —

Diana hatte noch etwas gegen dieſe letzten Gedanken; aber ſie ward der Einwendungen nicht deutlich bewußt und beſchloß — vor allen Dingen

den Brief in ſichere Verwahrung zu bringen. Sie wollte ihn in ihren Koffer legen, ging dorthin, und ſteckte ihn unwillkührlich in den Buſen.

Schreiben kann ſie unmöglich an ihn — und wenn auch ſchreiben — was hülfe das: — Herkommen? — das ginge doch immer nicht an, das würde ja nur auffallen.

Sie erinnerte ſich wohl ſeiner, es war ein lieber, ſanfter, junger Mann! Er hatte etwas ſehr Anziehendes und Herzgewinnendes in ſeinem Weſen; es thut ihr leid, daß ſie ihn hat abweiſen müſſen; aber ſie kann ſich ja doch auch nicht von jedem fremden, und am wenigſten von Jemandem ſprechen laſſen, der ſie in jenem abſcheulichen Hauſe kennen gelernt hat, wer kann ſie auch ſchätzen, wenn er an ihre vorige Lage denkt!

Ach! ſie mag keinen von denen ſehen, die in jenem Hauſe ſie erkannt haben. Wo ſollte ſie die Augen hinwenden, wenn ein ſolcher vor ſie träte!

Freilich, Söllinger iſt kein Laſterhafter mehr, er will ihre Tugend lieben, er will ſie auf dem Wege der Tugend weiter führen, er intereſſire ſich ſo edel für ſie, und er hat ſie erſt einmal geſehn. Unausſprechlich edel iſt es, daß er Geld für ihre Unterſtützung und Erquickung bei ihren

Aerz-

Aerzten niedergelegt hat — wie will ſie es ihm vergelten! Er muß ein guter, edler Menſch ſeyn!

Aber ſonderbar! Eine ſo plötzliche Aenderung! So eine ſchnelle Verwandelung des flüchtigſten, ſchädlichſten Leichtſinns! O guter Söllinger! Noch kenn' ich Dich nicht weiter, aber bleibe bei dieſen neuen, guten Geſinnungen, ſie werden Dich glücklich machen; denn nur Tugend macht glücklich: dabei lebt ſich's ruhig und vorwurfsfrei, dabei ſchläft ſich's ſüß und gefahrlos, dabei iſt man frei von ſo vielen tauſend Gewiſſensqualen, mit welchen das Laſter, bei welchem man immer tiefer und von einem Fehltritt in den andern ſinkt, einem zuſetzt. O warum konnten mich die Lehren meines Vaters nicht immer fromm erhalten! Wie konnte ich ſo abweichen von dem Wege der ſchamhaften Jugend! Wie konnte ich ſo blind in den Abgrund des Laſters hineinrennen! Ach Söllinger! Söllinger! Du weißt es nicht Alles, was ich gethan habe, Du würdeſt mich vielleicht ohne Troſt fortgeſtoßen haben! Gott! Aber nun ſey meine Seele auch dir heilig! In dieſes Herz ſoll das Laſter nie wieder einkehren, hier ſoll es nie wieder Wurzeln faſſen, ich will gut werden, wie ich war! Ach Nein! das kann ich nicht! Ich bin zu tief geſunken! Ich kann's nicht Alles wie-

der gut machen! Iſt doch mein Vater im Grabe! Bin ich Dir doch auch untreu geworden, guter Thalberg! *) Hab ich Dir doch ſo viel bittere, traurige Stunden gemacht! Wie will ich das Alles ungeſchehn machen! Ich kann nichts wieder gut machen, mein Vater hat mich verflucht, Thalberg hat mich verſtoßen, hat ſich durch meine reuigen Thränen nicht rühren laſſen. Er hatte Recht! Er wollte das Geſchöpf nicht, das ihn ſo leichtſinnig einem ſchönern Geſicht aufopfern konnte! Er hatte Recht! Ich bin nicht werth, daß ich ſeinen Namen noch nenne. Lieben kennt' ich ihn wohl nicht — aber, wer verdiente mehr als Du, Thalberg, meine Hochachtung! Auch dann, wenn Du mich nicht tugendhaft haben wollteſt. Ach! ich bin zu tief gefallen; ich muß reuig bis an mein Grab weinen, ich muß büßen; ſchwer meine Sünden abbüßen, bis ich wieder Ruhe bekomme! Nein! Ich bin Söllingers nicht werth! Du biſt zu edel für mich, das würde mir nicht Ruhe laſſen; denn ich bin zu ſchlecht gegen Dich, Du mußt der Gatte eines unverführten Mädchens werden, die keine Vorwürfe in ihrem Innern fühlt, und ſo ihre Ru-

*) Von dieſer Geſchichte haben wir nichts erfahren können.

he nicht geſtöhret ſieht. Heiter muß das Weib Deines Herzens ſeyn, und das kann ich nie werden.

Aber was will ſie denn, er ſpricht ja auch nicht von Liebe zu ihr, er will ja bloß ihr Freund ſeyn. — O ſie iſt ja doch ſein nicht werth! Sie muß weit fort von hier, wo Niemand ſie kennt, da nur kann ſie wieder etwas ruhiger werden.

Ach! nur zu bald wird er es einſehen, daß ſie ſein nicht werth iſt, und ſie wieder verlaſſen — er wird aus ſeinem Traum' aufgeſchreckt werden.

Nein! Söllinger! Täuſche Dich nicht! in meinem Herzen wohnt keine Unſchuld mehr! Ich bin ſchändlich verführt, und ich habe mich ſelbſt in mein Elend geſtürzt.

Dianens Reue über ihren Fehltritt war rührend; ſie dachte und wollte nicht daran denken, daß ſie den erſten aus Noth und in ſo edler Abſicht gethan hatte: denn ihr Vater hatte ſie doch immer verachtet und war vor Gram und Unmuth darüber geſtorben. Sie fühlte es ſtrenge, daß ſie Söllingers Hochachtung und Zutrauen in dem Grade nicht verdiente, es beſchämte ſie, daß er ſie für ſo gut hielt, da ſie ſich ſelbſt ſo ſchlecht und heruntergeſunken vorkam.

Sie will und kann ihm nicht ſchreiben — was ſollte ſie ſagen! Ach! ſie mag Niemanden mehr täuſchen, die Welt wird doch genug getäuſcht!

Was ſollte ſie denn ſchreiben? Sie weiß wahrhaftig nicht ein Wort, und ſehen kann ſie ihn ja auch unmöglich; wo ſoll ſie die Augen hinwenden!

Sie iſt in tauſend Unruhen darüber! ach! ſie möchte ſein wohl werth ſeyn! Wäre ſie ein unſchuldiges, unverführtes Mädchen, ſie würde ihm mit Herzlichkeit zueilen! Er kennt ſie ja nicht — wenn er es erfahren wird, welches ſchändlichen Betragens ſie ſich ſchuldig gemacht hat, es würde, es müßte ihn gereuen; denn er iſt ein Menſch. Nein! keine neuen Unruhen, Diana, Dein Herz iſt noch nicht heil, und wird wohl in dieſem Leben nicht wieder heil werden!

Ich müßte ihm ſeine Tage trübe machen; denn meine Vorwürfe würden mich nicht ruhen laſſen — ach! und die Tage eines edlen Menſchen müſſen nicht trübe ſeyn: frohes Leben ſollte ja immer der Lohn ſeyn, wenn er gut und tugendhaft iſt.

Der Abend kam; Diana freute ſich einſchlafen und ihre Sorgen vergeſſen zu können, viel-

leicht auch, um ungeſtöhrter über ſich und Söllinger nachzudenken, weil ſie am Tage viel von ihren Geſellſchafterinnen geſtöhrt war; denn ſie legte ſich zu Bette, dachte viel noch an ſich und den jungen Mann, und ſchlief vor Mitternacht nicht ein.

Tages darauf kam Söllinger, ſich die Antwort bei dem Pförtner abzuholen: Diana war am Fenſter; aber er ſah ſie nicht.

Keine Antwort? Das iſt unbegreiflich! Iſt ſie denn krank? Der Pförtner weiß nicht anders, als daß ſie ſich recht wohl befindet.

Söllinger geht betrübt fort.

Diana ſieht ihm betrübt nach; jetzt ärgert es ſie, daß ſie ihm nicht geſchrieben hat; ſie hätte ihm ja auch leicht ſagen können, was ſie zurück hielte. Sie will ihn zurück rufen; ſie macht das Fenſter auf; er läuft im vollen Gallopp fort.

Langſam drückte ſie das Fenſter wieder zu, und lange bleibt ihre zitternde Hand noch an dem Fenſter-Riegel, bei dem es ihr iſt, als ob er ſie auf immer von Söllinger entferne und den Zugang zu ihm verriegle.

Ach! warum that ſie das! Warum iſt ſie ſo undankbar gegen den edelſten, beſten Mann! Sie

macht ſich tauſend Vorwürfe, aber Söllinger iſt nicht mehr zu ſehen.

Sie iſt ſo böſe über ſich, daß ſie nicht an ſich denken mag; wie undankbar wird er ſie nennen, wie wird er ſie verabſcheuen!

Das letztere klang ihr denn doch ein wenig zu hart; es war ihr, als ob er das nicht thun würde, und — nicht thun müſſe; aber nun war er fort.

Alle die Gründe, die ſie vorher ſich geſagt hatte, ihn nicht mehr zu ſehen, ſchienen ihr nun äußerſt nichtig; ſie kam ſich eigenſinnig vor, und ſie war völlig unzufrieden mit ſich. Sie kann in ſich ſelbſt nicht klug werden; um aus jenem Hauſe fortzuwollen, übertrieb ſie jene Verzweiflung oft abſichtlich, ſie nahm ſich's recht vor, ſich Alles ſo ängſtlich als möglich vorzuſtellen, und ſie gefiel ſich gleichſam in der Rolle des Wahnſinns, und endlich ward es ihr, als ob ſie würklich ſich nicht mehr verſtellte, ihre dadurch überſpannte Einbildungskraft ſtellte ihr das nun alles auch würklich ſo vor, wie ſie es ſich vorher abſichtlich vorgebildet hatte.

Diana ſagt uns hier nichts neues; es giebt allerdings genug ſolcher Anfangs erkünſtelten Paroxismen, die dann durch die Abſpannung und

Ueberſpannung, welche ſie der Seele und den Sinnen geben, leicht die Organe ſelbſt zerrütten, und würklich werden; man ſpielt ſich gleichſam ſo in die Rolle hinein, daß man am Ende nicht mehr der Schauſpieler, ſondern der wirkliche Held zu ſeyn glaubt, und daß andere völlig getäuſcht werden, und am Ende Wahrheit in der Verſtellung ſehn.

Söllinger ließ ſich zu Hauſe von Niemandem ſprechen — das war ihm unbegreiflich! ihn ſo zu verachten, ihm nicht einmal eine kleine Antwort zu ſchicken — was kann das auf ſich haben! Sollte ihre Melancholie ſie würklich zuweilen nicht zur Beſinnung kommen laſſen! So ſcheints ihm ganz; denn er meint's doch ſo gut, und das nicht zu erkennen — das war ihm unbegreiflich! Wie ſoll er ſich nun nehmen! — Den Brief hat ſie erhalten, das iſt gewiß — er will ſie vergeſſen, oder — nein! er will einige Tage noch warten, vielleicht ſchickt ſie noch; denn ſo undankbar kann ſie nicht ſeyn.

Seine Schweſter tritt herein: nun wie ſteht's mit Deiner neuen Liebſchaft?

Er antwortet nicht, wendet ſich um und ſieht aus dem Fenſter.

Das iſt ſehr grob, Herr Bruder.

Da iſt die Thür, naſeweiſe Mamſell Schweſter.

Du haſt gewiß den Korb bekommen, ſagt ſie im Herausgehn und lacht laut auf. — ach! Du armer Verblendeter, ſeufzt ſie und geht die Treppe hinunter.

Die Närrin! ſpricht er mit verdroſſenem Ton und ſchlägt die Fenſter zu. Er will ſich Geſchäfte vornehmen; wer kann ihm den Korb geben! Das ſoll kein Mädchen von ihm ſagen! Er will Mann ſeyn, will ſich überwinden! Was geht ihn das Mädchen an! Wer ſich nicht helfen laſſen will, mag bleiben, wo er iſt — er hat das ſeine gethan — ſie mag ſich Freunde ſuchen, die es beſſer mit ihr meinen.

Unruhig geht er in der Stube umher: ja! er will, er muß Mann ſeyn! Ein Mädchen ſoll ihn nicht um ſeinen Verſtand bringen! Er beſchloß, nicht wieder hinzugehn.

Söllinger hielt ſo gut Wort, daß er am andern Tage ein wenig ausging, bald dieſe, bald jene Straße, um ſich zu zerſtreuen, einbog, und nach einer guten halben Stunde ſeines Herumwanderns, vor einem Hauſe ſtand, das dem ſehr ähnlich war, worin ſeine unglaubbare Schöne gewohnt hat, das — nun ward er's ſich deutlich bewußt, ganz daſſelbe war — wie in aller Welt war

er hieher gekommen! Er mußte geschwind umkehren, oder — seitwärts abbeugen — oder — schnell vorbeigehen, damit sie nicht etwan gar glaube, er ginge ihretwegen hier vorbei. Nein! So ganz von ohngefähr führt ihn der Weg nur hier so her.

Söllinger betrog sich und glaubte seinen eigenen Lügen, er wollte recht schnell vorbeigehn und das Haus gar nicht ansehn, er wollte deswegen den Hut tief in die Augen setzen, und um dies zu thun, nahm er ihn erst ab, sah bei der Gelegenheit an das Haus eben hinauf, und drückte nun den Hut tief in die Augen.

Das Herz schlug ihm gewaltig, er fühlte sich von glühender Hitze übergossen, und er war noch nicht funfzig Schritte weit, als eine weibliche Stimme hinter ihm rief, ein junges Mädchen auf ihn zu kam, und ihn in Dianens Namen bat: er möchte ja Nachmittag zu ihr kommen, sie verlasse sich darauf.

Söllinger wußte nicht, was er vor Freuden sagen und thun sollte, er drückte dem Mädchen die Hand, er sprach zu ihr: hören Sie, obgleich es das schmutzigste, zerrissenste Dienstmädchen war, er hätte ihre Hand küssen mögen, obgleich der Schmutz dicke darauf klebte — ja! ja! ich will kommen! Sagen Sie ihr, — sagen Sie

ihr — ja, das Mädchen hatte nicht länger Zeit, dahin flog sie und bewunderte im Laufen das schöne blanke, ihr in die Hand gedrückte Achtgroschen-Stücke.

Eßlinger eilte kurzathmend vor Freude nach Hause, um seiner Schwester die Nachricht zu bringen, und eben so hastig, als das Mädchen zu Dianen hereintrat und ihr entgegenrief: ach! das muß ein reicher Herr seyn, sehn Sie, das hat er mir gegeben! so trat er zu seine Schwester herein, und rief ihr entgegen: Nachmittag soll ich zu ihr kommen!

Seine Schwester schwieg dazu still; das war Alles, was sie thun konnte, wenn sie ihn nicht über seine schwärmerische Liebe ein wenig necken wollte, wozu sie jetzt keine Lust hatte.

Eßlinger ärgerte sich über ihr Schweigen: Du kannst wohl nicht hören, sprach er.

Ich habe recht gut gehört, antwortete sie mit lächelnder Miene.

Nun so sitze doch nicht wie ein Maulaff' da.

Was soll ich denn beginnen?

Freuen sollst Du dich!

Ich möchte wissen, worüber!

Ihr seyd alle elende Geschöpfe, ohne wahre Theilnahme! Geht zum Teufel Alle miteinander!

Söllinger war entsetzlich aufgebracht. Er glaubte nun, Alle müssen sich mit freuen und ihm Glück wünschen, und da sieht denn so ein moralisirendes, eiskaltes Gesicht ohne alle Theilnahme. Zum todärgern ist es! Er will auch keinem Menschen ein Wort mehr von seinen Herzensangelegenheiten sagen; denn es versteht ihn doch keiner, es sind doch alles hölzerne, gefühllose Seelen! Er mag wohl ihr Gutes nicht haben; aber er hat auch, Gottlob! ihr Böses nicht. Er will sich gar Niemanden mehr anvertrauen, will alles in sich selbst verschließen!

Dianen war gleich nachher, da das Mädchen ihm die Nachricht gebracht hatte, wieder so bänglich zu Muthe, daß sie beinahe wünschte, es nicht gethan zu haben; wenigstens schwankte sie so zwischen zweien Empfindungen, nach welcher man etwas will und nicht will.

Warum sie ihn nicht gleich zu sich hinaufkommen ließ? Das ging ja unmöglich an; sie war ja im leichtesten Morgenanzuge, und sie hätte sich nicht sehn lassen können, ohne der Schamhaftigkeit und dem Anstande etwas zu vergeben.

Diana war jetzt nichts als Unschuld und erste Liebe. Ihre Empfindungen äußerten sich eben so, als wenn sie noch nicht gefallen wäre.

die heiligen Gefühle der Schamhaftigkeit, der Zurückhaltung, waren in ihr so laut und würksam, als sie in der Brust der liebenswürdigsten Unschuld sind — darum der Kampf ihres dankbaren Herzens mit ihrer Schamhaftigkeit und Zurückhaltung, darum das Schwanken zwischen Zuneigung und Entfernung, darum die unbestimmten Gefühle der Aengstlichkeit, der Sehnsucht, der Freundschaft.

Der Nachmittag führte Söllingern auf Flügeln der Sehnsucht zu ihr hin, schon war er dem Hause nahe, schon trat er herein, da war er schon an der Thüre, zitternd klopfte er an. Diana flog an die Thür und öfnete sie ihm. Söllinger neigte sich demüthig auf ihre Hand. Diana war vor Schrecken blaß, sie stotterte wie er etwas von Verzeihung, und er sah ängstlich nach ihren Gesellschafterinnen hin, die sich einander in's Ohr flüsterten.

Er hatte wahrscheinlich geglaubt, sie allein zu finden, und ihr sein ganzes Herz auszuschütten, und da standen sie nun Beyde, und keiner wußte etwas zu sprechen. Man fing also getrost vom Wetter an, man fand es schön und warm, obgleich es draußen trüb' und feuchtkalt war. Beyde standen ungefähr so vor einander, als

wie jemand vor einem außerordentlichen Geſchenke, das man ihm gemacht, und womit er nicht gleich weiß, wie er es in ſeiner ganzen Schönheit benutzen, und das ſo zärtlich und ſo wunderfein gearbeitet und gebaut iſt, daß man nicht weiß, wie man es anrühren ſoll.

Beyde waren noch nicht fertig mit dem Wettergeſpräch, bis Diana endlich Zeit hat, ſich zu ſetzen, und nach und nach aus dem einſylbigten Geſpräch ein zuſammengeſetzteres ward.

Das ängſtigte Söllingern am mehrſten, daß es ihm nicht möglich war, ſacht zu ſprechen, was er doch ſo gern wollte, und das ging Dianen gerade auch ſo, ſo ungern ſie auch die andern an ihrem Geſpräch Theil nehmen laſſen möchte.

Beyden ſagte ihr dunkles Gefühl, als würden ſie ſich durch Sachtſprechen verdächtig machen, und ſo blieb es bei dem vorigen Lautſeyn.

Vor allen brannte ſie, ihm, als dem ſo edeldenkenden Manne ihre Geſchichte mitzutheilen. Vor allen brannte er, ihr eine ruhigere Wohnung in ſeinem Hauſe und in Geſellſchaft ſeiner andern Schweſtern anzutragen, und bei Beyden blieb es bei dem Geſpräch über die Einrichtung des Hauſes hier, das unmittelbar dem Wettergeſpräch folgte.

Endlich brach Söllinger heraus und trug ihr mit Herzlichkeit und Freundschaft seinen Entschluß an. Wie hätte Diana nicht arm zusagen sollen, da sie in die Hände eines biedern Freundes gerieth! Wie mußte ihr solch ein Vorschlag gegen ihre vorige und jetzige Lage so süß dünken! Selbst Schwärmerin im höchsten Grade mußte sie sich in einer ähnlichen Gesellschaft desto lieber zu zu leben wünschen — ach! Sie werden meine Tugend bewahren und mich wieder mit meinem Herzen versöhnen! sprach sie zu ihm. O das will ich! das will ich! war seine Antwort, wie ein guter Schutzengel will ich Sie beschützen, ach! und meine Schwester sollten Sie kennen, es ist das edelste Mädchen auf Gottes Welt, sie wird ganz für Ihr Herz seyn.

Dianen war bei dem Vorschlag wie im Himmel: tugendhafter, wohlthätiger Mann! rief sie einmal über das andere aus, und zog seine Hand an sich und weinte darauf. Das war denn so ganz Nahrung für Söllingers Schwärmerei, er sah nun nicht mehr Dianen, er sah eine Göttin vor sich, die Tugend und Unschuld selbst, wie die Phantasie sie sich mahlt.

Um über Söllingers Antrag hier etwas mehr Licht zu geben, so bemerken wir nun, daß Söl-

linger mit seiner Schwester auf einem Gute seines reichen Onkels nahe bei der Stadt lebt; der Onkle lebte seiner Geschäfte wegen an einem andern weit entfernten Orte, und Söllinger administrirte das Gut, und war zu seinem künftigen Erben eingesetzt.

Da die Aerzte Dianens Gemüthskrankheit bei der geänderten Lage schon gleich Anfangs genesen sahen, so kostete es nun um so weniger Mühe, ihre Entlassung zuzugeben, und Söllinger führte noch an demselben Tage mit schwärmerischer Eil und Freude Dianen in sein Haus.

Seine Schwester machte Anfangs große Augen, weil er ihr nicht ein Wort vorher davon gesagt hatte; aber Dianens unschuldiges, offenes Gesicht zog sie bald an sich, und sie fing wenigstens schon an, dem Geschmacke ihres Bruders Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Diana näherte sich mit Rührung und dankbarer Empfindung Söllingers Schwester: werden Sie mich auch nicht verstoßen, da Ihr edler Bruder so wohlthätig gegen mich denkt?

Friederike, Söllingers Schwester, nahm sie mit Freundschaft auf, und es vergingen kaum einige Tage, so war sie ihre erklärte Freundinn; das schnelle Freundschaftmachen schien in der Fa-

mute ganz zu Hause zu seyn. Da nun Diana erst ihre Geschichte erzählte, war die theilnehmendste Freundschaft auf ihrem höchsten Gipfel, und Friederike schloß sich fast noch mehr an Dianen, als Diana an Friedericken.

Söllinger fühlte sich im Umgange dieses, wie ihm vorkam, übirrdischen Geschöpfs seelig, er zog sich von der ganzen Welt zu ihr zurück; ihr Blick war wohlthätiger für ihn als die Sonne; nur immer nach ihr hinstarren, nur immer ihr zuvorkommen, ihren Augen Wünsche abzusehen, das war sein Wunsch und sein Glück. Jeder Morgen brach ihm heiter und fröhlich an, auch wenn der Himmel noch so bewölkt war, weil er ihn wieder in die Gesellschaft dieses Engels führte.

Seine Freundschaft für sie war die reinste, heiligste dieser Erde, er wünschte nur, sie zu beglücken, und in ihr Herz voll Kummer wieder Freude vollauf zu streuen.

Dianens Freude über ihre jetzige so ruhige Lage war still und kleinlaut; sie hatte nur Thränen der unaussprechlichen Freude, der gerührten Erkenntlichkeit bei dem Bewußtseyn ihres Glücks und dem Empfangen der Wohlthaten, und dies gab ihr nur noch immer mehr Reiz in Söllingers Augen.

Ob dies so bleiben wird, ob nicht Leidenschaften diese bisher so reine, heilige Liebe trüben werden? daran zweifelt Niemand, der das menschliche Herz und sein Blut kennt, als Söllinger. Er will es schlechterdings gegen seinen Freund, der mit ihm oft darüber spricht, nicht Wort haben: meine Liebe ist rein und heilig und wird es bleiben! ich denke mir nichts als Seele und Herz und himmlisches dankbares Auge und Leutseligkeit lächelnden Mund an dem Mädchen!

Und Deine Gefühle, sprach sein Freund zu ihm, schwärmen immer in diesen Gedanken umher, und Du bist doch immer nicht befriedigt, und wünschest sie immer mehr zu sehen, und rückst ihr immer näher, und fühlst es immer heisser in Dir werden, und fühlst Dich immer unglücklicher, wenn sie nicht da ist, und nimmst Dir immer vor, rein und heilig zu fühlen und Deinen Grundsätzen treu zu bleiben, weil Du wohl merkst, daß Du leicht von Deinen Grundsätzen abweichen könntest; denn wo man seiner Sache sich so recht glaubensfest ist, da darf man nicht immer zur Erinnerung daran seine Zuflucht nehmen.

Söllinger ärgerte sich über alle diese Anmerkungen so sehr, daß er seinen Freund bat, ihn mit dergleichen zu verschonen und ihm etwas besse-

res zuzutrauen, oder ihre Freundschaft würde einen Bruch leiden: genug, er wolle zeigen, daß er Mann sey und seine Leidenschaften beherrschen könne.

Sein Freund hielt es in dieser Lage für gut, sich zurückzuziehen — elender, erbärmlicher Selbstbetrug! dacht' er, schwieg und ging.

Es ist ein ängstlicher Hypochonder, sprach er; es thut ihm zwar wehe, seine Freundschaft zu verlieren, weil ein treuer Freund mehr als Gold werth ist; aber er verkennt ihn auch ganz. Er will noch alles mögliche thun, er will Dianen überreden, sich um seine Freundschaft zu bewerben, damit er doch ganz ihren Werth kennen lernt.

Diana versprach es ihm mit aller Herzlichkeit der Freundschaft, und sie that es gern, weil sie Söllingers Freund schon von der ersten Stunde, da sie ihn sahe, schätzte, obgleich sie wohl merkte, daß er kalt gegen sie war.

Söllingers Aeußerung nun überzeugte sie noch mehr davon, daß sein Freund sie verachten mochte, und wahrlich, sie war ihm darüber nicht böse; denn sie sagt es sich noch oft heimlich genug, daß sie Verachtung verdient, und wenn sie es recht bedenkt, so gefällt er ihr vielmehr deshalb: er verräth dadurch sein tugendliebendes Herz, und sei-

nen Abscheu vor Lasterhaftigkeit. Guter Elsner! (so hieß Söllingers Freund) Du weißt es ja nicht, wie wenig sie jetzt über jene Fehltritte weint, Du weißt es ja nicht, wie sehr Umstände auf sie eindrangen, die zum Fehltritte veranlaßten, Du weißt es ja nicht, wie gut ihre Absicht dabei war.

Diana weint und verriegelt die Thüre, und will von Niemandem sich sprechen lassen: er hat Recht, daß er mich verachtet. Ich verdiene keine Entschuldigung. Warum ging ich in jenes abscheuliche Haus! Warum opferte ich mich mehrern so leichtsinnig auf! Ich verdiene nicht einmal Mitleiden! So muß es der gefallenen Tugend gehn. Tief müssen sie die Menschen verabscheuen! O mir geschieht Recht! Erbarmt Euch meiner Thränen nicht, ihr guten, edleren Menschen! Ich muß noch schwerer büßen! Was soll die Unreine unter den Reinen. Ich bin Söllingers nicht werth! Er ist zu gut, zu edel gegen mich; Elsner ist gerecht! Ich bin unglücklich bis an den Tod!

Sie beschloß, sich niederzulegen und sich die Nacht satt zu weinen; aber noch spät in der Nacht, saß sie halb entkleidet am Fenster und sah mit Thränen in den zerrissenen Himmel. Es klopfte an ihre Thür; sie rief nicht herein; sie war so sacht, daß sie den Athem an sich hielt. Söllin-

ger meldete sich; sie antwortete nicht; er kann ja denken, sie schläft.

Söllinger klopfte hastiger an, er mußte etwas Wichtiges wollen; aber warum spricht er so sacht, er könnte ja laut reden, und — was soll sie nun thun — sie kann ihm ja doch nun unmöglich antworten, da sie so lange geschwiegen hat.

Sie wirft sich über's Bett, schnarcht, und da Söllinger noch immer klopft, wacht sie mit einem tiefen Seufzer auf und frägt erschrocken: wer da sey?

Ich bins, ich bin's, antwortete Söllinger hastig, kommen Sie doch, meine Schwester ist plötzlich so krank geworden.

Da hatte Diana alle Unruhe und Kummer vergessen, sie bebte zusammen: ich will gleich kommen! antwortete sie, und scharrte mit den Füßen, als ob sie sich etwas anzöge und aus dem Schlafe käme; nun hatte Söllinger gewiß nichts gemerkt.

In kaltem Fieberschauer ging sie nun an der Hand des zitternden Söllingers und traf seine Schwester ganz gesund und ruhig in ihrem Bette schlafen.

Diana wußte nicht sogleich, was sie sagen ollte, und Söllinger eben so wenig, und statt

aller Entschuldigungen, schien es ihm am besten, wenn er, was er so eben that, seine Schwester aus dem süßen Schlaf aufrief und sie selbst sprechen ließ.

Die arme Friederike schlief so süß und ruhig, und wunderte sich, wie Diana mit ihrem Bruder vor ihr stand. Was stöhrt ihr mich denn, Kinder, was wollt ihr? fragte sie etwas verdrüßlich und noch halb im Schlafe.

Der arme Söllinger war in schrecklicher Verlegenheit, und Diana glaubte im Traume zu seyn.

Nun ich denke, Du bist krank, brach endlich Söllinger verdrüßlich heraus.

Ich habe nicht daran gedacht, Gottlob! ich bin frisch und gesund; aber sagt mir um's Himmels willen, wie ihr Beyde hier vor mein Bett herkommt.

Nun, Du hast ja laut aufgefahren, daß mich's aus dem Schlafe geweckt hat, und sahst ganz leichenblaß aus, da ich Dir in's Gesicht sahe.

Ein dummer Traum, Närrchen, nichts weiter, geht ihr in Gottes Namen wieder zu Bette, ich bin frisch und gesund.

Beyde sahen sich einander an, schwiegen, lachten endlich laut auf, wünschten sich dann Ende schamroth gute Nacht und gingen.

Söllingern war's immer, als hätt' er sich noch tausendmal bei Dianen zu entschuldigen, und er ließ deswegen ihre Hand noch immer nicht los und drückte sie einmal über das andere an seine Augen und an seinen Mund, und sah dann mit Rührung in Dianens Auge: Arme, daß ich Sie führen mußte!

Diana vergab gern und kämpfte, sich aus seiner Hand loszumachen; denn sie bemerkte so eben, daß sie in der Angst und Eil, mit der sie seiner Schwester helfen wollte, sich nur halb angekleidet, wie sie am Fenster saß, gelassen hatte, und der Tuch, der in eben der Eil übergeschlagen war, den sanften Busen mehr zu verhüllen, und zu dem sie in der Angst nicht gleich eine Nadel hatte finden können, schlug sich jetzt auseinander, weil Söllinger die Hand mit Gewalt an sich zog und drückte, die ihn über der Brust zusammenhielt.

Söllinger wagte es nicht, mit Bewußtseyn hinzublicken, obgleich sein Auge über der Hand weg, auf welche seine Stirn sich bückte, darauf hinblitzte, und Dianens Schamhaftigkeit (denn

sie war in dieser Hinsicht, wie das unschuldigste Mädchen) kämpfte so liebenswürdig dagegen, und sträubte sich so schön, daß sie in Söllingers Augen dadurch noch tausendmal mehr Reitz erhielt.

Mehr als zehnmal sagte Söllinger noch gute Nacht, und immer war's ihm, als ob er es noch nicht herzlich genug gesagt hätte, und als ob Diana mit jedem Augenblicke schöner, und ihre Hand sanfter und wärmer und heisser und an sich ziehender würde; nein! er kann sich noch nicht losreissen! Freundinn! himmlische Freundinn! rief er ihr einmal über das andere zu; sein Auge stand in Thränen bei den Worten, er empfand so viel, er fühlte sich so seelig; o was ist Freundschaft für ein herrliches Kleinod der Erde! Und so wie Diana dies Wort hörte, da entbrannte ihr Herz auch in der Wonne der Freundschaft: mein einziger Freund! sprach sie auch zu Söllinger, und ihr Auge stand, wie das seine, in Thränen, die der Wonne der Freundschaft geweiht waren.

Nun riß man sich los; ewige Freundschaft? fragte Söllinger, und drückte Dianens Hand an seine klopfende Brust. Ewige Freundschaft! antwortete Diana, und sie drückte, ohne daß sie es wußte, Söllingers Hand an ihre hochwallende Brust.

Das war ausströhmendes Freundschaftsgefühl, da weiß die Hand nichts vom Busen, sie drückt sich nur an das edle, gleichgesinnte Herz, in dem die göttliche Harmonie der Seele, Freundschaft, himmlische, unaussprechliche Freundschaft wohnt, die sich seelig in der Ruhe des Freundes fühlt, und man sah sich nicht weiter auf diesen Druck an; denn wo die Seelen sich einander so anschauen, und so Herz am Herzen stehn, da sieht das Auge oft starr auf einen andern Fleck hin. Sie sprachen auch nicht ein Wort weiter, denn die Seelen hatten sich hier alles mit dem heissen Druck der Brust und der Hand gesagt; auch nicht eine gute Nacht; man trennte sich, und jeder kam in sein Zimmer, noch eh' er's deutlich wußte, und legte sich mit dem frohsten Gefühle der Freundschaft schlafen.

Aber viele legen sich schlafen, und der Schlaf besucht ihr Auge nicht; so ging es Söllingern und Dianen.

Söllingers Schlaf war nichts, als ein beständiges Aufschrecken; das Blut stieg ihm heiß und wallend zu Kopfe, er hörte sein Herz schlagen. Diana stand überall vor ihm, und an ihre heißwallende, schöne Brust drückte die Freundschaft noch immer seine Hand. Gott! Wenn es

erſt Morgen wäre, daß er ſie wieder ſehn könnte! ach! ſo ſchön ſah er ſie noch nie! Von dieſem Munde, Freund, innigſter Freund genannt zu werden, und das mit der ganzen Hingebung des Herzens, ach! ſo glücklich war Söllinger nie! Wie ganz anders iſt doch ſo ein Umgang c ſein voriges Leben! Wäre doch erſt Morgen! wurde noch immer wiederholt, die Wonne und das Glück der Freundſchaft noch ſo oft gedacht, und tauſendmal öfter empfunden, und mehr als tauſendmal drückte ſich die Hand noch an ihren freundſchaftlichen Buſen. Dieſe Erinnerung war ihm gar zu werth; o er will auch alles für ſie thun! Sie iſt alles werth! Und wenn Elsner noch ein Wort gegen ſie ſagt, bricht er mit ihm gerades weges; denn das iſt wahre Freundſchaft, wie ſie Diana für ihn fühlt; das übrige iſt Alles fremdes Weſen dagegen.

Söllinger! Söllinger! täuſche dich nicht! Das, was Du Freundſchaft nennſt, heißt Liebe, und Liebe iſt nicht ſo glücklich, als Freundſchaft. Wollteſt Du der Stimme der Erfahrung hören, Du würdeſt dich gegen dieſe gefährliche Täuſchung waffnen; aber Liebe hört und ſieht ſehr oft nicht, und das war ganz bei Söllinger der Fall.

Wenn er morgen früh aufſteht, will er ſogleich zu ihr gehn, und er will nicht eher ruhen: ſie ſoll ſeine Gattin werden.

Sein erſtes Geſchäft ſoll ſeyn, er will es an ſeinen Onkle berichten, will ihm ſagen, was es für ein herrlich, treffliches Geſchöpf iſt, und er wird gewiß nicht einen Augenblick anſtehn, ihm dieſen guten Engel zu gönnen, hat er's doch ſo oft geſagt: wähle nur ein würdiges, rechtſchaffenes Mädchen, und ich werde Dir nie entgegen ſeyn! Ich will es Euch nicht fehlen laſſen, ſo lang' ich lebe, und wenn ich einmal die Augen zumache, haſt Du ja ohnehin alles. Der gute, biedere Onkel! Wie er ſich freuen, wie er ihm Glück wünſchen wird! Gott! Wie dank' ich dir für mein Leben, daß ich ſo glücklich bin, dieſes edle, weibliche Geſchöpf mein zu nennen und ſie zu beglükken! Nicht einen Augenblick will er morgen zögern, ihr ſeine ganze Liebe, ſein ganzes Herz anzubieten, und ihr ſeine redlichen Abſichten zu entdecken. So freut ſich kein Kind auf den Weihnachtsmorgen, der ihm alle die herrlichen Spielſachen ſchenkt, als Söllinger auf den Morgen ſich freute.

Diana brachte die Nacht faſt eben ſo ſchlaflos zu. Es iſt ein guter, guter Mann, wieder,

holte sie sich noch oft; er hat so viel Sinn für reine Freundschaft, er ist so ohne Eigennutz ihr Wohlthäter, sie schätzt ihn recht sehr hoch. Und warum sollte sie ihm denn dies nicht zeigen, sie kann ja doch nicht undankbar seyn, und er verdient ja so vielen aufrichtigen Dank, sein gutes, edles Herz verdient ja so viel treues Anerkennen seines Verdienstes, sie kann es ihm nicht genug vergelten, was er an ihr thut. Der gute Mensch! Wie zärtlich er an dem Wohle seiner Schwester Theil nimmt, wie ängstlich er gleich zu ihrer Rettung eilte, und wie reuig und warm seine Freundschaft ist.

Daß nur sein Freund sie so verkennt und verachtet, das thut ihr äußerst wehe: ach! er mag strenge über sie in seinem Herzen richten; in seinen Augen ist sie eine tief gefallene, die Verachtung und Abscheu verdient. Wenn nur das nicht wäre; so gern wünschte sie ihm etwas werth zu werden, sie möchte nicht gern so verabscheuungswürdig vor ihm stehn.

Wollten sich doch alle Menschen mit ihr versöhnen, sie will ja nun nie wieder vom Pfade der Tugend abweichen, sie hat ja genug dafür gebüßt; sie will morgen mit Elsner sprechen, sie will ihn bitten, ihr zu verzeihen, sie will ihm Alles, alles

erzählen; und, er wird ja kein Unmensch seyn; er ist ja so gut und sanft gegen Söllinger.

Es war Dianen außerordentlich darum zu thun, von Elsner nicht verkannt zu werden, und fast den ganzen übrigen Theil der Nacht dachte sie nichts anders, als Versöhnung mit der Menschheit, die, wie sie gern eingestand, auf sie böse zu seyn, Recht hatte, und auf Versöhnung mit Söllingers Freund.

Sie wußte selbst nicht, wie sie dieser auf einmal so bedürftig wurde; sie wollte ohne dieses Bewußtseyn nicht leben.

Erst dann will sie sagen, daß ihre Ruhe gewonnen hat, wenn ein solcher guter Mensch sich mit ihr ausgesöhnt hat.

Dieser Gedanke schenkte ihr noch einige Stunden süßen Schlafs, und als sie aus diesem erwachte, war ihr erster Wunsch wieder, Verzeihung von Elsner. Wenn er sie nur nicht gar zu grausam gleich von sich abschrecken wollte, sie will sich gern harte Vorwürfe von ihm gefallen lassen. Sie kann nicht länger von ihm verkannt seyn; auch Söllingern selbst ist es ja lieb, wenn sein Freund sie nicht mehr so verkennt, er selbst hört ja dann weniger Vorwürfe von ihm.

Sie will, ja wahrlich, das will sie, die erste, beste Gelegenheit ergreifen, mit Elsnern zu sprechen, will ihm reuig ihre Fehler bekennen, und dann soll er über sie richten — o er wird gewiß sanft über sie richten!

Mit diesem Gedanken sah sie den erwachenden Tag froher für sich kommen, und ehe noch die Morgenröthe den Wald gegenüber vergoldete und alle seine Stimmen erwachten, stand Diana schon am Fenster und genoß der reinen, stärkenden Morgenluft.

Söllinger wanderte schon im Garten umher, und begrüßte heute jede aufstehende Blume mit froherem guten Morgen; denn Diana war ja nun sein Alles, Diana liebte ihn ja über alles, heiß hatte sie ja seine Hand an ihren Busen gedrückt.

Die Kaffeestunde schlug heute wenigstens eine Stunde früher; denn Söllinger erweckte alles früher, und trat izt auch auf den Zehen an Dianens Thür und klopfte leise an.

Er war weit davon entfernt, zu Dianen hereinkommen zu wollen; aber sie fürchtete es und zitterte, athmete vor Aengstlichkeit sacht und bewegte keinen Fuß von der Erde fort.

Wollen Sie nicht aufstehn, Liebe, rief er endlich ganz laut, es ist so ein schöner Morgen!

Einer so lauten, offnen Frage durfte Diana auch laut antworten, und mit halb schläfrigen, verstelltem Tone antwortete sie: ich werde gleich kommen.

Es war ihr lieb, daß er so laut gesprochen hatte; denn so konnte Niemand Verdacht schöpfen, und so gefällt er ihr am mehrsten; alles Heimlichthun ist ihr zuwider; es soll auch Niemand mehr einen unreinen Gedanken gegen sie haben; Gott! was ist ihr voriges Leben ihr zuwider!

Sie würde Söllingern hassen, wenn er im geringsten sich leidenschaftlich gegen sie betrüge, oder die kleinste Zweideutigkeit äußerte; doch nein! dazu ist er zu edel, er ist ja ganz ihr wohlthätiger Freund, und er wird ja den Gedanken auch nicht einmal haben, sie in den Abgrund wieder hineinzustürzen, aus dem er sie so edelmüthig errettet hat.

Wenn ihn sein voriger Leichtsinn nur nicht wieder anwandelt; sie würde wahrlich alle ihre jetzigen so vortheilhaften Verhältnisse verlassen, und lieber äußerst undankbar scheinen, als sich so wieder hingeben.

Wir sehn, Diana nimmt sich ganz streng gegen Söllingen, und es scheint allerdings, als ob diese zu große Strenge, etwas Kälte und geänderte Gesinnung gegen ihn voraussetzte.

Für Elsner scheint sie sich würklich mehr zu interessiren, — es ist ja so selten nicht, lieber Leser, daß wir das anbeten, was uns vergißt, und das vergessen, was uns anbetet; wenigstens finden wir bei einem nähern und genauern Blick auf die Menschen so oft, daß ihnen die Dinge in der Welt werther sind, die sie mit Mühe sich erwerben müssen, als diejenigen, die ihnen gleichsam so von selbst kommen; der Reitz wird größer durch den Widerstand, und die Eigenliebe wird mehr befriedigt bei der Ueberwindung großer Hindernisse; wir wollen und müssen das oft haben, was sich nicht gutwillig uns ergeben will, und sehr oft schon wurde der Aerger über jemanden, der uns haßte, das heißeste Bestreben, seine Liebe zu verdienen, und dies bloß unsers Eigenwillens wegen.

Dianens heisser Wunsch, von Elsner nicht verkannt zu werden, was war es anders, als gekränkte Eigenliebe, die sich nun durchsetzen und ihn bloß um ihrer selbst willen anziehn will; nicht er soll dabei gewinnen, sie will dabei Gewinn haben, und wer zweifelt nun bei näherer Beherzi-

gung dieſer Winke noch, daß wenn es Dianen wirklich gelingt, Elsner an ſich zu ziehen, daß dieſe dadurch befriedigte Eitelkeit in ihr, und die dabei vorkommenden Verſöhnungsſcenen durch das Edle und Rührende, was dieſe gewöhnlich haben, liebevolle Zuneigung, Freundſchaft und ſelbſt Liebe werden und erzeugen kann.

Das wäre drollig genug, ſagt vielleicht hier mancher — wir wollen hier nicht weiter muthmaaßen; denn wir könnten durch dergleichen Raiſonnements vielleicht gar auch vermuthen, daß in Elsners ſo überwundenem und verſöhntem Herzen, Diana aus dem gehaßten Geſchöpf eine Geliebte werden könne.

Das wäre arg! Was man oft am wenigſten dachte, geſchah am erſten; die Zeit wird es lehren.

In Söllingers Herz war es ſeit geſtern Abends, da er Dianen in dem zu lüſternen Anzuge geſehn und ſeine Hand an ihren Buſen gedrückt hatte, unruhiger als zuvor.

Er konnte ihr nicht lange mehr in's Auge ſehn; ſein Herz ſchlug ihm, wenn er ihr näher kam, ſeine Augen taumelten auf ihrem Geſichte umher, er war ſtiller als vorher, und nun war

ihm

ihm jeder Augenblick, wo er ſie nicht ſehn konnte, langweilig.

Er war ärgerlich, wenn ſie nicht da war, fuhr mit hartem Ton dann ſeine Leute an, war unwillig gegen ſeine Schweſter, ließ ſeine Geſchäfte liegen, beantwortete die Briefe ſeiner Freunde nicht, begoß ſeine Lieblingsblumen im Garten nicht.

Er drückte nur immer Dianens Hand zitternd in die ſeine, wollte ſie gar nicht ſtricken und nähen laſſen, wollte nur immer an ihr mit dem Blicke ſchwelgen.

Aus Freundſchaft war alſo, wie Elsner ihm lange vorher prophezeiete, Liebe geworden, und was aus Liebe werden wird, wollen wir izt nur ganz ſtill vor uns behalten, weil man uns doch nur widerſprechen würde, und weil es ganz anders kömmt, als man gewöhnlich denkt.

Söllinger war jezt nichts als Leidenſchaft, er war in den kälteren, ruhigen Stunden mit ſich ſelbſt unzufrieden; ſeine Ruhe war geſtöhrt, das fühlte er nur zu ſehr, und doch arbeitete er mit ſeiner Einbildungskraft und durch ihre Vorſpiegelungen immer mehr daran, ſie noch mehr zu zerſtöhren.

Aber er will nicht unedel handeln! dieſe leidenſchaftliche Liebe für Dianen ſoll ihn nur noch mehr antreiben, der ihrige ganz, und ihr Gatte zu werden; noch heute will er deshalb an ſeinen Onkle ſchreiben.

Elsner trat ſo eben in die Thür.

Du ſcheinſt ſo unruhig, Söllinger.

Söllinger.

Und wenn ich's wäre — was —

Elsner.

Was es mich angeht? willſt Du ſagen.

Söllinger.

Nicht ganz ſo.

Elsner.

Ich ſehe, ich bin Dir im Wege.

Söllinger.

Gott! Wollt ihr mich denn alle verkennen! Du biſt mir ja nicht im Wege.

Elsner.

Du haſt dich ſchrecklich geändert.

Söllinger.

Vergieb mir doch nur, ich habe dich beleidigt.

Elsner.

Mich nicht, nur dich ſelbſt.

Söllinger.

Ich bin ſelbſt unzufrieden mit mir.

Elsner.

Ich hab es Dir vorher gesagt.

Söllinger.

Ich bitte dich, sey und bleibe mein Freund, ich kann nicht anders seyn als ich bin, Diana ist gewiß ein edles Mädchen.

Elsner.

Das kann sie nicht seyn, das ist nicht möglich, Deine Leidenschaft verblendet dich, Du läßt dich von der Vernunft in Deinem Urtheil nicht leiten.

Söllinger (gefaßt.)

Meine Vernunft hat entschieden.

Elsner.

Das scheint mir noch nicht so ganz; denn sonst spräche Leidenschaft nicht aus Dir, Du kömmst mir unruhiger als je vor.

Söllinger.

Ich will ruhig werden! Willst Du denn nicht mein Freund seyn? Willst Du dich denn mit Gewalt nicht überzeugen, daß Diana edel und liebenswürdig ist.

Elsner.

Liebenswürdig, das mag seyn.

Söllinger.

O sie ist auch unaussprechlich edel! Sie ist

ſchamhaft, ſie iſt wohlthätig, ſie hat ſo viel Eifer für's Gute, ſie iſt eine ſo abgeſagte Feindinn aller Verſtellung, aller Koketterie, ſie ſpricht ſo gut von Dir.

Elsner.

Das beſticht mich nicht, ich bin Dein Freund und intereſſire mich für Dein glücklich werden.

Söllinger.

Das bin ich überzeugt; aber ich will dich nur von Deinem Menſchenhaß zurückbringen.

Elsner.

Gott bewahre mich! ich haſſe die Menſchen nicht; aber ich bleibe meiner Erfahrung getreu, und dieſe zeigte mir noch immer, daß Mädchen, die vorher dergleichen leichtſinnige und entehrende Schritte begangen hatten, nie einen Mann glücklich machten, ſondern früher oder ſpäter in ihr voriges Leben zurückfielen.

Söllinger.

Du ſchlägſt alle Menſchen über einen Leiſten.

Elsner.

Nicht alle Menſchen, aber wohl alle Frauenzimmer, die einmal ſo tief geſunken waren.

Söllinger.

Nun, ſo macht Diana eine große Ausnahme davon.

Elsner.

In Deinen, durch Liebe zu ihr verblendeten Augen.

Söllinger.

Ich kenne sie besser, als Du.

Elsner.

Die Liebe kennt ihren geliebten Gegenstand nie ganz.

Söllinger.

Ich sehe, wir werden nicht einig, laß uns von etwas anderm sprechen.

Elsner.

Was geht dich naher an, als das, wovon ich spreche.

Söllinger.

Nun, so quäle mich nicht; kurz, Diana ist das redlichste Geschöpf, das ich kenne, und sage, was Du willst, so kannst Du ihr voriges Leben doch nichts als Drang der Umstände nennen, und in solchem Fall entschuldige ich.

Elsner.

Ich entschuldige auch; aber ich würde deswegen ein solches Geschöpf nicht gerade lieben, und so in dem Ernste lieben, als Du.

Söllinger.

Ich kann nicht im Spaß lieben.

Elsner.

Und doch liebtest Du dergleichen Mädchen sonst nie anders, als im Spaß, Du weißt recht gut, was ich sagen will.

Söllinger.

Ich habe besser denken gelernt, ich werde nie wieder auf jene unkeusche und unedle Bahn zurückgehn.

Elsner.

Nun, mit dieser trefflichen Gesinnung wirst Du denn auch eines edleren Mädchens werth werden.

Söllinger.

Ich denke Dianens werth zu werden.

Elsner.

Es muß denn doch ein vorzüglicher Lohn für edle Liebe seyn, wenn einem ein Mädchen wird, das rein und unbescholten ist, das sich noch Niemandem unkeusch dahingab, das noch in der unverletzten Blüthe und Fülle der Jugend, in der vollen Kraft, in dem unaussprechlichen Reitze der Schamhaftigkeit und Unschuld, in dem Ueberschwang nie gefühlter Empfindungen ihren Erwählten umfängt, Söllinger! Söllinger! mir deucht, da bringst Du dich denn doch um eine Menge Freuden.

Söllinger.

Alles das liegt doch nur in der Einbildung.

Elsner.

Nicht Alles, das sage nicht, und wenn es darin läge, so nenne mir Erdenfreuden, die nicht mehrentheils durch unsere Einbildung und Vorstellung dabei ihren vorzüglichsten Werth erhalten; es kömmt denn nur darauf an, ob die Dinge selbst mehr oder weniger dieser Ausschmückung und Würdigung unserer Einbildungskraft verdienen.

Söllinger.

Nun, ich bilde mir ein, daß ich alle jene gerühmten Vorzüge in Dianen noch finde, und ich bin es auch überzeugt, daß sie bei ihren vorigen Schritten gar nicht verlohren hat.

Elsner.

Nun, das gesteh ich, so weit hab' ich's nicht gebracht; lieber Söllinger! werde Du böse oder nicht — Du täuschest dich muthwillig; verlohren hat sie immer unendlich, und Du wirst vielleicht künftig dies nur zu sehr selbst fühlen, Du wirst Dir auch das unaussprechlich Süße der Idee, ein völlig unschuldiges Mädchen an sein Herz zu drücken, nicht wegraisonniren können.

Sällinger.

Du redeſt die Sprache des Schlendrians; wird denn ein Mädchen nun dadurch ſo auſſerordentlich ſchuldig, daß ſie das Opfer eines liſtigen Verführers ward? Legt ſie denn nach einem ſolchen Schritte nun auf einmal alles ihr vorige Gute ab?

Elsner.

Ein Mädchen verliert unendlich viel mit dem Verluſt' ihrer Unſchuld, das laſſ' ich mir nicht ausreden; ein großer Theil ihrer Schamhaftigkeit iſt auf immer dabei vernichtet, die Leidenſchaft hat einmal Wurzel gefaßt, das Gefühl iſt nicht mehr ſo rein, iſt verſtimmt, und der zweite ähnliche Schritt geſchieht leichter als der erſte.

Sällinger.

Du machſt mich zum Lachen!

Elsner.

Das bedaur' ich.

Sällinger.

Sage mir, aus welchem Buche Du das wieder geleſen haſt?

Elsner.

Aus dem Buche der Erfahrung, in dem Du nicht leſen willſt.

Söllinger.

Nun darin ſteht's denn, Gottlob! nicht ſo ohne wichtige Ausnahmen, als in den Büchern der hochweiſe ſeynwollenden Menſchenkinder, die alles übertreiben; wahrhaftig, bei ſolchem Geſchwätz muß man ärgerlich werden — ſo ſieh und höre doch ſelbſt, geh' in die Welt, und Du wirſt gefallene Mädchen finden, an deren Schritt ihr Herz gar keinen Antheil nahm, und nicht im geringſten dabei verlohr. Und Du magſt ſagen, was Du willſt, ich habe bei Leichtſinn oft das beſte Herz gefunden.

Elsner.

Und die böſeſten Handlungen.

Söllinger.

Nun, wenn nur die Abſicht nicht böſe dabei war.

Elsner.

Die kann den Menſchen entſchuldigen, aber ſie nimmt der That ſelbſt nichts von ihrem für die Menſchheit Verderblichem; in ihren Folgen ſind ſchlechte Handlungen aus Leichtſinn eben ſo ſchädlich, als die aus Bosheit und verdorbenem Charakter.

Söllinger.

Verzeih, daß ich noch nicht ſo menſchenfeindlich denke, als Du.

Elsner.

Leb wohl, lieber Söllinger, ich ſehe, wir kommen hierinnen nicht zuſammen, wir wollen deshalb doch Freunde bleiben.

Söllinger.

Aber verkenne mich doch nicht ſo ſehr, was quälſt Du mich ſo, ich laſſe dich wahrhaftig noch nicht gehn; laß mich doch nur ausſprechen, Du ſiehſt ja, ich kann mich vom Gegentheile nicht überzeugen, es iſt ja nicht Eigenwille und Hartnäckigkeit — ſage mir nur, was Du gegen Dianen haſt.

Elsner.

Nichts, als daß Du nicht glücklich mit ihr wirſt.

Söllinger.

Du willſt ſie gar nicht recht kennen lernen.

Elsner.

Ein Mädchen, die in ein Freudenhaus gehn konnte, kenn' ich.

Söllinger.

Was ſollte ſie anfangen, wenn ſie von der ganzen Welt verſtoßen war.

Elsner.

Das ist nichts gesagt! Arbeiten! Dienstmagd seyn lieber, arbeiten, daß die Haut von den Händen geht!

Söllinger.

Und wenn es ihr nun an Kräften dazu fehlte.

Elsner.

Nun, dann giebt's der feineren weiblichen Arbeiten genug, wozu keine körperlichen Kräfte nöthig sind.

Söllinger.

Wer vertraut einer Fremden sich an!

Elsner.

Nun, dann lieber betteln! Nur nicht so tief sinken!

Söllinger.

Das ist ihrem Gefühle nicht möglich.

Elsner.

Aber in ein Freudenhaus zu gehen, das allerliederlichste, allerherabwürdigendste Geschäft zu treiben, war ihrem Gefühle möglich — o sagt mir nichts von Gefühl, die Menschen sind zu faul, sie wollen ihr Gefühl nicht überwinden — kurz, ich werde Dir mein Wort nie geben, sie hat immer ihre Ehre und Unschuld aufgeopfert. Wahrlich! Es müßte Dir eine schöne Empfindung

ſeyn, wenn Dir einer begegnete, der ſie an Deinem Arm ſähe und ſie in ihrer vorigen liederlichen Lage gekannt hätte, oder wohl gar ſelbſt liederlich mit ihr umgegangen wäre, wenn der denn hinter Dir herziſchte und — ach! ich mag gar nicht daran denken, ich ſchäme mich in Deine Seele hinein. Ich ſage Dir, Du wirſt anders denken lernen, und dann wirſt Du auf jeden zweideutigen Blick lauern, überall, auf Promenaden und in Geſellſchaften wirſt Du Menſchen zu finden fürchten, die ſie gekannt haben, Du wirſt dich auf jedem Geſichte lächerlich gemacht glauben, und dann wehe Deiner Ruhe! Wehe Deinem Glücke!

Ellinger.

Du machſt mich verrückt — laß mich, wer ſtünde mir denn dafür: daß, wenn ich auch das unſchuldigſte Mädchen ſuchte, ich dennoch getäuſcht würde; iſt nicht ſo mancher Mann dennoch betrogen, und war nicht oft die, welche am unſchuldigſten ſchien, ſchon verführt?

Sie wurden in dieſem Geſpräch durch Dianen geſtöhrt, die ihnen ſagte: daß angerichtet ſey.

Diana trat ſchön wie eine Göttin herein, und die Gluht, die ſich über ihr Geſicht bei Elmers Anblick zog, vermehrte ihre Reihe.

Wer kann dem Engel zürnen! rief Söllinger mit Enthusiasmus aus und drückte die Strähnende in seinen Arm.

Diana.

Glaubten Sie denn Ursach zu haben, mir zu zürnen?

Söllinger (entzückt.)

Ich nicht.

Diana (gerührt und mit Thränen im Auge.)

Aber ihr Freund!

Elsner (verlegen.)

Ich bitte recht sehr — ich

Diana (schluchzend.)

Ihre liebe Schwester bittet Sie, zu Tische zu kommen. (sie will gehn)

Söllinger (sie eilend und mit unnennbarer Empfindung.)

Guter Engel! Kein Mensch zürnt Ihnen! bleiben Sie noch.

Diana (in Rührung versunken und schluchzend.)

Ich will ja gehn — ich bin Ihrer nicht werth!

Söllinger (ihre Kniee umfaſſend und weinend.)

Göttliches Geſchöpf! Ich bin Dein nicht werth! Aber ich will Deiner werth werden! Die ganze Welt ſoll ſich mit Dir verſöhnen!

Diana.

Ach wehe dem, der dies bedarf!

Söllinger.

Ich liebe Dich ja über Alles! Elsner, komm her und ſegne uns!

Elsner war in der unangenehmſten Verlegenheit.

Diana (mit flehendem Blick und verzweiflungsvollem Ton.)

Gott! Wenn hab' ich ausgelitten!

Söllinger.

Du ſollſt nicht mehr leiden! Rührt Dich der Anblick nicht, Elsner?

Elsner (gerührt.)

Ich bin Dein Freund, Söllinger!

Diana.

Aber der meinige nicht! (ſie reißt ſich lautweinend los und will aus der Thüre.)

Söllinger ſchreit ihr nach, kann ſie aber nicht einholen, und fällt faſt troſtlos in Elsners Arme, die ihm entgegen kommen.

Willſt Du denn nicht ihr Freund ſeyn?

Elsner.

Du haſt ihr Liebe geſchworen, nun kann ich nichts mehr dawider haben.

Söllinger.

Ach Elsner! Du könnteſt mich durch Deine Zuſtimmung ſo glücklich machen!

Elsner.

Ich will Dir nicht mehr entgegen ſeyn.

Söllinger.

Das iſt zu wenig, Elsner! Ich will ohne Deine Zufriedenheit nichts thun.

Elsner.

Genug, ich ſage Dir, ich will Dir nicht mehr zuwider ſeyn.

Söllinger.

Nein! Du ſollſt uns ſegnen! Du ſollſt dich mit Dianen ausſöhnen, ich laſſe dich nicht, bis Du mir das verſprichſt.

Elsner.

Ja! ich verſprech' es Dir; aber laß mich jetzt, ich habe noch einen nöthigen Geſchäftsgang.

Söllinger.

Und willſt nicht mit zu Tiſche gehn?

Elsner.

Heut iſt's unmöglich.

Söllinger.

So ein kleiner Freundſchaftsdienſt unmöglich?

Elsner.

Für heute nur, ich bitte dich.

Söllinger.

Nein! Eben heute muß er Dir möglich ſeyn, was ſollte ſie denken, wenn Du nicht bei Tiſche erſcheinſt, da Du die Einladung mit angenommen haſt? Müßte ſie das nicht für die offenbarſte Verachtung aufnehmen.

Elsner.

Das bildeſt Du Dir ein; kurz, es iſt mir nicht möglich.

Söllinger.

Bei unſerer Freundſchaft bitt' ich Dich.

Elsner.

Kannſt Du dich denn gar nicht in mein Gefühl mehr hineindenken — wie ſoll ich jetzt erſcheinen, haſt Du mich nicht in die bitterſte Verlegenheit geſetzt?

Söllinger.

Ich verſtehe Dich; lebe wohl, lieber Elsner! Aber komm bald wieder.

Elsner verſprach's, und Söllinger ging zu Tiſche.

Friederike und Diana ſtanden am Fenſter, und Beyde weinten.

Söllinger wußte nicht, wen er zuerſt anreden ſollte, keiner fragte den andern um die Urſach der Thränen.

Man wollte ſich ſetzen, und als Söllinger Dianen den Stuhl heranſetzen wollte, und er die Thränen über ihre Wangen ſtröhmen ſahe, fiel er ihr um den Hals und rief lautweinend aus: Diana! Ich verlaſſe Sie nicht!

Söllingers Schweſter weinte und umfaßte ihres Bruders und Dianens Hals. Das war ſüßer Troſt für Söllinger, ſeine Schweſter ſtimmte mit ihm überein.

Man ſetzte ſich; aber es ſchmeckte Niemand dem; Diana richtete ihre Augen nicht auf, und Friederike ſah nur immer ihren Bruder und Dianen abwechſelnd an.

Kinder! ſagt mir, was iſt vorgegangen? Warum ſeyd ihr ſo wehmüthig?

Söllinger und Diana ſchwiegen.

Ich darf alſo nicht Theil nehmen?

Diana ſah Friederiken wehmüthig bedenklich an — an Allem ſollſt Du Theil nehmen, edles Mädchen, ſprach Söllinger.

Nun, ſo ſagt mir, Kinder, was ihr vorhabt?

Söllinger.

Es iſt ſchon alles wieder gut.

Diana (ſchluchzend zu Friederike.)

Elsner hat ſo viel wider mich, und ich habe ihn doch nie beleidigt.

Söllinger (aufgebracht.)

Elsner ſoll nie wieder kommen! — Beruhigen Sie ſich.

Ach um Gottes Willen nicht! ſpricht Diana.

Friederike ſteht auf vom Tiſche und ſchluchzt in den Tuch.

Diana eilt ihr nach, und bittet ſie um Gottes Willen, nicht zu weinen, ſie wollte ja gern leiden, und ihnen nicht mehr im Wege ſeyn; ſie ſähe es doch zu gut, daß Elsner ſich mit ihrem Unglück nicht ausſöhnen wolle.

Nun, ja, ja, ſey nur ruhig, Elsner ſoll bleiben, ſprach Söllinger zu ſeiner Schweſter, ich werde deshalb doch thun, was ich will, ich bin mein eigner Herr — ich will Eure Liebe nicht ſo ſtören, als er die meine zerſtören will.

Friederike.

Wie können Sie mich lieben, Diana, wenn Sie dies von Elsner glauben; gewiß, er iſt kein böſer Menſch! Er überzeugt ſich nur ſo ſchwer.

Diana.

Laſſen Sie ihn, er hat Recht, er kennt mich nicht.

Söllinger.

Aber er ſoll Sie ganz wie ich, kennen lernen, edles Mädchen.

Friederike.

Ja das ſoll er — beruhigen Sie ſich! Ich ſtehe Ihnen dafür, das ſoll er.

Diana.

O Sie haben gewiß ſchon genug daran gearbeitet; aber er haßt mich zu fürchterlich — ich will mir gern Mühe geben, als Näherin wo unterzukommen, behalten Sie mich nur noch einige Tage bei ſich.

Söllinger.

Um Gottes willen, Diana, wer will Sie von meinem Herzen reiſſen!

Friederike.

Sie ſollen nie wieder von uns.

Alle drei umarmten ſich, Diana war zwiſchen beyden weinend hingeſunken, und der Zuſpruch ihrer Freunde tröſtete ſie nicht.

Elsner erſchien ſchon ſeit einigen Tagen nicht; Friederike wußte vor Angſt und Ungeduld nicht wo aus noch ein.

Diana war nicht minder unruhig darüber; ſie wünſchte nichts ſehnlicher, als daß Elsner nur erſt wieder kommen möchte.

An Allem iſt doch im Grunde Diana ſchuld, dachte Friederike; ſeit ſie in unſerm Hauſe iſt, wird ihre Liebe zu Elsner beſtändig geſtöhrt; ſie ſchätzt ſie zwar als ihre erſte Freundinn; aber ſie kann doch einmal nun nicht dafür, daß Elsner Dianen nicht leiden mag. Warum hat ſie auch vorher ſo leichtſinnig gehandelt — ſie iſt freilich etwas zu tief geſunken. Und Alles möchte noch hingehn, wenn nur der Elsner nicht dadurch ſo oft verſtimmt würde; ſein Eifer iſt viel zu groß — er ſollte ihren Bruder laſſen, wenn er nun mit Dianen zufrieden iſt.

Diana ſchob wiederum in ihrem Herzen alle Schuld auf Friedericken. Wenn ſie ſeine Geliebte iſt, dachte ſie, ſo könnte ſie ihn auch wohl dahin ſtimmen, daß er ihr bei Söllinger nicht zuwider wäre; der Geliebten ſteht ja das Herz des Lieben ſo offen, ſie könnte ſoviel zu ihrem Vortheile würken.

In dieſer Lage, kann man ſich wohl denken, verlohr unter Beyden die Freundſchaft etwas von ihrer vorigen Wärme; Friederike ſah Dianen nicht ſo gern wie ſonſt, weil Elsner nicht

kam, und Diana fürchtete ſich Friederiken zu ſprechen, weil ſie in Friederikens Kummer, daß Elsner ausblieb, zugleich ihre Anklage ſahe.

Beyde wünſchten ſo ſehnlich, daß er kommen möchte, und Beyde wagten nicht, ihn zu nennen.

Friederike ſtand faſt den ganzen Tag mit weinenden Augen am Fenſter, Diana lag auf Söllingers Schulter und Thränen ſtanden ihr im Auge; Söllinger dachte, es wären Thränen der Liebe zu ihm.

Die Liebenden denken manches und treffen häufig ganz fehl mit ihren Gedanken; das war denn ganz bei Söllinger auch der Fall.

Seine Liebe zu Dianen war in dieſen Tagen wieder höchſt ſchwärmeriſch; jener Abend war mit ſeinen Leidenſchafterregenden Würkungen in den Hintergrund ſeiner Seele gleichſam getreten; er war izt nichts als Anbeter ihres edlen Herzens und fühlte ſich nun ſeelig in dem Gedanken, ſie durch ſeine Fürſorge und Liebe zu beglücken; will Elsner ihm nicht beiſtimmen, ſo laſſ' er's — genug, Söllinger wird Dianen ſein Wort halten; denn er fühlte, daß er mit keiner andern glücklich ſeyn könnte.

Sellinger ſchrieb übrigens noch heute an ſeinen Onkle, und bat ihn um die Einwilligung zu ſeiner vorhabenden Verbindung.

Daß die Ausdrücke dieſes Briefes höchſt überſpannt waren, läßt ſich denken, und was der gute Onkle, der ein ziemlich kaltblütiger Mann ſeyn ſoll, dazu ſagen wird, ſoll uns wundern.

In vierzehn Tagen könnte Antwort zurück ſeyn, dann will er Dianen überraſchen, und dann ſoll's auch auch nicht mehr drei Wochen dauern, ſo iſt ſie ſein.

Dieſe Hofnung erfüllte ſeine ganze Seele, und gab ein neues Feuer allen ſeinen Lebensgeiſtern; er drückte Dianen wieder ungeſtümer an ſich, und nun wachten auch die Leidenſchaften wieder auf.

Es waren jetzt Sommerabende, und er war oft mit ihr im Garten und in der ſchattigen Jasminlaube allein; denn Friederike ging zwar mit ihnen in den Garten, trennte ſich aber bald von ihnen, und folgte einſameren Gängen, um ihrem Kummer über Eisners Ausbleiben ſich ungeſtöhrt zu überlaſſen. Was ſie nun wohl dafür kann! Warum er ſie es mitbüßen läßt, der kalte, unbarmherzige Eisner!

Diana empfand immer noch nichts als Freundſchaft für Söllinger; von Leidenſchaft wußte ihr Gefühl nichts, und es ward ihr daher nicht ſchwer, ſeine Leidenſchaft mehr zurückzuhalten.

Sie ſah' und merkte es wohl, daß in Söllingern dieſe heiſſeren Gefühle aufſtanden, und Elsner ſchien ihr in dieſen Augenblicken noch mehr Achtung als Söllinger zu verdienen; denn wenn Elsner ein Mädchen liebt, liebt er ſie gewiß über alles rein.

Man hat gut ſprechen, denkt gewiß mancher hier, wenn man für jemanden nichts fühlt, als Freundſchaft, und wir ſtimmen ihm gern bei, und wollen deshalb Söllingern eben ſo gram nicht ſeyn.

Diana faßt den feſten Entſchuß, ihm nie nachzugeben, als bis das Band des Prieſters ſie verbunden hat; wenn ſie nur mit ihm davon ſprechen könnte; aber das iſt ihr unmöglich, ſeine eigene Vernunft mag ihm das ſagen.

Söllingers Vernunft ſagte ihm dies allerdings, er ſchwur es, ſich mit ihr geſetzlich zu verbinden, und geſtand ihr, daß er deshalb an ſeinen Onkle geſchrieben habe.

Dabei lebte Diana wie von neuem auf, diesem Troste hatte sie bei ihrer ungewissen Lage immer entgegengesehn, und er war ihr bei Söllingers drängenden Leidenschaften Bedürfniß geworden. Wenn nur Elsner dazu stimmen wird, ach! wenn der so recht zufrieden damit wäre, das würde sie außerordentlich glücklich machen.

Friederike gönnt ihr dieses Glück gewiß, wenn sie auch jetzt kalt und unruhig ist; wie auch der Elsner so hart und lieblos seyn kann! Wüßte sie nur, wie sie es anfinge, ihn mit sich und Söllinger auszusöhnen, sie kann es nicht länger ertragen, daß Friederike sie als die Ursach dieser Entfernung angesehn hat; es fällt ihr etwas ein — ja! das geht! das muß gehn! sie thut dadurch etwas Gutes! Ein Frauenzimmer soll wohl nicht zu einem unverheiratheten Manne gehn; aber hier ist die Absicht gut und rein, was geht sie das Urtheil der Welt an.

Söllinger ist den Tag drauf bei der Heuernte auf der Wiese, das ist eine gute Gelegenheit; sie weiß zwar nicht, warum sie es ihm verheelen will — aber es ist doch besser, daß er nichts davon weiß, er könnte sie nur abhalten, und sie ist dies doch ihrer Freundinn Friederike und selbst ihm schuldig.

Sie ſtand heute einige Minuten länger vor dem Spiegel; Elsner war ein großer Freund des einfachen Anzuges, und ſie ſtudirte nun auf die möglichſte Einfachheit der Ankleidung. Weiſſe Atlasſchleifen heben durch ihren Glanz und durch ihr Silberweiß, den weiſſen, griechiſchen Anzug von feinem Muſſelin. Durch das natürlich gelokkte Haar zog ſich ein gleicher, weißglänzender Atlas-Band, der ſich unter dem allerliebſten, runden Kinne in eine pauſchende Schleife knüpfte. Um die weiſſen, weichen Arme über und unter dem Ellenbogen, (denn die Aermel des Kleides waren ſehr kurz) war freilich etwas zu gefallſüchtig ein ſchmales, ſchwarzes Sammtband geknüpft, das durch ſeinen Abſtich die Weiſſe und Feinheit des Arms deſtomehr herausheben ſollte.

Dianens Wangen glühten, da ſie ſich fertig angezogen im großen Spiegel ſahe; der Sonnenſchirm wurde ſchon in der Stube aufgemacht, trat ebenfalls vor den Spiegel, wurde gebilligt, und Diana ſchlich ſich durch den Garten haſtig athmend und auf den Zehen fort, daß Niemand ſie höre und ſehe.

Sie hatte eine gute Strecke, beinahe eine halbe Stunde weit zu gehen; aber es deucht ihr

nicht; ſie ſah Elsners Haus ſchon von weitem, und nun ſchlug ihr das Herz hörbar.

Mit einer ſanften Beugung trat ſie ſchon vor ihn im Geiſte, überlegte ſchnell, was ſie ſagen und wie ſie anfangen wollte; zum Unglück will ihr nicht ein Wort einfallen, und nun iſt ſie kaum noch funfzig Schritte von ſeinem Hauſe entfernt, ſie kann vor Angſt kaum weiter — er ſieht aus dem Fenſter — nun hat er ſie ſchon geſehn — nun kann ſie nicht wieder zurück — ſie ſieht ängſtlich hin, er geht zurück und zieht das Fenſter ein.

Das erſchreckte Dianen gewaltig — er will ſie nicht ſehn — er will nichts von ihr wiſſen — das iſt tiefe Verachtung!

Sie ſteht ſtill, thut, als ob ſie ſich nicht zurechtfinde, huſtet, wendet ſich um, huſtet wieder und geht einige Schritte zurück.

Haben Sie etwas verlohren? fragt ein Vorbeigehender.

Ja! — Nein! antwortet ſie ſacht.

Nun, mit der iſt's auch wohl nicht richtig, denkt jener, und geht weiter.

Nun kann ſie unmöglich zu ihm gehn — wo ſoll ſie den Muth hernehmen — er verachtet ſie ja offenbar — Gott! Was iſt es für ein harter,

ſtrenger Menſch! Sie kann ſich doch nicht ſo geradezu von ihm beleidigen laſſen. Freilich kann er auch wohl aus Beſcheidenheit zurückgegangen ſeyn — das kann wohl auch ſeyn — man thut das öfter, wenn man jemandem die Mühe des Grüßens nicht machen will, oder — er fand ſich vielleicht nicht ſo angezogen, wie er wünſchte.

In dieſen Gedanken war ſie beinahe hundert Schritt von ſeinem Hauſe wieder entfernt. Sie ſteht wieder ſtill.

Um Vergebung, können Sie ſich nicht zurechtfinden, frägt wieder ein Vorbeigehender.

O ja! antwortet ſie ſchamroth und langſam, und geht in der Verlegenheit haſtig einige Schritte weiter — auf Eisners Haus zu.

Sie ſieht auf und erſchrickt — ſie iſt ſchon ganz nahe — nun kann ſie nicht wieder zurück — was ſollen die Leute denken! — alle ſehn ſie ſo ſtarr an — ſie muß Muth faſſen — wenn er ſie nur nicht ganz unbarmherzig abweiſt — ſie hat ihn doch nie beleidigt. Ein Fuß tritt bei dem Gedanken, und unter den lauteſten Herzensſchlägen vor den andern — ſie iſt dicht an dem Hauſe — nun kann ſie nicht wieder zurück; ſie fühlte ſich wie mit eiskaltem Waſſer übergoſſen, und — jetzt tritt ſie auf den Zehen, und mit der Angſt eines

Miſſethäters, wenn er auf das Schaffott geht, in Elsners Haus.

Sie denkt nicht mehr daran, daß ſie in der Angſt nicht ein Wort weiß, was ſie ſagen will — ſie klopft zitternd an.

Es antwortet ihr Niemand.

Sie weiß es nicht, daß ſie noch einmal und zitternder und ſtärker anklopft, und nun ruft es laut herein, und öffnet zugleich die Thür.

Es iſt Elsner, der noch im Morgenkleide, nicht weiß, und erröthet, wie er zu der Ehre ihres Beſuchs kömmt, und ſie nach dem Sofa führt.

Er bittet ſie, ſich zu ſetzen; ſie ſetzt ſich nicht, und weiß auch nicht ein Wort vorzubringen. —

Er macht große Augen und frägt: es iſt doch nicht etwa ein Unglück in Ihrem Hauſe?

Diana ſinkt weinend und ſchluchzend auf ſeine Hand, und er hat Mühe, ſie von dem darauf abgezielten Kuſſe zurückzuhalten — kommen Sie doch nur wieder in unſer Haus! ſpricht ſie mit unterbrochenem Schluchzen.

Gern! gern! antwortete er erſchrocken und eilig. Gott! Was iſt denn vorgegangen!

Ach! machen Sie mich nicht unglücklich, edler Mann, und kommen Sie wieder — auf mich kömmt alle Schuld.

Elsner war gerührt.

Diana hatte gutmüthig, wie ein Kind seine Mutter, seinen Hals umschlungen, und bat ihn, ihr weinendes Auge an seine Backe gelegt; kommen Sie nur zu Friedericken, ich will ja gern fort aus dem Hause.

Um Gottes Willen, nein! Wie kommen Sie dazu! sprach Elsner! Ich habe ja wahrhaftig nichts auf Sie.

Nur Mitleiden mit mir, wenn Sie mir Ihre Freundschaft nicht schenken können, bat Diana, und Elsner hätte ein Herz von Stein haben müssen, wenn ihn dies nicht gerührt hätte.

Aber es rührte ihn auch. Edle! beruhigen Sie sich, sprach er, richten Sie sich auf — bei Gott! ich habe nichts wider Sie.

Nur Mitleiden! wiederholte mit weinendem Flehen Diana.

Edle, Liebe! antwortete er und versuchte sie von seiner Schulter zu heben, aber sie ließ ihn nicht, und hob sich erst auf, da er im Ueberschwung der Rührung, seine Lippen auf ihre heißgeweinte Wange drückte, und: ach Diana! mit Seufzen begleitete.

Edler, göttlicher Mann! sprach darauf Diana, und sah ihm mit Thränen in sein nasses Auge: — nur Mitleiden!

Und wie sie dies sagte, küßte sie, ohne daß er's abwehren konnte, wieder seine Hand.

Mit namenloser Verlegenheit prallt er zurück, und mit namenloserer Verlegenheit ertappt er sich bei dem dankbarsten und gerührtesten Kuß auf ihren Lippen, der es sagen sollte, daß er so viel Güte nicht werth sey.

Ich wag' es nicht, ihre Stimmung und ihre, in sich selbst bald verlohrne, bald starr auf die Erde sehenden Blicke — den aufgehenden Trost in Dianens Auge, die geschmeichelte Eitelkeit und die Fülle des Mitleidens in dem aufwallenden, gerührten Herzen zu beschreiben; daß Freundschaft hier ihren Altar findet, glaubt gewiß jeder Leser, ohne meine weitere Beschreibung.

Und da nun diese ersten überwallenden Empfindungen vorüber waren, und Beyde neben einander saßen, und sich die Hände drückten und es nicht wußten, und Elsner unwillkührlich Dianen die Thränen vom Gesichte trocknete, da floß Dianens Herz über: ach! seyn Sie mein Freund! Gott wird es Ihnen lohnen!

Das bin ich! ich will es ewig seyn! antwortete Elsner, und jetzt war sein Auge rein und trocken von Thränen, und nun erst sah' er ihren herrlichen, einfachen Anzug, den Blick der Schönheit und Liebe, den unaussprechlich freundlichen Reitz ihres Lächelns, das sanfte Flehen ihrer Blikke um Freundschaft, fühlte den Druck der sanftesten, weissesten Hand, und nun erst entschuldigte er ängstlich seinen morgentlichen Anzug, und wußte nicht, was er gleich sprechen sollte, bis Diana wieder weinend auf seine Schulter sank, mit den Worten, die einem tiefen Seufzer folgten: Gott verzeiht ja!

Unaussprechlich war der Ausdruck ihres Gesichts, mit dem sie diese Worte sagte.

Unaussprechlich würkt er auch auf Elsners Herz; es lag offen und Eindrucksfähig in seinem großen Auge. Diana hatte nun nichts weiter nöthig zu ihrer Entschuldigung zu sagen, er bedeckt ihr die Lippen zutraulich mit seiner Hand, wenn sie von ihrer vorigen Schuld sprechen wollte — sie war fehlerlos und heilig und rein in seinen Augen, ihm war's, als ob sie eine Gottheit wäre.

Die lieben Leserinnen mögen mir hier das Kapittel über Männereitelkeit, das hier vielleicht am rechten Orte stände, erlassen, weil ich selbst

ein Mann bin, und nicht ganz gewiß weiß, ob mein Herz sich nicht eben so wie Elsners Herz hätte saugen lassen.

Nun kommen Sie zu Friedericken, sprach sie, da sie seine Hand, die so eben ihre Thränen abtrocknete, wieder küßte, kommen Sie!

Er will nur schnell einen andern Rock überwerfen und gleich wieder da seyn. Verzeihen Sie mir nur, spricht er, und steht noch nicht auf, und ergreift wieder ihre Hand und küßt sie zitternd.

Ich, ich bedarf Verzeihung! spricht Diana, und Elsner läßt ihr nicht Recht, und sagt nur immer: nein! ich! ich!

Und unter diesem Wettstreite der verzeihenden Menschenfreundlichkeit, ward die Freundschaft immer fester geknüpft, und Beyde saßen noch immer nebeneinander und sprachen mit ihrem Blick und ihrem Händedruck, und Elsner sah vor sich nieder, und nur erst, auf Dianens nochmalige Einladung, nun zu Friedericken zu kommen, fuhr er wie aus einem Traum auf und ging in ein Seitenzimmer.

Er war so schnell bei dem Anziehen, man hörte dies an dem eilenden Scharren der Füße und an dem Getöse, in welchem so eben ein Tisch sammt den darauf stehenden Gläsern mogte umgeworfen

worfen werden, daß Diana kaum Zeit behielt, ſich vor dem Spiegel zwiſchen den beiden Fenſtern die Spuren von den Thränen mit ihrem Tuche zu kühlen; ſie könnte dies freilich auch ohne Spiegel thun; aber ſie konnte doch nicht ſo recht wiſſen, wo dieſe kleine Nachhülfe am mehrſten nöthig war.

Geſchwind fort von dem Spiegel an's Fenſter, es war ihr, als ob Elsner ſo eben hereintreten wollte, und um aller Welt willen müßt' er ſie nicht vor dem Spiegel erblicken.

Diana hatte ſich nichts bei dem Blick in den Spiegel gedacht, und Niemand wird ſie der Eitelkeit dabei beſchuldigen; denn dergleichen geſchieht unwillkührlich in Augenblicken, wo das Herz nichts von Eitelkeit weiß; ſo wie denn auch der Gedanke, auf der Straße nicht gern mit weinenden Augen geſehn zu werden, ſie dazu ſehr unſchuldig und gerecht hätte veranlaſſen können, was indeſſen bei ihr, wenigſtens, ſoviel ſie deutlich wußte, nicht einmal der Fall war.

Da trat Elsner herein, mit leicht übergeworfener und eilig angezogener Kleidung, die ihn nur um ſo ſchöner machte; denn wo der Anzug gar zu ſorgfältig und ſtramm iſt und keiner geſchmeidigen Falte Raum läßt, wird er bei aller ſei-

ner knappen Mettheit ſteif und hölzern, da hingegen eine Falte, die der leicht und uneingeſchränkt ſich bewegende Körper oft ſo ſchön und gelenkig wirft, den Anzug zwanglos macht.

Kommen Sie — ſprach nun ſacht Elsner zu Dianen und ergriff dann ihre Hand, ſah tief in ihr Auge, und fragte bei dem Herausgehn noch einmal mit tiefempfundenem Tone: werden Sie mir verzeihen!

Ach Elsner! Elsner! war in eben dem Tone und bei niedergeſchlagenem Blick ihre Antwort.

Beyde gingen. Beyde wollten von gleichgültigen Dingen auf der Straße ſprechen, und ſprachen Anfangs nicht ein Wort, und dann erſt vom Wetter, bis endlich Elsnern die wichtige Frage einfiel, ob Söllinger von ihrem Wege zu ihm wiſſe?

Es war ihm außerordentlich lieb, daß dies nicht der Fall war; er wußte nicht recht, warum; aber es war ihm doch lieb, und unwillkührlich lief's ihm daher von der Zunge: das iſt recht gut.

Ach! was wird ſich die Friederike freuen! dachte Diana; aber ſie ſagte es nicht, obgleich dies beſſer als das Wettergeſpräch geweſen wäre.

Sie wußte nicht deutlich, warum ſie es nicht ſagte; aber ſie wird ſich ja auch ohnehin freuen, wenn ſie auch Elsnern dieſe Hofnung nicht voraus macht.

Wir könnten darüber wohl manche Bemerkung im Stillen machen, die ein genauer Blick in die Seele veranlaſſen könnte; aber wir wollen uns ihrer enthalten, weil man damit auch zuweilen Unrecht haben kann. Das wollen wir indeß hinzufügen, daß ſie dies mehr ſeinet- als ihretwegen verſchwieg; es war ihr, als ob das bei dieſer Stimmung etwas überflüßiges wäre.

Man kam an.

Söllinger war vor der Thür, er hatte Dianen ſchon geſucht und hatte nicht begreifen können, wo ſie ſey, da ſie ſonſt nicht auszugehn pflegte. Noch mehr ſtaunte er nun, da er Dianen an Elsners Arm daherkommen ſahe.

Diana war darüber in der größten Verlegenheit; ſchamroth näherte ſie ſich dem ſtarren Söllinger und ſprach: ich thue doch wohl nicht übel daran, wenn ich Ihnen Ihren einzigen Freund wieder zuführe.

Söllingern war's, als ob er ſich darüber heute nicht recht freuen könnte, obgleich er ſeinen Elsner mit aufrichtiger Freundſchaft aufnahm.

Friederike aber war voll taumelnder Freude: Elsner! Wie können Sie so ausbleiben!

Nur keine Vorwürfe! Der beste hat zuweilen seine Launen. — Ihre Freundinn wird mich schon entschuldigen.

Söllinger fragte weiter nicht darnach, wie Diana dazu gekommen sey, es war ihm bei aller Freundschaft für Elsner, als hätte sie es auch wohl unterlassen können, er will sich auch nicht gerade andrängen.

Wir lächeln und sehn die kleine Eifersucht mit Verwunderung an, obgleich wir nur in unsern eigenen Busen greifen dürfen und es in ähnlichen Fällen eben so finden.

Diana wollte so gern für ihre Bemühung gedankt seyn, und keiner dachte daran. Friederike machte Elsnern noch immer Vorwürfe und freute sich darüber seiner Gegenwart noch nicht, und Söllingern fiel's in der Stimmung nicht ein, sich dafür zu bedanken, weil doch auch gewiß nicht seinetwegen, sondern Friederickens wegen Diana den Gang gethan hatte. Uebrigens meinte er, daß sie auch etwas zu viel gethan habe, und daß es beinahe unschicklich sey, den alleinwohnenden jungen Mann zu besuchen. Man muß den Schein vermeiden, sie hat auf jeden Fall Un-

recht daran gethan; wenn Elsner nicht von selbst kommen wollte, so mußte man ihn lassen, bis seine Laune vorüber war.

Friederike war denn doch die Erste, die ihr dafür dankte, und mit ihr that es denn auch, doch in einem kälteren Tone, der sehr beabsichtigt zu seyn schien, Elsner, und endlich in einem noch viel kälterem Tone Söllinger, um doch nicht allein zu schweigen.

Die arme Diana! Elsner war ja aber ihr Freund, dieser Gedanke entschuldigte sie für Alles, und Elsner schien sich auch darüber zu freuen, er sah sie ja immer mit so nachdenkendem Blicke an, und seufzte oft so tief aus dem Herzen heraus.

Elsner hatte sich vorgenommen, in Entzükken über Dianens edle Denkungsart gegen Söllinger auszubrechen, denn ihr Wesen hatte ihn ganz bezaubert; aber er schwieg, wie er gegen Friederiken von ihr schwieg.

Aber eben dies Schweigen war ein so sprechender Beweis von innern Empfindungen, die verheelt werden sollen, daß es uns beinahe hiebei vorkömmt, als ob wir im Vorigen Recht gehabt könnten, wenn wir glaubten, daß aus Elsners Abneigung gegen Dianen wohl noch gar einmal

Liebe werden könnte, wenn diese Abneigung nur etwas sich erst vermünderte.

Söllinger war heute gar nicht bei Laune; daß ihm auch Elsner gar nichts erzählt, wie Diana es angefangen habe, ihn hieher zu locken; beinahe kömmt ihm dies Schweigen absichtlich vor; es hieße sich würklich etwas vergeben, wenn sie ihn etwan gar zu viel gebeten hätte.

Er will dies Schweigen zwar nicht geradezu übel deuten, es kann auch seyn, daß er blos deßhalb schweigt, weil er noch nicht recht freundlich seyn kann und seyn will, oder weil er es Dianen und der Mühe ihres weiten Weges nicht hat abschlagen können, herzugehn.

Friederike fragte auch Elsnern nachher nicht weiter, wie er sich denn nun mit Dianen auf einmal versöhnt habe, und glaubte, daß bloß seine Eigenliebe, die zum Kommen hätte ersucht seyn wollen, ihn hieher geführt habe, und ließ sich nichts von ihren andringenderen Anziehungen träumen.

Söllinger fand Elsnern von diesem Tage an außerordentlich geändert, er sprach auch nicht ein Wort mehr gegen seine Liebe zu Dianen, er tadelte und verachtete sie nicht.

Sonderbar! dachte er, und überhaupt spricht er nicht ein Wort mehr von ihr, er will ihn doch fragen.

Söllinger bringt das Gespräch auf Dianen; es war eine gleichgültige Sache. Elsner fertigt es kurz durch ein gleichgültiges: So? ab und spricht von einer andern Materie.

Söllinger lobt Dianen ihrer treflichen Gesinnungen wegen; Elsner hört unaufmerksam zu und macht sich mit den Fingern zu thun.

Nun, Du lieseſt mir ja jetzt gar nicht mehr den Leviten über meine Liebe zu Dianen, spricht Söllinger.

Ich habe überlegt, antwortet Elsner, daß Du Dein Glück besser verstehn mußt, als andere.

Auf einmal so nachgebend? Diana muß sich Dir doch von sehr vortheilhaften Seiten gezeigt haben.

Ach! laß uns davon nicht sprechen, es iß eine zu alltägliche Materie, spricht Elsner, und schlägt lieber einen Spaziergang unter den Linden im Garten vor.

Warum wollte nun Elsner wohl gar nicht davon sprechen, warum Dianen auch nicht einmal loben? Söllinger wird es ja doch nicht sogleich merken, daß er etwas für sie empfindet.

O das war unangenehm und zu plötzlich Licht in die Finsterniß gebracht! sagen die Leser, die dergleichen kleine Seelen-Grimassen nicht schon an sich erfahren haben; wir hätten's ja anders ausdrücken können, wir könnten ja nur sagen: Elsner wollte sich nicht das Dementi geben, sich so bald bekehrt und von seiner vorigen Strenge etwas zurückgebracht zu sehen. Mitleiden kann ja auch wohl eben so handeln.

Ich glaube mit mehrern Lesern: nicht ganz so! denn das Mitleiden läßt sich nicht so verstekken, als die Liebe, wenn sie wo Gefahr weiß, es bricht aus, weil es sich völlig unschuldig fühlt und Niemanden durch seine Auslassung leicht beleidigt.

Söllinger geht mit Elsnern unter den Linden im Garten.

Aber sage mir nur, wie Dich die Diana so bald herumgebracht hat, zu uns zu kommen, Du hartnäckiger Mensch?

Weil ich schon von selbst kommen wollte.

Der gute Engel hat sich den weiten Weg gemacht, wir müssen ihr würklich dafür recht danken.

Ja! es ist recht freundschaftlich und artig, meint Elsner, und schlägt vor, wieder in's Zimmer zu gehn, es sey doch etwas feucht und nicht ganz das beste Wetter.

Es war völlig trocken und äußerſt ſchönes Wetter; aber Diana, nein! wir haben uns verſprochen! Friedericke war nicht im Garten.

Man ging wieder in das Zimmer; da war Friedericke, ſie war vorhin ein wenig bei'm Nachbar geweſen.

Man ſprach über dies, über jenes; Elsner nahm nicht viel Theil, ſprach nur wenig mit, und fragte oft: wie? was? Ich habe nicht recht verſtanden.

Elsner iſt heute ſehr in Gedanken, ſprach Friedericke.

Ich wüßte nicht, antwortete er, und küßte Friederickens Hand.

Aber wo iſt denn Diana, fragte endlich Söllinger.

Sie hält ein wenig Mittagruhe, der weite Weg und die Morgenluft haben ſie müde gemacht, antwortet Friedericke.

Elsner hätte wohl ſagen können, es thut mir leid, aber er ſprach auch nicht ein Wort.

Söllinger ſagte mit ſeinem gewöhnlichen Tone: das gute, liebe Geſchöpf!

Schon wieder in Gedanken, Elsner? ſpricht Friedericke.

Ich wüßte nicht.

An dem Allen iſt Diana Schuld, ſpricht Söllinger ſcherzhaft.

Elsner wird im ganzen Geſicht roth und frägt: wie ſo?

Nun, ſie hat gewiß Dein Herz ſo gerührt, und Du gehſt nun in dich, daß Du mit Deiner Freundſchaft zu ſtreng biſt.

Ich glaube ſelbſt, ſpricht leichtfertig Friedericke.

So? fragte mit affektirter Kälte Elsner: Kinder, ihr habt mich wohl zum Narren? Wiſſen wir denn heute von gar nichts Geſchentem zu ſprechen.

Ich glaube gar, Du wirſt böſe, Elsner.

Worüber? Ich wüßte nicht, worüber.

Nun, ich auch nicht, und doch biſt Du roth wie ein Puterhahn.

Aber Söllinger! Du haſt ja in Deinem Leben nicht von ſo albernen und geringfügigen Dingen geſprochen.

Ei was! Hier iſt das Schachbrett! — das iſt beſſer, ſpricht Friedericke — welche wollen Sie haben, Elsner, die weiſſen oder braunen?

Ach! ich habe keine rechte Luſt.

Wiſſen Sie, was Sie immer ſagen: man muß wider ſich arbeiten.

Nur nicht alle Tage.

Haben Sie das alle Tage gethan?

Ach, Sie verſtehn mich ſchon wieder nicht — nun! Laſſen Sie uns nur ſpielen.

Welche wollen Sie?

Gleichviel!

Nun, da ſteht mein Läufer!

Elsner ſpielte das Schachſpiel vortreflich, und er war nicht leicht darin zu überwinden; aber heute — obs ihm heute auch ſo gelingen wird? Kaum ſitzen ſie einige Minuten dabei, ſo hat er ſich ſchon mehrere Blößen gegeben.

Ei! Ei! ruft Friederike verwundert über die Fehler aus.

Das dumme Spiel! ſpricht Elsner — ich weiß auch nicht, wo ich die Gedanken gehabt habe — wir wollen noch einmal anfangen!

Nein, daraus wird nichts, proteſtirt Friederike.

Elsner zieht halb mürriſch, halb freundlich, wie Kinder, wenn ſie zugleich lachen und weinen mögen, und macht einen Fehler nach dem Andern, er iſt in der erſten Viertelſtunde matt, und wird herzlich ausgelacht von Friederike.

Das war ein dummes Spiel, spricht er verdrüßlich, und will noch eins spielen; denn nun treibt ihn sein Ehrgefühl dazu, obgleich er's vorher nur auf Andringen that, und weil endlich das Gute noch dabei war, daß er nun nicht viel mehr sprechen durfte; denn das viele Sprechen war ihm heute unangenehm.

Nur noch ein Spiel, will Elsner, da Friedericke vom Stuhl aufgestanden war, und vor Freude, ihn Schachmatt gemacht zu haben, mit den Fingern auf dem Klavier herum und in eine lustige Angloise hinüberlief.

Se! Nun wollen Sie mir wohl die Freude über meinen Sieg wieder nehmen. — Nun werd' ich schön nicht spielen! Wissen Sie nicht? Man muß Kunststücke nur immer einmal zeigen, heute muß ich wenigstens die Ehre behalten! Heute spielen wir nicht mehr, mein lieber Elsner.

Elsner ist ungeduldig, muß aber doch lachen, und will Friedericken mit Gewalt an das Spiel ziehn.

Friedericke will schlechterdings nicht.

Nun, sey kein Narr, spricht Söllinger, der das Gezerr' nicht leiden mag. Herr Bruder, wollen Sie nicht für mich spielen, spricht sie spöttisch lachend, und windet sich unter Elsners

ſtres Armen fort, und läuft mit lautem Lachen aus der Thüre.

Eisner ihr nach, er holt Friedericken ein; aber ſie ſträubt ſich immer mehr, Diana hört das Lachen und Kreiſchen, und macht unwillkührlich die Thür auf, Eisner erſchrickt, läßt Friedericken los, ſie läuft in den Garten, und Eisner kehrt außer Athem zurück zu Söllinger.

Auch da wieder ausgelacht; er ſpricht von nichts, als von dem dummen Spiele, und zeigt die Fehler, die er gemacht hat, obgleich er weiß, daß Söllinger nichts von dem Spiele verſteht.

Wir wollen eine Comödie miteinander leſen, ſchlägt Söllinger vor.

Eisner hat heute keine Luſt dazu.

Nun, ſo wollen wir eine Parthie Billard ſpielen.

Auch daran findet Eisner heut kein Vergnügen.

Nun, dann einen Spaziergang auf den Berg.

Eisner hat Kopfſchmerzen, er möchte nur lieber hier bleiben.

Du haſt auch heute zu nichts Luſt.

Die dummen Kopfſchmerzen, die machen einen zu Allem unfähig.

Friederike ſieht in die Thür, lacht und ſpringt wieder fort.

Eisner bleibt ſtill ſitzen, und ſieht dann mit Söllinger vor Langeweile aus dem Fenſter, und ſtarrt die ſchöne Gegend an, ohne ſie mit Bewußtſeyn zu ſehen.

Nach einer Weile kömmt ſie wieder: nein! nein! die Ehre, einen ſo großen Schachſpieler überwunden zu haben, u. mir zu lieb, die laß' ich mir nicht ſogleich wieder nehmen.

Er macht Miene, ſie zu verfolgen, und ſie nimmt Reißaus.

Er verfolgt ſie bis in den Garten; im Laufen verliert ſie die umgebundene aus dem Knoten geſchlüpfte Taſche

Sie merkt's nicht eher, als bis er hinter ihr ruft: ha! gefangen! gefangen! Sie erſchrickt und erinnert ſich, daß ſie in der Taſche ein Papier zu ſtecken hat, was er nicht leſen darf, und läuft zurück.

Nun läuft er fort mit der Taſche, läßt ſich endlich erhaſchen, hält ſeine Beute in der Hand hoch, und ſagt: er gebe ſie nicht eher wieder, als bis ſie mit ihm Schach geſpielt habe.

Bei dem Zerren an ſeinem Arm fällt ein Stück Papier aus der Taſche auf die Erde, Frie-

dericke ſchreit laut auf, Beyde griffen darnach, Friederike ſtößt in der Angſt und Eil Eisnern von der Seite beinahe auf die Erde, und er erhaſcht's dennoch.

Sie kämpft mit ihm: bei Gott! ich vergeb' es Ihnen in meinem Leben nicht, wenn Sie es leſen — unſre Freundſchaft iſt auf immer zu Ende!

Wollen Sie auch mit mir Schach ſpielen?

Ja!

Und ſogleich?

Ja! gewiß!

Verſprechen Sie mir's auf Ehre?

So wahr ich ehrlich bin.

Nun, dann werd' ich's ſogleich Ihnen geben, ſobald wir bei'm Spiele ſitzen.

Nein! Das ſchlechterdings nicht!

Aber was wollen Sie denn machen, wenn ich's nun doch leſe.

Ja! So wahr als Gott lebt! Nie wieder ein Wort mit Ihnen, wenn Sie es thun.

Es iſt wohl gar ein Billet-doux.

Geben Sie nur her, das iſt albern geſprochen!

Nun, erſt müſſen Sie bitten.

Friederike weint beinahe vor Ungeduld: das hab' ich ja genug gethan!

Aber Sie können meinem Worte doch auch glauben, ich gebe es Ihnen ungelesen zurück, wenn Sie mit dem Schachspiel Wort halten.

Das werd' ich; aber ich will es jetzt gleich haben.

Schwören Sie, daß Sie Wort halten, und sogleich mit mir spielen!

Friederike schwört vor Ungeduld bei ihrer Seele, und nun reißt sie ihm das Blatt fort, und zerreißt es in kleine Stücken mit den Worten: damit Sie es doch nie erfahren, was darauf stand, und nun will ich Ihnen mein Wort halten.

Beyde gingen hinauf, neckten sich noch miteinander, sie über sein verlohrnes Spiel, er über ihren verlohrnen, heimlichen Brief.

Ja, ja! Sie haben Recht, antwortete sie nur immer darauf, und nun zogen sie gegeneinander im Schachspiel zu Felde.

Söllinger wußte selbst nicht, was er heute von Elsner denken sollte, so ernst und so mürrisch, und so kindisch und albern zugleich hatt' er ihn noch nie gesehn, wie kann man sich nun so über eine verlohrne Schachpartie haben!

Sie

Sie ſpielen.

Elsner hält ſich tapfer und ſchlägt Friedericken einen Krieger nach dem andern aus dem Felde.

Friedericke ſtrengt alles ihr Nachdenken an; aber ſie hat ſich nun ſchon zu viel Blößen gegeben.

Itzt tritt Diana herein.

Elsner wird roth und vermeidet ſich ſchlechtern freundlich gegen Dianen, und ſieht ſchlechtern nach Friedericken und Elsnern hin, ob die auch den vielleicht zu freundlichen Blick nicht ſahen.

Elsner bewachte ſich ſtrenge, wie man ſieht, und das ſetzt immer voraus, daß man viel zu bewachen hat, was man bewachen muß, und daß im Grunde des Herzens manches verdeckt liegen mag.

Diana trat zu Söllinger an's Fenſter.

Elsner wurde ſo eben dort von Friedericken ausgelacht.

Er wußte nicht, warum?

Und Sie merken es noch nicht?

Ich ſehe nichts.

Noch nicht? Nun, das iſt zu arg.

Sie werden ſich wohl diesmal ſehr irren, mein Spiel ſteht ganz gut.

Nun ſo! (ſie rückt vor mit einem Rieſenſchritt) Ach! Was ſagen Sie nun?

Er ſtampft mit dem Fuß auf die Erde, daß Diana erſchrickt, und ſagt verdroſſen: nun, ſpielen Sie nur weiter.

An Ihnen iſt die Reihe, Sie ſind ja erſchrecklich in Gedanken.

Ich will auch nie wieder Schach ſpielen.

O lieber Bruder! — Söllinger! hörſt Du nicht, ſchreib das auf, Elsner will nie wieder Schach ſpielen.

So eben geht das kleine Fiſchmädchen vorbei, mit der Diana immer ſo gern ſprach — ach! ſie muß ihr heute etwas ſchenken, ſie ſieht gar zu allerliebſt aus: warte, kleiner Engel! Ich will Dir etwas geben, rief ſie laut aus dem Fenſter heraus — vielleicht daß es Elsner hören ſollte, wie gern ſie wohlthätig ſey, und mit Freuden hüpfte ſie nun zu der Kleinen hinunter.

Elsner ſchnob vor Verdruß bei dem Spiele, ſtützte den Kopf, dachte und dachte, ſchwitzte, huſtete, rückte mit dem Stuhle, kratzte ſich hinter den Ohren, rieb ſich die Stirn, ſah grimmig aus, und war nach allen dieſen Manövren

und Grimaſſen ſo weit mit ſeinem Spiele, daß, wenn er nur noch einen einzigen Fehlzug that, ſein Spiel verlohren war.

Friedricke kam wieder einen Schritt näher.

Eisner vergaß ſich ſo ſehr, daß er fluchte.

Ich glaube, ſprach Söllinger, Du verlierſt lieber einen Freund, als eine Schachparthie.

Ja, Du haſt Recht, wenn man mit beyden ſpielt! antwortete er mit grimmigen Tone.

Nun, ſo ließ ſich's doch hören, ſprach Söllinger: das war doch einmal wieder wie ein Freund ſprechen muß.

Eisner hatte bei dieſer treffenden und überdachten Antwort deſto weniger im Schachſpiel überdacht und getroffen.

Ach wie in Gedanken war das wieder! rief Friedericke aus.

Söllinger ſtand dabei, lachte und ſagte ſcherzhaft: an dem Allen iſt Diana Schuld.

Eisner zog mit Ungeduld und war — Schachmatt, ſprang auf, nahm ſeinen Hut, ſprach zornig: das war unklug geſprochen, Herr Bruder! ſein Blick tödtete ihn, und nun lief er wie unſinnig fort.

Söllinger und Friedericke ſahen ſich Beyde betroffen an: der Menſch iſt toll ge-

worden, merkten nach einer Pauſe Beyde zugleich an.

Aber wie kommſt Du auch darauf, Dianen als die Schuld dabei anzugeben?

Sehr unſchuldig und ſehr natürlich, antwortete Söllinger; denn daß er nicht gern hier iſt, hab' ich im erſten Augenblick gemerkt, und doch hat Diana nicht nachgelaſſen, bis er gekommen iſt, ihr Bitten iſt alſo an Allem Schuld. Meinethalben mag der Narr auch laufen, ich ſehe, er iſt ganz ohne Charakter.

Diana trat erſchrocken herein, und fragte, was Eisnern anfechte, er ſey mit lautem Fluchen vom Hofe gelaufen.

Man antwortete ihr nicht gleich.

Mein Bruder hat ihn beleidigt, ſprach endlich Friederike.

Wie iſt das beleidigt! Ich ſagte im Scherz, da er ſo fehlerhaft und verdroſſen ſpielte — Sie wären an Allem dem Schuld.

Wer? Ich? — Wie ſo? fragte langſam und beängſtigt Diana.

Weil er nicht gern hier iſt, und Sie ihn durch Ihr Erſuchen dazu kompromittirt haben.

Dianen wollte das nicht einleuchten, und ſie

meinte etwas ſchüchtern: das müſſe wohl andere Urſachen haben.

Nun folgte eine groſſe Pauſe. Keiner ſprach ein Wort. Söllinger ſtand am Fenſter und trommelte mit den Fingern auf die Scheibe, Friederike riß einer welkenden Roſe die Blätter vollends ab, und Diana ſah bald auf Söllingers, bald auf Friederickens Geſicht ängſtlich, und hatte nicht Muth, ihre Stellung mitten in der Stube mit einem Schritte vor- oder rück- oder ſeitwärts zu verändern, wie ein Kind, das von ſeinen Eltern beſcholten wurde, und nun im Gefühl ſeines Unrechts nicht Muth hat, ſich ihnen wieder mit dem vorigen kindlichen Anſchmiegen zu nahen; am Ende hat Eisner nun gar etwas auf ſie.

Söllinger war auch ſo ärgerlich über Eisners albernes Betragen, daß er wünſchte, er käme nicht wieder.

Du hätteſt das auch nicht ſagen ſollen! ſprach dann Friederike.

Vertheidige nur den Narren nicht mehr, er ſoll mir nicht mehr über die Schwelle treten.

Die armen beiden furchtſamen Mädchen zitterten, ſo fürchterlich donnerte Söllinger die Worte heraus.

Ich wüßte nicht, warum? ſprach dann etwas ſpitzfindig Friederike.

Weil er ſich wie ein Narr aufführt! — und nun fügte er einen Fluch und Schwur nach dem andern hinzu: mit denen er dann eigentlich nur ſoviel ſagen wollte, daß er ſich um ſein Kommen nie wieder bewerben würde. Da haben Sie Ihren Dank für Ihre zu große Güte, ſprach er dann zu Dianen, und ſah es vor Wildheit und Zorn nicht, daß in Dianens Augen die hellen Thränen ſtanden.

Diana zitterte wie ein furchtſames Kind, vor dieſem Anfahren, und fühlte noch mehr Vorwurf darin, als Söllinger eigentlich darin legte; ſie ging auf ihre Stube und weinte da im Stillen.

Nun ſoll ſie daran Schuld ſeyn, daß er wieder weggegangen iſt, und ſie meint es ſo gut; freilich kann ſie ihn auch nicht ſo ganz klug werden; ſie fand es, doch nicht recht — anſtändig, daß er ſo laut lachte und ſich mit Friederiken herumzerrte — wenn er ſie denn ſo außerordentlich lieb hat, und ſich ſo vergeſſen kann, warum bleibt er denn ſo lange fort und opfert ſie ſeinem Eigenſinne ſo auf.

Es ſchien ihr bei dieſem Gedanken, als ob ſeine Liebe zu Friedericken wohl nicht ſo außerordentlich ſeyn müßte, als ſie Friederike ſich dachte.

Diana war übrigens darüber auch nicht ſo außerordentlich betrübt — ſie kann auch ja nicht gerade etwas dazu thun, daß er Friedericken mehr liebt, als ihm gefällt — darin hat ein jeder ſeinen freien Willen. Wenn er ſich nur nicht ſo vor den Leuten mit ihr gehabt hätte! Was ſoll man auch dazu denken! Vorher war er ſehr ſtill und traurig, und machte ſich beinahe verdächtig — Diana wußte nicht eigentlich, worüber; aber die Liebe denkt und ſpricht oft, ohne zu wiſſen, worüber. Was nur Friederike denken mag — ſie hat kaum Herz, ſie anzuſehn, es kommt ihr überhaupt vor, als ſey ſie ſeit einiger Zeit etwas kälter gegen ſie! und doch liebt ſie Friedericken ſo außerordentlich; ſie kann doch nicht dafür, daß er auf ihr Bitten mitgekommen iſt — ſie glaubte ja Friedericken ſo ſehr damit zu erfreuen.

Aber wie er nun auch weglaufen kann, es wird ihm ja ſo ſtets ſchwerer, wiederzukommen, und wegbleiben kann er ja doch nicht.

Das „Warum?“ bleibt uns Diana wieder ſchuldig, kurz, es war ihr, als ob er nicht mehr recht gut fortbleiben könnte.

Er iſt auch etwas zu empfindlich — wie konnt' ihn das ſo beleidigen, daß Friederike mehr Glück hatte im Spiele als er. — Er war doch vorher ſo ruhig und ſah ſo heiter und ſanft nach Dianen hin, und wiederholte, wie es ihr ſchien, die Verſicherungen ſeiner ihr angelobten Freundſchaft.

Wie will er's bei ſeinem Ehrgefühle nun machen, wiederzukommen; er ſollte nicht ſo hitzig, nicht ſo übereilt handeln.

Gott! wie gerührt er war, und mit welchem Ausdruck er ihren Namen ausſprach; ſie hatte ſich ihn ſo hart und abſchreckend vorgeſtellt, und er war unendlich gütig gegen ſie — wenn er nur nicht fortgegangen wäre. Könnte ſie nur ein paar Worte mit ihm reden, ſie wollt' ihn gleich wieder gewinnen.

Diana traut ſich viel über Eisnern zu, und ſie kannte ihn doch noch ſo wenig; die geſchmeichelte Eigenliebe ſieht immer ſehr weit, aber ſelten richtig.

Eisnern war ſein Weggehn gleich nach den erſten Minuten leid geworden; aber nun konnt' er

doch nicht wieder zurück; es ärgert ihn nur, daß dies arme Geschöpf, Dianet, darunter leiden muß; wie kann man ihn aber auch so in Verlegenheit setzen; er war ja schon ärgerlich genug, daß er so fehlerhaft spielte; dann ist er ernsthaft, dann muß ihn jeder im Frieden lassen; die dumme Leidenschaft bei'm Spiele!

Wie war's aber auch möglich, daß er so ungeschickt spielen konnte, einen Fehlzug nach dem andern — und der schreckliche Fehler im vierten Zuge gleich — es ist wahrhaftig nicht zu vergeben, wenn es ein Fremder gesehn hätte, er müßte ihn ja für den ersten Anfänger darin halten. Alles soll man ja in der Welt ganz thun, warum war er nur halb bei'm Spiele! —

Elsner macht es wie alle leidenschaftlichen Spieler, sie ärgern sich noch ein Jahr nachher über einen Fehler — möchte doch dies auch bei ihren moralischen Handlungen der Fall seyn!

Am mehrsten ärgert ihn aber Friederickens Betragen — was kann sie für Heimlichkeiten haben — es ist doch offenbar, daß da eine geheime Liebesgeschichte zum Grunde liegt. Sicher ist das so ein Briefchen von einem süßen Herrn, oder sie hat einen Herzensseufzer an ihn aufgesetzt, der noch erst an ihn abgegeben werden soll.

Er hätte ſchlechterdings ihr das Pappier nicht wiedergeben ſollen, bis er gewußt hätte, was darauf ſtand, ſie würde doch wieder gut geworden ſeyn, und wäre ſie nicht unſchuldig geweſen, nun ſo war's recht gut, wenn ſie's ihm nie verziehe.

Wie hat er das auch nicht können gleich überlegen! Wer will einem Mädchen ſo viel nachgeben! Er hat immer ſehr ſchwach gehandelt.

Eh' er das auch nicht weiß, kann er auch nicht aufrichtig gegen ſie ſeyn; und wenn es ſo ein heimlicher Handel nicht iſt, was ziert ſie ſich ſo einfältig! Ernſthaft muß das Mädchen ſeyn, das er lieben ſoll, und nicht ſo gewöhnlich mädchenhaft! Ueberhaupt muß man ſich nicht zweideutig gegen ihn zeigen, er liebt Geradheit und Aufrichtigkeit über Alles. Etwas Wichtiges muß' es doch ſeyn, ſonſt würde ſie nicht ſoviel auf die Verſchweigung halten. Er wird nicht eher ruhen, als bis er Alles genau weiß, und er wird nun ebenfalls ſeine ganze Liebe darauf ſetzen — ihm ſteht dies ſo gut als ihr frey! Er kann nun einmal nicht eher ruhen — wenn's nichts Geheimes war, hatte ſie's nicht zu verheelen.

Die Liebenden haben mitunter erſtaunlich ſeichte und armſelige Raiſonnements, wenn es auf die gegenſeitige Beurtheilung ankömmt, und vor

allen pflegen ſie ſtark in Trugſchlüſſen zu ſeyn; davon giebt auch Elsner ein lebendiges Beiſpiel. Für ihn ſollte das, nach Friederickens Willen, allerdings ein Geheimniß ſeyn; aber mußte denn gerade eine verborgene Liebe dabei zum Grunde liegen?

Um Friedericken uns auch nicht einen Augenblick verdächtig zu machen, ſo ſagen wir dem Leſer, daß auf dem Blatte nichts als ein kleiner, poetiſcher Verſuch ſtand, der die frohen Empfindungen an einem Frühlingstage ſchilderte. Friederike hatte einiges Dichtertalent; doch war's ihr nicht möglich, einem Manne davon etwas vorzuzeigen, weil ſie einigemal geleſen und gehört hatte, daß man einem Mädchen dergleichen Arbeiten verdenke, und ſie lieber bei häußlicher Wirthſchaftsarbeit ſehe. Sie kennt auch das kritiſirende Männergeſchlecht, und ſie thut dies auch nur ſo zu ihrem eigenen Vergnügen, und lieſ't allenfalls Dianen etwas dergleichen vor. Dies zumal, konnte ſie ihm nun gar nicht zeigen; es war ganz ihrem Gefühl zuwider, ſie hatte darin den Frühling als einen ſchönen, jungen Mann ſich gedacht, und die warme Empfindung, die ſie darin geäußert hatte, durfte Elsner ſchlechterdings nicht an ihr kennen lernen.

Unter uns geſagt: ſo hätt' er vielleicht über die grünen Haare auch ein wenig gelächelt, die ſie als Bild des herausſproſſenden Graſes dem Frühling gegeben hatte.

Was aber auch Diana denken mag, daß er ſo fortgelaufen iſt! Er ärgert ſich über ſich ſelbſt; aber er war einmal verſtimmt, und er kann die Ziererein nicht leiden.

Was ſollte auch Söllingers Anmerkung, daß Diana an Allem Schuld ſey; was hatte Diana mit dem Spiele zu thun! Wie kam ſie im geringſten damit in Verbindung! Er konnte nichts unſinnigeres ſprechen; ſo eine alberne Anmerkung kann ihn entſetzlich aufbringen.

Er mögte ſich heute mit jemandem ſchlagen, ſo ärgerlich iſt er — ſein Friedrich iſt auch ein Schlummerkopf, da hat er ihm den Thee ohne Theelöffel gebracht.

Der arme Friedrich hatte heute noch keine gnädige Miene bekommen; ſein Herr kam ihm ſeit einiger Zeit ganz verändert vor; er war alle Stunden anders, einmal zu zutraulich, daß es ihn in Verlegenheit ſetzt, und dann wieder eigenſinnig und mürriſch über das geringſte, und nichts kann er ihm recht machen.

Wenn denn Eisner nur wüßte, wie er den dummen und übereilten Streich des Weggehens wieder gut machen sollte. Da wird er sich nun einmal ein fürchterliches Dementi geben müssen; denn ganz wegbleiben ist ihm doch unmöglich.

Er fertigte es wie wir sehn, kurz mit dem: „unmöglich" ab, und gab sich weiter keine Gründe dazu an.

Wir wissen sie vielleicht besser, als er selbst.

Wissen muß er überhaupt, was es mit dem heimlichen Zettel für eine Bewandniß hat, wenn es daher nur erst morgen früh wäre, dann will er gleich hin und das untersuchen. — Nun, da haben wir ja einen Grund!

Er will sich nur zerstreuen und ein wenig lesen; der dumme Streich des Weggehens ist doch nicht ganz gut zu machen; was soll Diana von ihm denken! Sie muß ihn für einen hizigen, unklugen Menschen halten.

Es war schon spät in der Nacht; er las noch, und Friederike schrieb noch — und was? Etwa wieder ein Gedichtchen? Nein! einen Brief an Eisner, den sie am andern Tage ihm zuschikken will; es thut ihr leid, daß ihr Bruder ihn beleidigt hat; denn daß er die Diana ihm zum Vorwurf machte, mußte ihn wohl ärgern; wie sollte

die daran Schuld seyn, und wie zweideutig klang es. Es hieß ihm ja auch ganz Unrecht thun, ihr Bruder weiß ja, wie sehr Eisner gegen Dianen ist. — Sie will ihn bitten, nicht wieder so lange auszubleiben, und sie nicht so unruhig zu machen; der Brief soll gleich morgen früh an ihn abgehn.

Friederike legte sich über ihren geendigten Brief eben so, als Eisner über seinen festen Entschluß: morgen früh gleich zu Söllingers zu gehn, zufrieden nieder.

Und wer auch am folgenden Morgen zuerst Wort hielt, war Eisner. Er eilte, was er konnte, und da er etwa noch ein halb Viertelstündchen von Söllingers entfernt war, bog eine weisse, weibliche Figur um die Buschecke auf ihn zu — und wer war's? Gewiß Friederike, der dieser Weg, weil ihn Eisner gewöhnlich ging, gewiß lieber, als die andern waren, und da sich ihm inniger entgegensehnen konnte? —

Liebe Diana! rief er ihr mit sanftbittendem Tone entgegen! (so? also die war's?) Wie bin ich so glücklich, Sie hier zu finden — ich habe gestern wie ein Narr gehandelt; verzeihen Sie, Edle, Liebe, meine Hitze macht mir zuweilen ei-

nen dummen Streich; aber es ist gleich wieder vorüber, und denn thut mir's unendlich leid.

Diana ging schüchtern und schamhaft an seiner Hand: — sie hatte die reine Morgenluft ein wenig genießen wollen, war ihre schamhafte Antwort, und dann folgte ein langes Schweigen.

Elsner wollte viel sprechen und sprach nicht ein Wort, er drückte nur zuweilen Dianens Hand, und fragte mit ausdrucksvollem Tone: haben Sie mir nicht verziehen?

Ach! ich bin so wenig gegen Sie! erwiderte Diana und streift schüchtern und mit nassem Auge über sein Gesicht hin.

Man war dicht an dem Garten. Diana war ängstlich — sie wollte sich gern von seiner Hand losmachen, er selbst wollte es gern, glaubte aber unfreundschaftlich zu scheinen, wenn er's thäte, bis endlich Diana schön und erröthend, aber doch liebenswürdig freundlich, halblaut sprach: es würde wohl besser seyn, wenn ich zurückbliebe.

Elsner konnte sich nicht enthalten, ihr dafür einen Kuß auf die Lippen zu drücken: ja! ja, sprach er eben so ängstlich und kurzathmend, bleiben Sie noch etwas — und nur eilte er von ihr.

Er fühlte sich glühend heiß; herrlich war es, daß sie ihm begegnete. Gott! es ist ein prächti-

tiges Geſchöpf! flüſterte er, und unruhig trat er jetzt in Söllingers Zimmer und ergriff ſeine Hand und ſprach: vergieb mir, Bruder! Meine dumme Hitze iſt an Allem Schuld.

Söllinger war auch gleich verſöhnt — wie hätte er dem Menſchen zürnen können, der ſeinen Fehler einſieht.

Friedericke! Friedericke! Hörſt Du nicht? Elsner iſt da! rief er nun in das Seitenzimmer — und nun hüpfte Friedericke Elsnern entgegen, und litt den Handkuß nicht, ſondern gab ihm den herzlichſten Kuß auf die Lippen. Ich war geſtern ein Narr, war auch bei ihr ſeine Anrede, und ſo war's verziehen.

Aber Beide, Söllinger und ſeine Schweſter, wunderten ſich denn doch in ihrem Herzen nicht wenig über Elsner; denn dergleichen waren ſie von ihm gar nicht gewohnt; er blieb ſonſt hartnäckig bei ſeiner Laune, und gab ſich ſchlechterdings nicht Unrecht. Das war allerdings eine wunderbare Veränderung.

Elsner war freundſchaftlich zwar; aber doch etwas unruhig. Gewiß iſt an dieſer Unruhe der heimliche Zettel Schuld, deſſen Geheimniß ihn quält, und der ihn hieher heute getrieben hat. Wenn er nur nicht zu früh damit herausbricht,

es möchte ſonſt Friederickens gute Laune völlig wieder ſtöhren. Man ſieht es ihm an, er will immer etwas ſagen, und drückt es wieder zurück — es muß ihn doch gewaltig unruhig machen.

Schon war er eine gute Stunde da, ihm kam's vor, als wären's ſchon ſechs, und Diana war noch nicht da; wäre das Clavier nicht da, er hätte die tödtendſte Langeweile.

Er hätte ſchon lange gern gefragt; aber er kämpfte, ob es gut angehe; freilich müßte es Söllinger wohl auch für eine ſchickliche Aufmerkſamkeit halten, wenn er nach ihr frägt, und es wird ſo Höflichkeitspflicht.

Dieſer letztere Gedanke drang durch. Er nahm ſich vor, mit recht kaltem Tone nach ihr zu fragen, und er fragte, und der Ton gelang nicht im geringſten gleichgültig, ſondern ſo ſchüchtern und vorſichtig, als wenn man von jemandem, der gegenwärtig iſt, ſpricht, und der es nicht hören ſoll.

Sie wird auf ihrem Zimmer ſeyn, antwortete Friederike kalt, und Söllinger ging ſie zu holen.

Diana trat herein, und freute ſich mit der verſchämteſten Miene ſeines Kommens, und ging zu Friederiken und klopfte der auf die Hände, als wollte ſie ihr damit ſagen: nun biſt

Du doch wohl froh? Nun ist's recht, nicht wahr?

Diana strickte, und sah wenig oder gar nicht vom Strickzeug auf; denn soviel sieht sich auch beim Hinblicken auf den Strickstrumpf, ob jemand einen ansieht oder nicht, und Elsner sah auch zuviel und oft so lange nach ihr hin, daß ihr angst und bange ward.

Es war übrigens nur gut, daß Diana da war; denn nun konnte Elsner doch noch nicht mit der Untersuchung des Papiers anfangen, und Friederike blieb noch eine Weile von Vorwürfen frey.

Das wird sehr entscheidend werden: das kann plötzlich ihre ganze Liebe abbrechen! Wenn er nur nicht wieder in unkluge Hitze ausbricht.

Man vergnügte sich, so gut man konnte, man fuhr auf dem Wasser man schaukelte sich, man las sich vor, man aß und trank gut, darüber kam der Abend, und Elsner hatte Friederiken nicht ein Wort von dem gestrigen geheimnißvollen Briefe gesagt, obgleich er so oft mit ihr allein im Garten ging, und Diana aus Bescheidenheit oft zurückblieb.

Wie das wohl zugehn mochte, da ihm soviel daran gelegen war, dies zu wissen?

Elsner kam sonst etwa nur die Woche drei, auch wohl viermal, jetzt war er alle Tage da, und kam schon des Morgens früh, und blieb bis an den späten Abend.

Friederike liebte ihn unendlich, obgleich sie bei ihm die Herzlichkeit vermißt, die sie für ihn fühlte; aber das ist so seine Art, dachte sie, er hat das Schmachtende und Sehnliche eines Liebhabers nun einmal nicht, er ist ein biedrer, edler Mann, ernst und redlich, und dies ist sein Stolz, er geht mit seinem Mädchen wie mit seinem redlichsten Freunde um.

Ein großes und herrliches Lob für Elsner, wenn er es ganz verdient; denn, wo ist die Liebe süßer und herrlicher und dauernder, als wenn sie die höchste, aufmerksamste, zärtlichste und treuste Freundschaft ist!

Söllingers Liebe zu Dianen war nicht mehr jene herrliche, reine Freundschaft; er dachte nicht mehr an ihr wahrlich treffliches Herz, er stellte sich nur immer ihre Schönheit und nicht immer so vor, wie die Tugend und Sittsamkeit sie erscheinen läßt, darum zitterte er, wenn er neben Dianen allein im Garten ging, und konnte nichts sprechen, starrte oft wie Sinnlos in ihr

Auge, und dann fuhr wieder wie ein Blitz sein funkelndes, wildrollendes Auge über sie her.

Diana fühlte es wohl, daß so die Tugend nicht blickt, und sie vermied deshalb, so sehr sie konnte, die Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn; eine Weisheit, die Mädchen, die sich unverführt erhalten wollen, schlechterdings sich heilig seyn lassen müssen.

Dennoch gab es bei aller ihrer Sorgfalt, es zu verhüten, Gelegenheiten, die sie mit Söllinger zu viel allein ließen; dann bestürmte er sie oft mit leidenschaftlichem Zudringen so sehr, daß Diana Mühe hatte, sich von ihm loszureißen, und ihn in Schranken zu halten.

Gegen einen andern wär's ihr vielleicht weit weniger sauer geworden, ihn gleich von sich abzuschrecken; aber war denn Söllinger nicht ihr Wohlthäter, mußte ihre Dankbarkeit denn nicht immer leise auftreten? Ach! sie war in dieser Hinsicht in einer sehr üblen Lage. Und wahrlich! Sie wird sich ihm doch nicht aufopfern! Nie wird sie wieder vom Wege der Tugend abweichen. Er sollte sie nicht so quälen! Warum blieb er nun nicht bei seinem vorigen zurückhaltenden und anständigen Betragen, das ihn so liebenswürdig machte!

Es machte dies Dianen oft erſtaunlich unruhig; und was Elsner denken mag! Sie hat zwar oft genug es ihm hören laſſen, daß ſie nicht mit ihm allein gehen will; aber Friedericke ſetzt ſie oft durch ihr Zurückbleiben in Verlegenheit, und zieht Elsnern ſtets von ihr fort.

Söllinger war überzeugt, daß ihm ſein Onkle die Einwilligung zur Heirath nicht verſagen würde; aber ſeine Leidenſchaft für Dianens Schönheit ſetzte ihm zu ſehr zu, und ſie ſiegt zu ſehr über ſeinen Verſtand! Er war ſeiner ſelbſt nicht mächtig, ſo ſehr er ſich auch in den kälteren Stunden darüber Vorwürfe machte; denn bei aller ſeiner Leidenſchaft hatte er ſich doch noch nicht eigentliche Unſittlichkeiten erlaubt; eben ſo wenig, als man von ihm ſagen kann, daß er muthwillig darauf ausgehe, Dianen zu verführen. Sein weiches Herz war nun einmal der Leidenſchaft dahingegeben, und wider ſeinen Willen erwachte dieſe in ihm und erregte in ihm Wünſche, die in ſeiner Geſundheit ihr höchſtes Feuer erhielten, und die ſeine ruhige Vernunft dann gar nicht gut hieß; aber wenn er auch bei Dianen war, ſchwieg ſeine Vernunft ſo ganz. Rief Diana ihn durch ernſte Vorſtellungen zu ſeiner Vernunft zurück; — aber ihr Abwehren iſt

immer so schüchtern, und das zieht ihn nur desto mehr an sich.

Söllinger war von Dianens Tugendliebe überzeugt; er wußte auch in den kälteren Stunden, daß blos Dankbarkeit gegen ihn sie weniger streng machte, und das rührte ihn oft; er verachtete sich dann, daß er sich in ihren Augen so viel Werth nahm. Er schwur es sich dann, sie nie wieder in Verlegenheit zu setzen. Aber das schwache, menschliche Herz!

War er dann wieder mit ihr allein, so schwieg die Vernunft wieder.

Er widerstand oft genug; aber seine Leidenschaft überwältigte ihn, und dann befriedigte ihn Dianens sittsamer Kuß nicht.

Einmal, als sie auch alle zusammen im Garten waren, Söllinger mit Dianen durch Friederickens Entfernung wieder allein war, und das schamhafte Abwehren seines auf ihren Busen gerichteten Kusses mit der Aussicht nachgebend machen wollte, daß gewiß in diesen Tagen der Brief von seinen Onkle mit der Einwilligung zur Heirath ankommen würde, hörte man einen Postillion hinter dem Garten linker Hand blasen.

Das muß eine Extra-Post seyn. Da kommt gewiß jemand zu uns! rief Söllinger, und

Alle liefen zuſammen, aus dem Garten heraus, in das Wohnzimmer; der Wagen fuhr bei ihnen vor.

Ein Bedienter fragte nach dem Herrn des Guts, und trug bei Söllinger an, ob er einen guten Freund, der ihm Briefe von ſeinem Onkle brächte, beherbergen wollte?

Söllinger rief freudig aus: Nachricht von meinem Onkle! Und Friederike räumte geſchwind noch etwas auf. Elsner und Diana drückten ſich unterdeſſen heimlich und im Vorbeigehen die Hand. Friederike ſprang ihrem Bruder nach und rief: der fremde Herr ſoll uns willkommen ſeyn! Elsner und Diana blieben im Zimmer, und Elsners ſanfter, ſchmerzhafter Ausruf: ach Diana! (es klang, als wenn man ſich trennen ſollte) wurde draußen von dem Geſchrei: ach! der Onkle! überſtimmt.

Und als Elsner dies hörte, fuhr es ihm eiskalt durch's Rückgrad: ach Diana! ſprach er wieder, und es klang, als wenn die letzte Hoffnung in einem armen Unglücklichen ausgeht.

Der Onkle iſt da! brachte Alles in Allarm. Ueberall war Freude. Nur Elsnern ſchlug das Herz gewaltig.

Der Onkle war ein alter, harter Mann, der aber auf Recht und Ehre hielt, und übrigens geradeweg und deutsch gegen jedermann war.

Ich habe mir Dein Mädchen doch selbst ansehn wollen, eh' ich meine Einwilligung gebe, sprach er zu Söllinger, und ließ sich jetzt von Allen freundlich die Hand zum Willkommen geben — das hättet ihr wohl nicht gedacht — ja, ja! hab' euch einmal überraschen wollen. Nun, wo ist denn Deine liebe Braut?

Söllinger holte sie jetzt ganz aus dem Hintergrunde und stellte sie ihm vor.

Nun! sprach der alte Onkle, wenn's Herz so schön ist, wie's Gesicht, so ist's der Mühe schon werth, darum anzuhalten. Nun, Kinder, vergeßt vor lauter Liebe meinen Magen nicht — die scharfe Luft hat mich ein wenig ausgehungert, ein tüchtiges warmes Eierbier, seyd so gut.

Diana war dem alten, biedern Onkle recht in der Seele gut, obgleich sie ihn gegen Elsner, dem sie sich mitunter näherte, nicht zu loben wagte, und Elsner, der sonst so viel Sinn für dergleichen biederes Wesen hatte, und sich darüber so gern mittheilte, sprach auch gegen sie nicht ein Wort davon, er blickte nur immer schweigend und

bedeutſam nach ihr hin, und fuhr wie aus einem Traume auf, wenn Friederike ihn anredte.

Nur nicht ſo ſchüchtern, liebes Kind, ſprach der Onkel zu Diana, die ſich beſcheiden in der Entfernung hielt, ich bin auch jung geweſen, ſetzen Sie ſich nur ein wenig zu mir, und laſſen Sie mich ein wenig ſchwatzen.

Haben Sie noch Eltern?

Nein! ſprach ſacht Diana, und Thränen ſtanden ihr in den Augen.

Ich ſeh's an den Thränen, das müſſen gute, brave Eltern geweſen ſeyn, meine ſind über 30 Jahre todt, und mir gehn auch noch manchmal die Augen über, wenn ich an die braven Leute gedenke — ſo etwas macht einem alle Ehre.

Ihr Vater iſt wohl auch im Dienſte geweſen?

Diana antwortet ſchüchtern: Nein! und erröthend ſetzt ſie leiſe hinzu: er war nicht vom Adel.

Nun, das thut nichts, Kind, darüber haben Sie ſich nicht zu ſchämen; kann darum doch ein recht braver, guter Vater geweſen ſeyn.

O das war er! Diana ſchluchzte.

Ruhig, liebes Kind! Wir wollen davon abbrechen! Es wird Alles gut werden, will mich nur ein wenig kommode machen, bis mein Eierbier fertig iſt.

Elsner ſtand unterdeſſen da und zählte die Schweißlöcher auf ſeiner Hand, und hätte den Onkle lieber weit weggewünſcht.

Der alte jovialiſche Onkle erheiterte Alles; Söllinger war über des Onkles Freundlichkeit und Zufriedenheit mit Dianen entzückt. —

Bei'm Zubettegehn ſagte ihm dann wohl ſein Onkle und ſchlug ihm auf die Schulter: Schäker! Es hätte wohl eigentlich eine Adliche ſeyn ſollen, um der Leute willen; aber es thut nun weiter nichts, wenn ſie nur ſonſt einen guten Ruf hat.

Ein paar Tage blieben ſie ſo ruhig und fröhlich zuſammen; morgen will er ſeinen alten Freund, den Oberforſtmeiſter, zwei Meilen von hier, beſuchen, und mit dem anbrechenden Morgen ſoll der Braune geſattelt ſeyn.

Söllinger ſah das nicht gern, er hätt' es lieber, wenn der Onkle gar keinen auswärtigen Beſuch machte; es ahnete ihm dabei nichts Gutes.

Man erwartete den Onkle erſt Abends ſpät zurück, und kaum war es drei Uhr Nachmittags, da kam er ſchon wieder in den Hof geſprengt.

Er ſah äußerſt mürriſch aus.

Schon wieder da, lieber Onkle, fragte Söllinger, der ihn ſchon draußen empfing.

Ja ſchon wieder da! antwortete er trocken.

Da ſchlug Söllingern das Herz, der Ton klang ſehr böſe; dann war's immer nicht gute Zeit, wenn er einem ſo eine Frage wiederholte.

Komm einmal mit auf meine Stube, wir haben ein Wort miteinander zu ſprechen.

Söllinger folgte angſt und bang' nach!

Was hör' ich denn von Dir für albern, unklug Zeug! Du willſt Dir eine Hure heirathen? Sie iſt ja im Freudenhauſe geweſen.

Söllinger ſtand wie verſteinert da.

Biſt Du toll und raſend, Menſch? Schaff' mir gleich das liederliche Weibſtück aus dem Hauſe, ich rath's Dir, eh' ich mein Hausrecht gebrauche.

Lieber Onkle, ſie iſt ſo unſchuldig dazu gekommen.

Nicht ein Wort weiter — ſie iſt im Freudenhauſe geweſen, und damit gut, des Betens halber iſt man nicht da — mach' mir's Blut nicht warm, Du biſt ein toller, raſender Menſch. Iſt mir je ſchon eine ſolche Thorheit vorgekommen, eine ſolche Nimphe heirathen und unſre Familie ſo entehren zu wollen. Der Adel geht mich nichts an, aber Ehre muß man haben und guten Namen, ſonſt hol' der Teufel alle Schönheit; kurz

und gut, unterſtehſt Du Dich, das liederliche Mädchen zu ehlichen, ſo ſtreich' ich Dich rein, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, aus meinem Teſtament, und Du mußt Dich hier vom Guthe packen; Du kennſt mich, ich ſpaße nicht. — Zur Maitreſſe magſt Du ſie Dir halten, das geht mich nichts an; aber hier im Hauſe ſoll's auch nicht ſeyn, ſchlechterdings ſoll ſie aus dem Hauſe fort — die Wirthſchaft taugt nichts, die durch eine Maitreſſe regiert wird, Domeſtiken und Alles richtet ſich darnach, und führt ein unordentlich Leben — und Deine Schweſter ſoll auch nicht ſo ein ſchlechtes Beiſpiel haben. Nimm Dir ein ordentliches, braves Weib, und mache Dir Ehre bei den Leuten, und komm mir nicht mit ſolchem dummen Zeuge. Noch heute muß ſie fort, kündige es ihr nur gleich an.

Söllinger war in einer ſchrecklichen Lage; wie ſoll er dieſe ſchreckliche Nachricht ihr bringen, und er kennt ſeinen Onkle, da hilft alles Vorbitten nichts, er iſt härter wie Eiſen und Stahl, wenn er worauf beſteht. Und wo ſoll das arme Geſchöpf gleich hin. Gott! Wenn er ſich doch nur zu rathen wüßte, wenn er ſie nur vor's erſte ihm aus den Augen bringen könnte.

In der Angſt rief er Elsnern, ſtellte dem die ganze ſchreckliche Lage vor, und bat, ihm zu rathen.

Elsner wußte gleich einen Rath: ich will ſie auf eine Weile zu mir nehmen, ſprach er.

Ach! Wollteſt Du das? fragte Söllinger entzückt, und umarmte ihn, ich würde Dir über Alles danken! Die Hand darauf!

Elsner gab ſein Ehrenwort.

Aber wie es ihr nun vorbringen! Söllinger kann's ihr unmöglich ſelbſt ſagen. Gott! Wie wird ſie erſchrecken! Elsner nimmt's über ſich.

Er ruft Dianen und Friedericken bei Seite, macht erſt einen kleinen Eingang, und macht ihr nun die ſchreckliche Nachricht bekannt.

Diana iſt bedenklich und zittert, und ſpricht leiſe und betend: Gott! ich hab' es gedacht! — Ach! die gefallne Tugend hat nirgends eine Ruheſtätte!

Es iſt ſchon geſorgt, ſpricht Elsner, ich nehme Sie zu mir!

Aber wenn wir den Onkle alle bäten, ſprach Friederike, die über Elsners Entſchluß äußerſt unruhig wurde.

Elsner war überzeugt, daß kein Bitten half, er war ſo eilig und ängſtlich dabei, als

ob Er aus dem Hauſe fort ſollte. Sie können bei mir ein paar anſtändig meublirte Stuben in Beſitz nehmen und ganz für ſich leben, iſt der Onkle fort, ſo gehn wir alle Tage hieher.

Gott! das geht ja gar nicht, proteſtirte Friederike.

Wie ſoll man anders helfen — es muß gehn, Sie kommen gleich mit mir!

Diana ſprach nicht ein Wort; ſie konnte nicht weinen, aber ſie war bleich und kalt vor Schrecken. So iſt die edle Hofnung zu einer ehlichen Verbindung, nach der ſie ſich immer ſo, als nach dem einzigen Mittel, ihr einigermaſſen wieder zu Ehre und guten Namen zu helfen, geſehnt hat, hin — ſo folgt denn ein Unglück nach dem andern der gefallnen Unſchuld, und doch opfert ſie mancher Mädchen ſo leichtſinnig hin.

Nun hatte auch Diana nicht einen Augenblick mehr Ruhe — wenn ſie nun nur erſt aus dem Hauſe wäre, und um Gottes willen bat ſie Elsnern, ſogleich mit ihr zu gehn, und lieber ihre Sachen nachkommen zu laſſen, und mit der Angſt eines Miſſethäters, der vom böſeſten Gewiſſen und von den Richtern ſich verfolgt glaubt, ſieht ſie ſich überall ſcheu und ſchüchtern um, und der kalte Angſtſchweiß ſteht ihr in dicken Tropfen

vor der Stirn — um Gottes willen, kommen Sie, ſpricht ſie zu Elsnern, der gern erſt von Söllingern noch Abſchied nehmen will — kommen Sie, und von der ſchrecklichſten Angſt gepeitſcht, eilt ſie jetzt allein, ohne auch Friedericken Adieu zu ſagen, fort; Elsner ſpricht erſt noch ein paar Worte mit Söllinger, und holt ſie erſt ein, da ſie ſchon einige hundert Schritte vom Hauſe entfernt iſt, und wie ein geängſtigtes Kind in der Irre ohne Weg und Steg zu halten, läuft.

Liebe Diane! ruft er hinter ihr her. — Um Gottes willen, ängſtigen Sie ſich doch nicht ſo — wer kann Ihnen etwas thun, es kann und wird noch Alles gut werden.

Gottlob! daß Sie da ſind, ſpricht ſie außer Athem, und drückt ihm bebend die Hand und klammert ſich ängſtlich an ihn.

Sie hat die ſchreckliche Angſt, die ſie aus dem Hauſe trieb, nachher nie beſchreiben können, es war ihr, als ob Mörder hinter ihr her wären, als ob Geſpenſter ſie verfolgten, und noch viel ängſtlicher — ſie hatte keine Worte dafür.

Ach! das muß ein harter, entſetzlicher Mann ſeyn, mich ſogleich zu verſtoßen — wo ſollt' ich

nun wohl gleich hin, wenn Sie, mein Erretter, mich nicht annähmen.

Söllinger hatte gar nicht Muth, mit Dianen zu sprechen; es war ihm zuweilen, als ob er sein ihr gegebenes Wort durchsehen müßte, und wenn zehntausend Onkles dawider wären, und als wenn das Bewußtseyn, als ehrlicher Mann gehandelt zu haben, ihm mehr werth seyn müßte, als die Tausende, welche vielleicht seinem Vermögen darüber verlohren gingen; aber er konnte sich jetzt nicht gleich besinnen, man muß ihm das verzeihen, es überraschte ihn zu sehr.

Der Onkle blieb vierzehn Tage da, Söllinger sah sich nicht eher nach Dianen um, bis er wieder fort war, Friederike hatte sie unterdessen einigemal, doch mit sichtbarer Kälte besucht, und Diana sah recht wohl, daß sie eigentlich nur kam, um Elsnern zu sehn.

Wie nun Söllinger das erstemal zu ihr kam, trat er mit Thränen herein: liebe Diana! ich kann nicht anders! Aber seyn Sie getrost, ich will Sie, wie ich kann, unterstützen.

Und vom Wiederzusichnehmen sprach Söllinger nicht ein Wort?

Nicht eine Silbe; er hatte ja seinem Onkle bei seiner Kavalierehre geschworen, sie nicht wie-

der

der in sein Haus aufzunehmen; er sah denn auch wohl, Diana war nichts weiter, als artig und dankbar gegen ihn, er hatte geglaubt, sie würde ihm, da sie ihn so lange nicht gesehn hätte, freudetrunken um den Hals fallen; aber sie war blos freundlich und dankbar für seine Güte, und er bemerkte deutlich, daß sie von Zeit zu Zeit schüchtern nach Elsnern hinsahe.

Man war wieder alle Tage beieinander, kam Elsner mit ihr nicht zu ihnen, so gingen sie hin.

Söllinger sah es immer mehr, daß Diana zurückhaltend gegen ihn war, und doch hatt' er nicht Muth, ihr darüber Vorwürfe zu machen; denn er hielt sich immer für treulos gegen sie. Freilich wohl, hofft er, daß der Onkle, der schon sehr bei Jahren war, bald sterben könnte, und er gab dies Dianen auch wohl mitunter zu verstehen: aber sie ward dadurch nicht zutraulicher, und so dankbar sie auch gegen ihn sich nahm, so freundlich und zuvorkommend sie sich auch gegen ihn betrug, so gab sie ihm doch fast deutlicher, als sonst zu verstehen, daß sie auf keinem andern Wege, als durch den Weg der Ehe, seiner Leidenschaft sich fügen werde.

Elsner hatte übrigens seinem Freunde Söllinger mit Hand und Mund versprochen, für die

Tugend Dianens zu wachen, und ſie ihm als die ſeine zu erhalten, und er hielt damit ſo gut Wort, daß Diana etwa nach vier Wochen alle ihre vorigen Schwüre, nie wieder von der Tugend abzuweichen, gebrochen, und ſich Elsnern völlig aufgeopfert hatte.

Darüber erſchrecken wir: — das iſt nicht möglich! — Aber es iſt nur zu wahr, und, was noch unmöglicher ſcheint und doch eben ſo gewiß iſt, es reuete Dianen nicht, und ſie machte ſich nicht einen Vorwurf darüber.

Soll ſie denn, hatte ſie gedacht, bei der eifrigſten Sorge, wieder gut zu werden, dennoch nicht als Gattin eines edlen Mannes werth werden, giebt ihr nun alles ihr Streben ihren einmal verlohrnen guten Namen nicht wieder, ſo will ſie auch weniger ängſtlich ſeyn. Dazu kam, daß Elsner ſich faſt noch beſſer auf das Verführen verſtand, als Söllinger.

Er hatte lange nicht das gute, ſanfte Herz Söllingers und nicht ſeine Delikateſſe gegen das weibliche Geſchlecht.

Er glaubte an die Feſtigkeit ihrer Tugend nicht, weil die wenigen Bekanntſchaften, die er gemacht hatte, zum Unglück nichts als ſehr leichtſinnige Mädchen waren, bei denen ihm Verfüh-

rung nicht ſchwer geworden war; er hatte außerdem ſehr freie Grundſätze, konnte ſie mit ſehr kühnen und blendenden Sophismen beſchönigen, und ſo gelang ihm, da er überhaupt nicht ſo ſchrittweiſe als Söllinger ging, und er es mehr verſtand, ihre Tugend zu beſtürmen, und ihr nicht Zeit zur Beſinnung zu laſſen, die Verführung bald.

Die wildeſte Leidenſchaft brach bald in ihr eben ſo gut als in ihm in wilde Flammen aus, ein ſittliches Gefühl nach dem andern ging in ihrer Seele ſchlafen, ſie war völlig verwildert wieder, und Söllinger ward, da er durch den Garten, den er offen gefunden hatte, ſie überraſchte, einmal Augenzeuge ihres ſchamloſen Benehmens.

Das hätt' er ſich nicht im Traum einfallen laſſen; kann ſie ſo tief ſinken, dacht' er, ſo will er ſie auch tief verabſcheuen, ſo ſey die Unterſtützung verflucht, die er ihr je wieder angedeihen läßt. Schändliche Betrügerin! ſprach er deßhalb im Zorne zu ihr, wandte ſich ab und ging zähneknirſchend fort.

Eben ſo rege ward bei dieſer Nachricht auch in Friederikens Bruſt der Abſcheu gegen Elsner ſowohl, als gegen Diana, Beide waren

waren aus ihrem Herzen gestrichen, das sind schändliche, heuchlerische Menschen! sprach sie, und freute sich über Söllingers Entschluß, sich nun auch ihrer nicht im geringsten mehr anzunehmen.

Bei Dianen war diese Sprache mehr Rache, bei Söllinger gekränkte Liebe; aber nun war auch sein ganzer Haß rege, und so leicht er sich sonst mit jemandem wieder aussöhnt, so will er nicht werth seyn, daß ihn die Erde trägt, wenn er sich mit diesen wieder aussöhnt. O Du schändlicher Heuchler! War das Deine treue Freundschaft! Du nichtswürdiges, elendes Geschöpf! War das Deine Tugend und Deine Zurückhaltung gegen mich! Verdienten das meine Wohlthaten an Dir! Ist das Deine Dankbarkeit, von der Du immer mit so vieler Zärtlichkeit sprichst?

Er konnte sich noch gar nicht beruhigen; wie hätt' er sich das je denken können! Nun weiß er's, die kaltblütigen gar zu vorsichtigen und versteckten Menschen sind Bösewichter, er will sie fliehen wie die Pest. Pfui! So könnte er nicht handeln, nie hat er einem liebenden Herzen sein Kleinod geraubt, noch nie hat er so schändlich an der Freundschaft gehandelt.

Söllinger war außer sich — wahrlich, er meinte es rechtschaffen mit ihr — ach! und hätte

ſie ihn, wie er ſie geliebt, er hätte es doch noch durchgeſetzt, ſie zu heirathen; aber Gott ſey Dank, daß er ſie nun entlarvt hat, o wie unglücklich wäre er mit einem ſolchen Geſchöpf geworden!

Nun, lieber Leſer, iſt Diana doch wohl ganz unter unſrer Betrachtung? Sie verdient wohl kaum Mitleiden?

Doch! Das verdient ſie noch. Sie fehlte, weil Gellerts Spruch ſo wahr iſt:

Erzitt're vor dem erſten Schritte,
Mit ihm ſind ſchon die andern Tritte
Zu einem neuen Fall gethan.

Der erſte Schritt war einmal geſchehn — mogte ihre Abſicht dabei damals noch ſo gut ſeyn, er hatte einmal ihr Herz leichtſinnig und unglücklich gemacht, hatte einmal Trieb und Leidenſchaft in ihr aufgewiegelt, hatte ihr einmal das Glück des guten Namens genommen, verfolgte ſie nun mit allen ſeinen ſtrafenden Folgen, ſie ſah, ſie konnte nicht wieder glücklich werden — ihre Unſchuld und Tugend war doch einmal dahin; alles ihr Streben, wieder gut und tugendhaft zu ſeyn, hat ihr nichts geholfen, dachte ſie, (es hatte ihr genug geholfen; denn es hatte ihr die Unterſtützung guter Menſchen erworben; aber das beherzigte ſie jetzt nicht mehr) ſie wird doch verachtet und verkannt

von jedem rechtschaffenen Manne, sie kann doch die Flecken nicht auslöschen, die ihr Name und ihre Ehre davon bekommen hat. Dazu kam, daß Elsner ihre ganze Leidenschaft rege zu machen, und durch seine frechen Sophistereien ihre Grundsätze zu beschwatzen wußte, Neigung zu ihm, und seine würklich schöne Figur gab seiner Verführung noch mehr Kraft, sie gab in einer schwachen Stunde, die er zu benutzen wußte, nach, und nun war der Schritt gethan, der schon deswegen oft wiederholt wird, damit man gar nicht zum Bewußtseyn seiner Erniedrigung und Entehrung kommen will.

Es hatte allerdings Elsnern Mühe gekostet, sie dahin zu bringen; aber er gab nicht eher nach, verfolgte sie so lange mit seinen frechen Ueberredungen, machte ihr Weigern so lächerlich, so thöricht, war so außer sich von Liebe zu ihr, betäubte sie so mit seinen Ueberredungen, daß sie fiel, eh sie es selbst wußte.

Söllingern war sie übrigens gram; ohne daß sie es gegen ihn äußerte, erwartete sie von ihm, daß er sein Wort halten sollte, und wenn tausend Hindernisse sich ihm entgegenstellten, seine Umtriebungen wurden ihr daher immer lästiger, und sie wünschte nichts mehr, als ihrer nicht zu

bedürfen. Sie dachte daher gleich Anfangs, da sie zu Elsnern ging, daran, sich irgend eine Stelle als Kammerfrau zu verschaffen, und so ihren Unterhalt zu verdienen; Elsner aber, der ihre Verführung im Sinne hatte, redete sie, was er konnte, davon ab, und Alles dies trug denn auch dazu bei, daß Elsner seine Absicht erreichte.

So war denn also Diana Elsners erklärte Maitresse. Ob sie es lange seyn wird? daran ist billig zu zweifeln, weil es nur sehr wenig Maitressen in der Welt giebt, die sich zu erhalten wissen.

So wie Elsners Leidenschaft mehr und mehr abgekühlt wurde, und der Reiz der Neuheit täglich mehr verlohren ging, so ward auch sein Betragen gegen sie kälter, weniger zuvorkommend und unfreundlicher.

Diana merkte dies recht gut, und weinte schon im Stillen oft darüber; aber was konnte sie thun, sie hing einmal ganz von ihm ab; denn er war jetzt ihr Ernährer und Wohlthäter, und wo soll sie hin, wenn er sie verstößt!

Elsner ward sogar oft hart und tyrannisch gegen sie, er erlaubte ihr nicht auszugehn, sie sollte mit Niemandem sprechen als mit ihm, sie sollte auch schlechterdings nicht weinen, er könne

es nicht leiden, und da Diana ihm einmal um den Hals fiel, und ihn bat, er möchte doch nicht so hart seyn, stieß er sie mit der Faust von sich.

Diese Behandlung nun, die im Maitressenleben übrigens gar nicht selten ist, aber Dianen denn doch noch nicht vorgekommen war, nahm ihrer Seele alle Hoffnung, je wieder glücklich zu werden, sie lag nun ganze Nächte und weinte, und wußte sich nicht zu trösten.

In dieser Lage, da sie eines Abends beinahe lautweinend vor ihrer Thüre auf- und niederging, lernte sie ein reicher, junger Mann aus der Stadt kennen, der von einem kleinen Spatzier Ritte da vorbei kam. Er hatte das Schluchzen gehört, und fragte sie nach der Ursach ihres Weinens.

Aus Noth und Armuth, sprach Diana, habe sie sich hier einem Manne ergeben, der sie schrecklich tyrannisire, und sie sey nicht im Stande, es länger zu ertragen.

Mädchen, die im Freudenhause gewesen sind, machen schnelle Bekanntschaften, pflegt man gewöhnlich zu sagen, ob sich dies auch auf Dianen anwenden läßt, überlass' ich dem Leser, und setze nun hinzu, daß freilich diese Bekanntschaft sehr schnell gemacht wurde, und daß das aufrichtige Geständniß, wer sie sey, und die offenherzige Aeuß-

ſerung, freilich ihr ſchönes Geſicht nicht zu vergeſſen, den jungen Mann mehr als gewöhnlich an ſich zog. Er ſtieg bald vom Pferde, ergriff mitleidig ihre Hand, und bat ſie, mit ihm nach ſeinem Hauſe zu kommen, er ſey hier im nächſten Dorfe Guthsherr.

Andere unſchuldige Mädchen würden davor zittern, Abends ſpät noch zu einem fremden, jungen Manne zu gehn — Diana zitterte nicht, weil ſie nicht mehr unſchuldig war; ſie ging zutraulich mit ihm.

Sie ſah es wohl an der ganzen Einrichtung, daß ſie wieder in das Haus eines ſehr vornehmen Mannes kam; Bedienten liefen von allen Seiten zu, überall glänzte Pracht und Aufwand; ſie merkte denn auch ſchon in der erſten halben Stunde, daß der junge Mann nicht blos mitleidig war, ſondern daß ſie hier die Rolle würde wieder anfangen müſſen, die ſie in jenem geendet hatte.

Er ſprach auch darüber noch in der erſten halben Stunde ganz ausführlich mit ihr, verſprach ihr ein gutes, monathliches Gehalt, und alle Ehre und Freiheit, die eine Gemahlin verlangen könnte, dieſem Antrage folgten einige Schmeicheleien, die aber ſehr lakoniſch waren, welches auch der ganze Mann zu ſeyn ſchien, und da nun der Kontrakt

geschlossen war, wünschte er auch nun sogleich seine Rechte auf sie geltend zu machen, er kündigte ihr an, daß er diese Nacht sein Bett neben dem ihrigen würde aufschlagen lassen.

Dianen schien dies, bei ihrer immer noch nicht ganz verlohrnen Schamhaftigkeit unmöglich, sich sogleich einem fremden Mann zu ergeben; aber was half hier alle Zurückhaltung, sie mußte hier sich schrecklich verleugnen; denn sie hatte sich ja als Maitresse bei ihm angekündigt, und so wird ihr Weigern Affektation genannt; was will sie auch, sie hat ja keinen Werth mehr, sie ist doch einmal ein gefallenes, elendes Geschöpf, sie hat nichts mehr zu verlieren.

Diese Gedanken zerbrachen ihr zwar das Herz; aber sie waren schon seit einiger Zeit daran Schuld, daß Diana sich tiefer in den Abgrund ihres Elends stürzte, und immer wieder davon abkam, sich auf eine andere Art ehrlich zu ernähren, und lieber die härteste Arbeit zu thun.

Sie machte sich wohl Vorwürfe, wie sie mit diesem Manne hatte so unbedingt mitgehen können; aber ihre Angst war auch heute Abend zu groß, Elsner hatte sie schrecklich gemißhandelt, blos weil sie Verlangen getragen hatte, Söllingers zu besuchen, welches er seit einiger Zeit nicht mehr

leiden wollte, und weil ſie ihm widerſprochen hatte; heute Abend, wenn er zu Hauſe kommen würde, hatte er gedrohet, würde er ſie erſt derb dafür züchtigen.

Um einer ſolchen grauſamen Behandlung zu entgehen, hatte ſie ſich eine ſolche Errettung willkommen ſeyn laſſen müſſen.

Ihr Herz blutete, es war zerriſſen von Schmerz und Harm; aber „ſie hat ja nichts mehr zu verlieren!“ dieſer Gedanke mußte die Thränen immer wieder zurückdrücken, damit biß ſie die Zähne feſter zuſammen, und verbiß die Schmerzen, die ſie über ihre Erniedrigung noch lebhaft genug fühlte.

Indem ſie noch ſo an ihre ſchreckliche Lage denkt, tritt ein junger Mann herein, der auf Befehl des Herrn Grafen kommt, ſie zu unterſuchen.

Diana macht große Augen, und weiß nicht, was er will.

Der junge Mann iſt ſehr beſcheiden, erklärt ſich alſo nicht näher, ſondern ſetzt nur hinzu, er müſſe freilich ſeine Pflicht thun.

Aber was wollen Sie denn? frägt Diana, erklären Sie ſich näher.

Jetzt wird er zutraulicher, und ſagt, daß dieſe Unterſuchungen gewöhnlich zum Vortheil der Damen ausfielen, wenn man nur gütig gegen den

Unterſuchenden wäre, und ſie habe nichts zu beſorgen, er werde ſchon ein gutes Zeugniß geben.

Er fängt jetzt an zutraulich zu werden, weil er in Dianens Weigerungen eine verſteckte Krankheit zu ſehen glaubt, wird unverſchämt, und Diana ſtößt ihn von ſich, daß er platt auf die Erde fällt. Wen denken Sie vor ſich zu haben?

Eine Maitreſſe, die ſich nicht ſicher weiß, antwortet er, und geht.

Hier eine kleine Anmerkung über dieſen Herrn. Er pflegte gewöhnlich bei einer ſolchen ihm aufgetragenen Unterſuchung, die er allemal nur unter vier Augen geſchehen ließ, ſelbſt vorher von der zu Empfehlenden ſich eine dergleichen geheime Gunſt auszubitten, und es gelang ihm gewöhnlich damit; diejenigen, die ſich wirklich nicht ganz ſicher wußten, machten ihn damit zu ihrem Freunde, und brauchten im Geheimen etwas von ſeiner Kunſt; und bei den andern, die ſich für völlig geſund hielten, ſchüttelte er entweder zweifelhaft den Kopf, und meinte doch, daß ſie ihm nicht ſo ganz geſund ſchienen, wie ſie vorgäben, dichtete ihnen wohl gar eine kleine Fehlerhaftigkeit an, und wußte ſich bei aller Menſchenfreundlichkeit alſo nicht gut zu rathen, wie er ihnen ein gutes Zeugniß geben ſollte, oder er verſicherte ſie

für die Zukunft, wenn sie etwa ihrem Herrn nicht gar zu treu blieben, seines Kunstbeistandes, und gewann so ihre Gunst. Hatte er ihnen denn einmal ein gutes Zeugniß gegeben, und ihr Herr fühlte sich denn doch wohl angesteckt, so kam natürlich die Schuld nicht auf die Maitresse, sondern auf ihren Herrn, der dieses Gift entweder schon lange im Körper gehabt haben könnte, oder andere Häuser besucht hatte; der Untersucher hatte immer eine Ausrede.

So dacht' er's denn auch mit Dianen zu machen; dennoch war er so keck, sogleich zum Grafen zu gehn, und ihm die Unverschämtheit, mit der sie ihn von sich gestoßen hatte, zu melden.

Der Graf war aufgebracht, und trat mit dem Wundarzt zu Dianen herein: wenn Sie sich sicher wissen, liebes Mädchen, sprach er, so können Sie sich das wohl mit Ruhe gefallen lassen.

Diana entschuldigte sich, sie glaubte zwar, sich dem Herrn Graf verbindlich machen zu müssen, aber keinem fremden; sie wisse überhaupt nicht, was der Mensch von ihr wolle.

Der Graf war denn so schamlos, ihr es geradezu zu erklären. Diana hörte es mit Abscheu und erröthete davor: ich bin kein solch ein liederliches Mädchen, sagte sie mit einer Miene

und einem Tone voll Würde; aber der Graf verstand dergleichen an solchen gemeinen Leuten nicht; denn Würde können nach seiner Meinung nur große vornehme Menschen haben, und setzte deßhalb hinzu: ich bin schon zu oft angeführt, das unschuldigste Gesicht trügt.

Da war denn also Diana an den rechten Mann gekommen; Gott! wir schämen uns in ihre Seele hinein, so soll sie sich erniedrigen? Das ist abscheulich!

Nein! es war Dianen unmöglich, so schamlos war sie noch nicht, sich dies gefallen lassen zu können — was traut man ihr zu! Für ein so schändliches Geschöpf hält man sie hier? Und bei diesem Gedanken überfiel sie eine Art von Wuth, die zugleich verzweiflungsvolle Angst zu seyn schien, sie ballte zitternd beyde Hände, und trat bebend vor den Feldscherer hin: Nichtswürdiger! unterstehn Sie sich und rühren Sie mich an!

Und was that der Graf? Erkannte er hierin nicht, daß Diana nicht zu den gewöhnlichen Geschöpfen der Art gehörte?

Nein! Er war zu stumpf, um so etwas unterscheiden und würdigen zu können; er war aufgebracht, und hieß ihr zu gehen, wo sie herze-

kommen ſey, er werde ſich mit keinem unreinen Geſchöpf einlaſſen.

Gott! Wo nun hin! Sie bebt zuſammen bei dem Gedanken, da es ſchon ſpät Abends war; aber ſie ging.

Als ſie kaum einige Schritte vom Hauſe entfernt war, rief ihr eine weibliche Stimme nach. Es war die Köchin des Grafen, ein ehrliches, gutes Mädchen: nehmen Sie mir's nicht übel, Sie kommen mir ſo bekannt vor, und Sie dauren mich, ſind Sie nicht dort auf dem Guthe bei Söllingers geweſen — du lieber Gott! Wie ſind Sie denn dazu gekommen, daß Sie bei unſerm gnädigen Herrn gehn wollen, ich habe Sie ja immer ſo loben gehört, danken Sie Gott, eine ſolche Perſon hat's bei ihm toller, als das liebe Vieh — du lieber Gott! Wie ſind Sie denn ſo weit gekommen, Sie dauren mich, Sie ſind wohl unglücklich geworden?

Diana hatte erſt nicht die Geduld, auf ſie hören zu wollen; aber ihr gutmüthiger Ton und ihr zutrauliches Weſen nahmen ſie für ſie ein, ſie erzählte ihr kurzlich, daß ſie hätte Söllingers Gattin werden ſollen, daß es der Onkle nicht zugegeben und ſie verſtoßen hätte, und daß ſie darauf in die Hände eines grauſamen Menſchen gefallen ſey,

dem zu entgehn, ſie zu dieſem verzweiflungsvollen Schritte gekommen ſey.

Dies aufrichtige Geſpräch machte das gute, ehrliche Mädchen nur noch geſprächiger und mitleidiger.

Wo wollen Sie denn nun in der Nacht hin?

Ich bleibe unter'm freien Himmel.

Ach du lieber Gott! Sie verkommen ja ganz. Man muß doch ſeine Ordnung haben, es wird ja noch Alles wieder gut werden. Hören Sie, ich habe eine gute, rechtſchaffene Mutter, die wohnt dort unten im Dorfe, es iſt eine alte Wittwe, da wollt' ich Sie wohl hinbringen, daß Sie doch nur die Nacht unterkommen, Sie müßten denn vorlieb nehmen, wie es bei einer ſolchen alten Frau iſt, die wohl einen kleinen Zehrpfennig ſich geſpart hat, aber die doch Wolle dabei ſpinnen muß.

Diana ließ ſich's gern gefallen und das gute, ehrliche Mädchen trat mit ihr gleich den Weg an.

Das alte Mütterchen ſtopfte ſich, obgleich es ſchon nahe an zehn Uhr war, noch ein Loch im Strumpfe zu, und verwunderte ſich über den Beſuch, war aber gleich freundlich zur Aufnahme, und beherbergte Dianen herzlich gern, und gab ihr von ihren Betten die Hälfte ab.

Diana

Diana vertraute ſich bald dem neugierig fragenden Mütterchen an, verſchwieg aber ſorgfältig, daß ſie vorher ſich ſchon einem ſolchen Leben geweiht habe, gab ſich nur für verwaiſt und für unterdrückt an, und wurde von der alten Frau mit Freudenthränen gelobt, daß ſie ſich das liederliche Leben mit dem Grafen nicht habe wollen gefallen laſſen.

Diana weinte die ganze Nacht, und die alte Mutter ſchlief ſüß die ganze Nacht, und hörte es nicht.

Sie will ſich nun alle Mühe geben, ehrlich wo unterzukommen, und ſollte ſie auch die härteſte Hausarbeit thun müſſen, die gute Perſon, die Köchin des Grafen, wird ſich ſchon erkundigen, und ihr eine Stelle empfehlen; auf ſie hatte Diana alle Hoffnung.

Gegen Mittag des andern Tages, tritt ein vornehmer Mann in das ärmliche Stübchen der Mutter herein. Wer iſt es? Der Graf! Der Graf, der geſtern Dianen von ſich wies.

Sie wundern ſich vielleicht, ſprach er, daß ich nach meiner geſtrigen Unfreundlichkeit heute zu Ihnen komme; ich denke Unrecht wieder gut zu machen, ich habe Sie für ein gewöhnliches, freches Geſchöpf gehalten, und mit dergleichen macht man

natürlich nicht viel Umſtände, und leidet die Ziererei nicht gern, ich habe heute Morgen etwas Näheres über Sie erfahren, und ſo geſteh' ich, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Ich bin weit davon entfernt, wahre Schamhaftigkeit zu mißbrauchen, ſo wenig ich im Stande bin, die Unſchuld zu verführen, ich ſehe, Sie bedürfen Beiſtand, ich will Ihnen den gern geben, wenn Sie ihn von mir annehmen wollen, Sie können als Ausgeberin mit einem guten Gehalte zu mir ziehn, und ich werde Ihnen nie etwas entehrendes anmuthend ſeyn.

Ach! wenn Sie das wollten, ſprach Diana, und die alte Mutter präſentirte dem gnädigen Grafen ihren kleinen Wollſchemel, ihr beßtes Geſäß.

Sie können noch heute anziehn, da mir's an einer ſolchen Perſon in meiner Wirthſchaft fehlt.

Und Diana ergab ſich ihm, erkundigte ſich nicht erſt weiter? — Diana bat ſich Bedenkzeit aus.

Das wundert uns doch wohl mächtiglich; aber die Beſtürzung und der Schreck ſprach dies mehr aus ihr, als die ruhige Ueberlegung.

Der Graf beſchenkte das Mütterchen mit einem harten Thaler, und ſagte: ſie ſolle dafür ſich und Dianen Mittag etwas zu Gute thun, und wenn es aufgezehrt ſey, nur zu ihm zu kommen und ſich mehr von ihm zu holen, und ging mit freundlichem Abſchied.

Die alte Mutter war nun ganz Lob von ſeiner gnädigen Herablaſſung, und rieth ihr, das ja anzunehmen; denn ſo ein Herr halte Wort, und ſie gehe ihn dann weiter nichts an, wenn ſie ſeine Dienſte ordentlich verrichte.

Ohngefähr eine Stunde nachher, kam auch das gute, ehrliche Mädchen, die Tochter der alten Mutter, und redete Dianen außerordentlich zu; denn alle übrigen, ſagte ſie, hätten es ſehr gut bei dem Grafen, nur die Maitreſſe nicht, die immer um ihn ſeyn müſſe, und Diana war entſchloſſen, die Stelle anzunehmen; ſie ging gleich mit ihr.

Sie fand es ganz, wie man es ihr geſagt hatte, und alle im Hauſe waren mit ihr zufrieden.

Schon war ſie vierzehn Tage da, der Graf hatte ſie immer äußerſt freundlich angeſehn, heute bat er ſie, zu ihm zu kommen.

Diana ging zutraulich zu ihm.

Er wünſchte nichts, als nähere Aufſchlüſſe über ihre Geſchichte; er fragte ſie ganz offenherzig, ob ſie noch völlig unſchuldig ſey, und um in jeder Hinſicht aufrichtig gegen ihn zu ſeyn, und nicht als Lügnerin erröthen zu müſſen, wenn er es dennoch erführe, daß ſie im Freudenhauſe geweſen ſey, geſtand ſie ihm offenherzig, daß ſie es nicht mehr ſey, und vertraute ihm ihre Geſchichte, ihren Hauptſachen nach.

Der Graf gewann ſie nun äußerſt lieb; aber noch fühlte er nicht für ſie das wilde Feuer der Wolluſt.

Nach und nach fachte denn der Gedanke: ſie iſt ſchon verführt, dieſes Feuer freilich an, und der Graf war nach vier Wochen nicht mehr ſo, als Anfangs, der blos gnädige Herr; er fing an, Dianen zu ſchmeichein, ſie zu beſchenken, und er hatte ſich bei dem Allen ſo in Reſpekt auch bei ihr zu ſetzen gewußt, daß ſie ihm aus lauter Ehrfurcht, eine Gunſtbezeugung unkeuſcher Art nicht abzuſchlagen wagte.

Ach! Gellert hat ſo recht: iſt der erſte Schritt gethan, dann folgen die andern nur zu leicht.

Der Graf machte den Schritt mit Geſchenken wieder gut, und dieſe bahnten zu ähnlichen

den Weg; Diana war alſo wieder auf ihrer vorigen Laufbahn; ihr Geſchick ſchien ſie nicht davon fort haben zu wollen.

Demohngeachtet, und obgleich alle es merkten, genoß Diana der Liebe und Freundſchaft Aller im Hauſe, vom Größten bis zum Kleinſten, und auch der Graf erlaubte ſich die Launen gegen ſie nicht, die er ſonſt wohl ſeiner vorigen fühlen ließ. Da ſie nicht immer um ihn war, und die Wirthſchaft faſt den ganzen Tag über ihre Gegenwart nöthig machte, ſo blieb ſie ihm mehr etwas Neues, und ihre Schamhaftigkeit und Beſcheidenheit, die ſie bei ihren Aufopferungen dennoch ſich heilig ſeyn ließ, trug zu ihrer beſſern Haltung allerdings auch ſehr vieles bei.

Bei allen dem hatte der Graf manche Sonderbarkeit, wovon wir nur eine erwähnen wollen, weil ſie von wichtigem Einfluß auf Dianens Leben wurde; er hielt bei ſeinen Domeſtiken ſehr auf äußere Religion; wer keine Religion hat, ſprach er, kann mir nicht treu dienen, und er hatte darin wohl recht, nur mußt' er das Ceremoniell der Religion nicht mit wahren, edlen Handlungen, welche die Religion lehrt und empfiehlt, verwechſeln. Das Ceremoniell war aber

bei ihm die Hauptsache; fleißig singen und beten mußten seine Leute, dann hatt' er sie gern; wer ihm daher recht gefallen wollte, betete und sang überall laut, und lachte sich nachher in der Abwesenheit des Grafen satt darüber.

Dazu rechnete er nun vor Allen auch fleißiges Kirchengehn. Er selbst ging darin mit einem guten Beispiel voran, und glaubte damit Alles zu thun, und ein wahrer Christ zu seyn; war doch da Vergebung für alle seine Sünden.

Auch Diana mußte deßhalb fleißig in die Kirche gehn, wenn sie in seiner Gnade bleiben wollte.

Der Prediger des Dorfs, den er mit seinem Hause zu besuchen pflegte, war ein rechter Gesetz- und Bußprediger, wie sich der Graf ausdrückte, der sagte recht scharf die Wahrheit, und so war's ihm lieb, wenn er den Grafen nur in Frieden ließ.

Der Mann konnte schreien, daß einem die Ohren gellten, und zerpaukte den ledernen Kanzelpult derb, das gefiel den Leuten an ihm; darüber fingen sie an zu weinen und zu heulen, noch mehr, wenn er ihnen keine Gnade gab, wenn er sie bis an den Abgrund der Höllen verfluchte, und die Böcke zu seiner Linken stellte, und ihnen zu-

rief: ich habe euch noch nie erkannt, geht von mir in das ewige Feuer, wo Heulen und Zähnklappen ist.

Dies brachte er fast in allen seinen Predigten an, denn dabei konnt' er so recht wild thun, und mit Feuereifer über seine Zuhörer kommen.

Solch ein Mann mit großen Faustbacken war der beliebte Prediger des Grafen; da er fest an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubte, so glaubte er seine Gemeinde auch stets davor recht warnen zu müssen, daß sie nicht kämen an den Ort der Quaalen. Er predigte daher immer von ganzer Seele, und diese Stellen, die er mit rechtvortretenden Augen und recht kirschbraunem Gesicht ausschriee, waren auch nur immer das einzige, was er in seiner Predigt selbst machte, sonst riet' er die alten Postillen Jahr aus, Jahr ein. Sein Küster hatte sich dagegen bei einem guten Glase Wein einmal etwas geäußert und unter der Blume davon gesprochen; aber der Herr Pastor setzte im Feuereifer das Glas so derb auf den Tisch, daß es zersplitterte: Alles, Herr! kommt auf die Anwendung an, rief er ihm entgegen.

Ja, ja! das ist wahr, sprach der erschrockne Küster, darin sind der Herr Pastor stark — ei,

ei! ei, ei! Was haben die Leute den Sonntag geweint!

Ja, ja! meinte der Herr Paſtor — ich muß die Schaafe retten, die mir der Hirte gegeben hat.

Da hatte denn freilich der Herr Paſtor ſehr recht, das waren auch immer des Herrn Grafen einzige Worte.

Einen Sonntag hatte er: die Strafen der Unkeuſchheit, zu ſeinem Text gewählt, das war ſo recht für ihn, dabei will er nun gleich ſchreien, daß den Leuten die Seele zittern ſoll. Noch dazu hat er aus Borius Poſtille darüber eine rechte ſcharfe Predigt abgeſchrieben, worin der Sünder ganz zerknirſcht wird und gar keine Gnade erhält Angſt und bange ſoll den Leuten dabei werden, endlich wird es ihm doch gelingen, ſeine Gemeinde zu bekehren.

Mit grimmigen Augen ſtieg er daher auf die Kanzel, der Graf und Diana und mehrere ſeiner Leute waren in der Kirche.

Wir haben vergeſſen zu ſagen, daß er mit dem Kantor vorher ſchon geſprochen hatte, daß er die Orgel recht zuſammenreiſſen ſollte bei dem Geſange: „O Ewigkeit, du Donnerwort! Du Schwerdt, das durch die Seele bohrt!“ — es

müſſe nun gleich gehn, daß den Leuten Hören und Sehen verginge.

Statt des Gebets, das er ſonſt dem Eingange ſeiner Predigten voranzuſchicken pflegte, that er gleich, nachdem die Orgel den letzten Schall gab, einen harten Schlag auf die Bibel, und ſchrie aus Leibeskräften: die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten! Amen.

Und nun war er ſtill und hielt lange inne.

Es erſchütterte die Zuhörer gewaltig; denn das war ihnen noch gar nicht vorgekommen! Es war ein Donnerſchlag!

Sie ſahen ſich alle einander an, als wollten ſie ſagen: was wird das heute für eine gewaltige Predigt werden!

Diana erbebte bei dieſen Worten in ihrem Innerſten; ihr Eindruck war bei ihr gewaltiger, als bei irgend einem in der ganzen Gemeinde; denn der Prediger hatte einen ſchrecklichen Blick auf ſie dabei gerichtet.

Nach dieſer Pauſe fing er endlich an: wollt ihr wiſſen, wo es ſteht, und daß es Gott ſagt, ſo ſchlagt auf in der Bibel und leſet's da und da! — — Ihr werdet doch wohl alle die Bibel bei Euch haben, hoff' ich, oder habt ihr Schelmſtücke und Karten in der Taſche? (Nota bene, dies

ſtand nicht in der alten Poſtille, dies war ein Zuſatz aus dem höchſteigenen Kopfe des Herrn Paſtors.) Aber er that bei den Bauern ſeine größte Würkung, und ſie erzählten ſich und jedem Fremden noch viele Jahre davon, mit dem Zuſatze: ſo ein Mann iſt unſer Prediger!

Und nun hielt er die Poſtillen-Predigt, die er treu im Gedächtniß hatte. Die Unkeuſchen erhielten darin keine Gnade, ſie wurden dem Teufel und ſeinen Engeln übergeben, wenn ſie nicht bald umkehrten, und ſich in Sack und Aſche thäten, und ihre Sünden abbüßten.

Die alte Poſtille mochte aber ſeyn, wie ſie wollte, ſo hatte ſie doch, außer den Donnerworten, mit denen ſie das Herz des Sünders zerknirſchte und den armen Sünder zur Verzweiflung brachte, das Gute, daß ſie die Folgen und den Schaden der Sünde ſchon in dieſem Leben, oft mit eben ſo ſchrecklichen als wahren und treuen Farben ſchilderte, und das war denn auch bei dieſem Texte ſehr richtig und eindringend geſchehen. Dem Unkeuſchen folgten alle Quälgeiſter nach, das böſe Gewiſſen, die Verachtung des Rechtſchaffnen, der Fluch der gefallnen Unſchuld, ihr ganzes verkümmertes Leben, ihre verlohrne Jugendfreuden, die Flüche der dadurch gekränkten Eltern; dann

kamen mit ihren Geiſſeln, der geſchwächte, entnervte Körper, die anſteckende Seuche, die Armuth, die aus der, der Unkeuſchheit ſo gewöhnlich zur Hand gehenden Verſchwendung entſteht, und nach vielen Leiden und Quaalen, die das unkeuſche Leben erzeugt und erzeugen kann, und nach den treffenden Schilderungen, wie unglücklich ein Herz iſt, das durch Leidenſchaften beſtändig geſtöhrt und zerriſſen wird, welch ein elender Sclave ſeiner Lüſte ſolch ein Menſch iſt, kam dann endlich die unbarmherzige, letzte Krankheit, mit allen ihren Martern und Quaalen, hinter welcher der Kranke den bleichen, ſchrecklichen Tod mit ſeinem Knochengerippe herſchreiten ſieht, und dicht vor ihm das quälende Gewiſſen mit ſeinen Geiſſeln und Zangen, gegen welche glühende Zangen nichts ſind, und um den Tod herum die Geiſter der Verſtorbenen, die Rache fordern gegen den Sünder, der ihre Familien ſo beſchimpft hat, und die gequälten Geiſter der Hölle, die durch ihn unglücklich geworden ſind — alle dieſe ſieht ſein ſterbendes Herz, er kann es nicht mehr beſchreiben, aber ſie ſtehn an ſeiner Seele und drängen ſich an ihn, das ſeht ihr, rief er aus, an den ſchrecklichen Geſichtern, die der gottloſe Sünder bei dem herannahenden Tode macht — bis denn

der bleiche, hagre Tod ſich auf ihn wälzt, und ihn unter ſich erdrückt.

Die Haare ſtanden den Zuhörern dabei zu Berge; alles war ſo ſchrecklich geſchildert, die Worte waren ſo einſchneidend und zerquetſchend, der Schweiß ſtröhmte dabei dem Eiferer vom Geſichte herunter, er zerriß ſich im Eifer beinahe das Chorhemde, krallte ſeine Hände, wenn er die Quälgeiſter ſie krallen ließ, ballte ſie zu drohenden Fäuſten, wenn die Geiſter ſie ballten, und warf ſich, als er den Tod ſich auf den Gottloſen wälzen ließ, ſo ſchrecklich weit über die Kanzel herüber, daß einige Frauen, die dicht unter der Kanzel ſaßen, unwillkührlich den Kopf bückten, weil ſie glaubten, er ſtürze auf ſie herab.

Das war denn Alles von ſchrecklichem Eindruck; alle waren kalt und zitterten.

Aber die Predigt war noch nicht zu Ende. Nun kam erſt die Anwendung, die der Herr Paſtor ſelbſt gemacht hatte; denn er hatte ſich auf dieſe Predigt ganz beſonders Mühe gegeben. Ich kenne Euch, rief er mit erſchütternder Stimme, die ihr dem liederlichen Leben ergeben ſeyd, und nicht hören wollt, bis ihr fühlen werdet! ich kenne Euch!

Und nun drohte er mit der Fauſt; der Graf war ganz blaß, und es war ihm, als wenn er ſeinen Namen ſchon nennen hörte.

Ich kenne Euch! wiederholte er zum drittenmale. Ach! wenn Eure Eltern aufſtehn ſollten! Aber ſey nur nicht ſo ſicher, Du ungerathene, abſcheuliche Tochter! Dein Vater hat Dich ſchon lange vor dem Richterſtuhle Gottes angeklagt, die quälenden Höllengeiſter ziehen ſchon heran! War's nicht, als wenn er Dianens Geſchichte wußte, und ſie meinte.

Diana fiel in Ohnmacht — die Nachbaren ſahen es, und es machte eine kleine Stöhrung in der Kirche.

Regt ſich Euer böſes Gewiſſen! brüllte da der Paſtor, der die wahre Urſache nicht wußte; denn der Fenſterſtuhl, worin der Graf ſaß, war höher als die Kanzel, und ſtand mit in dem oberſten Chore der Kirche.

Indem nun die Bedienten ſchnell nach Waſſer und Weineßig liefen, ward man immer unruhiger in der Kirche. Der Herr Paſtor ſah denn wohl, daß es dort oben im Fenſterſtuhl nicht recht richtig war, und freute ſich, daß er einmal ſo durchgriff; denn auf den Grafen und ſeine Charmante (wie er ſich ausdrückte) war's vorzüglich gemünzt. Warte!

Nun will ich dir die Hölle recht heiß machen) — Gott und sein Wort wollt ihr nicht hören, brüllte er wieder los, seine Diener verachtet Ihr! Was! das soll Gott länger so mit ansehn. Hört Ihr, wie er schon ruft: ich habe Euch noch nie erkannt, geht von mir in das ewige Feuer! Was! das soll Gott länger so mit ansehn, Ihr Hurer und Ehebrecher, Ihr liederlichen Metzen und Weibsbilder, Ihr Säufer und Betrüger, (seine Stimme wurde mit jedem Ausrufe brüllender) Ihr unzüchtigen Böcke!

Hier hielt er völlig ermattet eine ganze Weile inne, Alle hingen den Kopf, wie Schafe im Gewitter — und Alle fuhren vor Schrecken hoch auf, da er mit einem gewaltigen Schalle die Bibel zuschlug, und nun noch einmal fürchterlich brüllte: die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten, Amen!

Da hatte fast keiner mehr Athem — man seufzte tief herauf, man sah sich einander starr und dumm an; der Graf zitterte an Händen und Füßen, Diana erholte sich so eben aus ihrer Ohnmacht; und nach und nach flüsterte einer dem andern in's Ohr: ‚du allmächtiger Gott, das war eine gewaltige Predigt! Allen lief's noch eiskalt

durch den Rücken — und eine Weile nachher erſt flüſterten ſie ſich hier und da zu: haſt Du den Grafen wohl geſehn, der ſoll's wohl fühlen!

Der Graf dankte Gott, daß der Herr Paſtor endlich fertig war, das könnt' er nicht länger aushalten — der weiß dem Menſchen recht an's Herz zu greifen, dacht' er, und ihn fror dabei, als ob er's Fieber hätte.

Der Graf war bei allem dem doch ein gutes Schaaf — und der Herr Paſtor hatte ihn heute einen Bock genannt, das war bei dem Allen doch nicht recht. Aber was will er machen! Er muß ſich den Mann zum Freunde erhalten, und er ſiegelte ihm, ſobald er ſich nur etwas erholt hatte, vier Friedrichsdo'r als ein kleines Geſchenk für ſeine herrliche Predigt ein.

Der Herr Paſtor nahmen es mit Dankbarkeit an.

Die arme Diana mit ihren feinen Nerven thut ihm nur leid, die hat er zu ſehr angegriffen; ſie wollte auch heute nicht eſſen und nicht trinken.

Auf Dianen hatte die Predigt einen fürchterlichen Eindruck gemacht; ihr Gewiſſen erwachte mit allen ſeinen Vorwürfen, womit es ſie ſchon ſonſt bis zur Verſtandesberaubung gequält hatte, und der Gedanke an ihren Vater, den der Predi-

ger ſo fürchterlich ſtark ihr ins Gedächtniß zurückgerufen hatte, lag wie ein Berg auf ihrem Herzen, ſie konnte darunter kaum athmen.

Alle die Leiden, die ſie ihm gemacht, ſeine Vorwürfe ſtanden jetzt vor ihrer Seele und marterten ſie — ach! nun ſah ſie denn auch ganz den fürchterlichen Abgrund wieder, in den das Laſter der Unkeuſchheit ſie geſtürzt hatte, ſah nun die Quaalen und Strafen, die ihr noch folgen würden, ſah ſich verworfen von rechtſchaffenen Menſchen und von Gott, ſah ſich in der ſchrecklichſten Todesſtunde, ſah ſich vor Gottes Richterſtuhl, hörte ſich verdammt, fühlte ſich ausgeſtoßen in die Finſterniß, verflucht von Vater und Mutter. — Gott! Wo iſt ſie! Sie kann ſich nicht beſinnen.

Sie verriegelte die Thür, warf ſich auf's Bett, ach! ihre Seele war unter einer ſchrecklichen Folter — wie will ſie wieder Ruhe und Freude finden!

Dianen ging es wie allen Leichtſinnigen; wenn etwas einmal Eindruck auf ſie macht, ſo benimmt dieſer Eindruck ſie denn auch ganz; aber eben ſo ſchnell verbrauſt er auch gewöhnlich wieder; ob dies auch bei Dianen der Fall ſeyn wird? es ſcheint nicht ſo.

Der

Der nagenden Reue über ihr bisheriges Leben folgte ein ſtarrer Tiefſinn; ſie gab ſich für krank aus, und blieb mehrere Tage in ihrem Bette.

Sie war in einer ſchrecklichen Stimmung und der Verzweiflung nahe, wo ſoll ſie wieder Ruhe, wo wieder Troſt finden!

Die gute, redliche Köchin beſuchte ſie, und weinte theilnehmend an ihrem Bette; es war ein gutes, verſtändiges Mädchen, und ſie merkt es wohl, daß es Dianen an Ruhe der Seele und an gutem Gewiſſen fehlte; ich ſehe ſchon, ſprach ſie, Sie paſſen für ſolche Laye nicht, nehmen Sie mir's nicht übel, was ich Ihnen ſchon geſagt habe: lieber die härteſte Arbeit thun!

Ja, das will ich, ſprach Diana entſchloſſen.

Nun ſah das gute Mädchen denn wohl deutlich, daß ſie's getroffen hatte, und ſie rieth ihr darum, ſich loszureiſſen, ſie ſey eine ſchöne, junge Perſon, die noch überall ihr ehrliches Unterkommen finden, und ſo noch einmal einen braven Mann bekommen würde.

Diana hatte keinen Glauben daran; aber es ſchien ſie doch etwas zu beruhigen; wenigſtens ward von dieſem Augenblicke, der Entſchluß, zu dienen, reger, als je in ihr.

Ja, das war das einzige Mittel, ſich von dieſem Abgrunde, an dem ſie ſchwankte, zu erretten!

Es ward ihr wohl bei dieſem Gedanken, und gewiß! er ſoll That werden! ſie hat jetzt die beſte Gelegenheit, ihn auszuführen, das Geld, was ſie ſich erſpart hat, und was ſie an Geldes Werth hat, konnte ſie eine Zeitlang wohl erhalten, bis ſich eine gute Gelegenheit findet.

Sie will weit fort von hier, wo Niemand ſie kennt und von ihrem bisherigen Leben weiß, will Gutes thun, ſo viel ſie kann.

Was ſie noch mehr in dieſem Gedanken beruhigte, war eine gedruckte Predigt, die ſie bei dem Aufräumen in ihrem Koffer noch fand; die erſten Blätter waren davon abgeriſſen; ſie wußte alſo nicht, wer ſie gehalten hatte; aber das galt ihr auch gleichviel; mehr fielen ihr die gedruckten Worte: Gott iſt die Liebe, das Thema der Predigt in die Augen.

O das klang ſo erquickend, das muß ſie leſen!

Dieſe Predigt war ganz das Gegentheil von denen, wie ſie der Prediger des Dorfs gewöhnlich hielt; in ihr herrſchte der Geiſt der Sanftmuth und tröſtenden Religion.

Deutlich und lebendig war darin gezeigt, daß Gott nur immer das Beſte ſeiner Menſchen wolle, daß er kein erzürnter, Rache nehmender Richter ſey, daß ſich von einem unveränderlichen Gott weder Zorn noch Rache denken laſſen könne, daß er nicht mit Wohlgefallen ſtrafe, ſondern nur die Folgen unſerer Handlungen eintreten laſſe, welches er nicht ändern könne, wenn er nicht Wunder thun wolle, und welches er nicht ändern wird, weil Unglück und Leiden uns weiſe und beſſer machen, daß Gott nur zu unſerm eigenen Wohle ſeine Religion uns gab, daß nicht ihm, ſondern uns durch die Befolgung ihrer Lehren Nutzen entſteht, und daß unſere Tugend mit unſerer Glückſeligkeit eben ſo feſt, als Laſterhaftigkeit mit Unglück und Elend verbunden iſt.

Gott iſt die Liebe! wurde darin dem Sünder und dem Fehltretenden zugerufen; aber er kann ſeine Liebe an Dir nicht anders thätig zeigen, als wenn Du von der Bahn des Laſters und der Miſſethat Dich entfernſt, wenn Du wieder ein guter Menſch wirſt, wenn Du, ſoviel Du kannſt, wieder gut machſt, und durch Redlichkeit und Ausübung der Tugend ſeiner Segnungen wieder empfänglich wirſt.

Ach! das tröſtete Dianen unausſprechlich; ſo kann ſie denn alſo Gottes und ſeiner Liebe wieder werth werden, wenn ſie nur nicht mehr fortfährt, leichtſinnig und ſchlecht zu handeln; wenn ſie denn auch leider ſo vieles nicht wieder gut machen kann, ſo kann ſie doch von nun an beſſer handeln, und ſo wieder etwas Ruhe und Freudigkeit gewinnen, ſo kann ſie zum Gott der Liebe hoffen, daß er ihr Herz darüber beruhigen wird, daß ſie nicht Alles wieder gut, und das Geſchehene nicht ungeſchehen machen kann, ſo kann ſie ja noch einmal ihres Lebens froher werden, und den Geiſt ihres Vaters mit ſich verſöhnen.

Gott! Was iſt ihr das für ein Troſt! ſie weiß gar nicht, wie ſie die herrliche Predigt in ihren Koffer bekommen hat; ſicher iſt ſie von Söllingers mit hergekommen, und bei ihrem Zeuge und Stick- und Nähmuſtern mitgegriffen. Es war, als wenn Gottes Hand ihr dieſen Troſt reichte; o das ſoll gewiß viel Gutes in ihr hervorbringen, nun will ſie nicht verzweifeln, ſie will nun ihre Lebenstage noch wohl anwenden, das iſt beſſer, als wenn ſie dieſelben durch Verzweiflung abkürzte, und dadurch ſich alles das Gute, was ſie nun noch thun kann, abſchnitt.

Sie hatte ſich vorgenommen, heimlich von hier fortzugehn, und ſie wird daran nicht Unrecht thun, denn ſie wird nichts nehmen, als was ihr gehört, und will gern ihr Gehalt da laſſen — der Graf möchte ſie nur von ihrem guten Vorſatze zurückhalten.

Ganz in der Stille packte ſie einige ihrer nöthigſten Sachen zuſammen, und machte ſich ſo zur Reiſe fertig.

Doch, ſie will wenigſtens Rechenſchaft von ihrem Weggehn geben, und einen kleinen Brief hinterlaſſen.

Sie ſchreibt:

Herr Graf!

Sie wünſchten immer, daß ich noch einmal recht glücklich würde; ich habe jetzt eine gute Ausſicht dazu, ich verlaſſe daher ihren Dienſt.

Indem klopfte jemand an die Thür.

Sie fuhr zuſammen; aber es kam Niemand herein, es iſt verſchloſſen.

Darf ich herein kommen? Es war die Stimme des Grafen.

Geſchwind warf ſie die Sachen fort, ließ aber das Papier liegen, und indem trat der Graf

herein; — die Thüre war wider Dianens Willen unverriegelt.

Sie ſtand da, war bleich und zitterte.

Wie geht's, Diana, noch nicht beſſer? Erſchrick nicht vor mir, gutes Geſchöpf, ich werde Dir nichts Leides thun, ich habe Dich die Tage nicht ſtören wollen, was ſchreibſt Du?

Der Graf hatte das Papier ſchon in der Hand, da ſie es verſtecken wollte, und las:

Das wollteſt Du thun? ſprach er.

Diana zitterte, und konnte nicht ein Wort ſprechen.

Sey aufrichtig Diana gegen mich, ich will es gegen Dich auch ſeyn! Nicht wahr! Du biſt nicht eigentlich krank?

Diana (leiſe.)

Mir iſt jetzt wieder beſſer.

Der Graf.

Weil Du mich verlaſſen willſt.

Diana ſchwieg.

Der Graf.

Nicht wahr? Es iſt Reue, es ſind Vorwürfe, die Dich quälen und Dich den Menſchen entziehn, geſteh' es nur.

Diana ſchwieg noch immer.

Der Graf.

Du willſt Dich mir alſo nicht anvertrauen? Du fürchteſt Dich vielleicht noch vor mir, ſey ohne Sorge, ich will nichts wieder thun, Dich unruhig zu machen: ſage mir, warum Du von hier fort willſt?

Diana ſchweigt und weint.

Der Graf.

Und wenn ich's nun errathe.

Diana.

Es iſt gewiß nicht Undankbarkeit.

Der Graf.

Das weiß ich, die trau' ich Dir nicht zu; aber ich werde Dich nicht fortlaſſen.

Diana.

Um Gottes willen, halten Sie mich hier nicht zurück.

Der Graf.

Wenn ich's Dir nun aber ſchwöre, daß ich Dich nie wieder zu etwas Unrechtem verleiten will.

Diana (ſchluchzend.)

Ich muß weit fort, wo mich Niemand kennt.

Der Graf.

Nicht Dich allein, Diana, hat die Predigt ſo erſchüttert, auch mich; ich habe Gott das Gelübde gethan, nie wieder einen unkeuſchen Schritt

zu thun, und der Prediger ſchließt mich in ſein Gebet ein; Du wirſt alſo nicht von hier fortgehn.

Diana.

Es iſt mir unmöglich, zu bleiben.

Der Graf.

Es iſt mir eine gute Parthie angeboten; ich werde heirathen, Du wirſt es gut haben!

Der Graf drang ſo lange in ſie, bis ſie zu bleiben verſprach, ſie ſollte Zulage erhalten, und er wolle ihr außerdem im Teſtament etwas vermachen, fände ſie einen guten Mann, ſo woll' er ſie gehörig ausſtatten, und er könne vielleicht ihn und ſie hier verſorgen.

Alles dies würkte auf Dianen; ſie überlegte, daß ſie freilich ſo ihr gutes Brod habe, was ſie anderwärts vielleicht nicht ſo fände, und da der Graf bald dem ganzen Hauſe dieſen Entſchluß bekannt machte, und die Parthie ſchon ſo gut als gemacht war, ſo hielt ſich Diana über ihr Bleiben auch vor der Welt entſchuldigt.

Vierzehn Tage waren ſo ſchon wieder hingegangen, der Graf ſang und betete fleißig, hatte das Jawort von ſeiner erwählten Baroneſſe bereits erhalten, machte im Hauſe ſchon alle Anſtalten zur beſſeren und geſchmackvolleren Wohnung für ſeine künftige Gemahlin, ängſtigte Maurer

und Zimmerleute, daß die armen Leute ganz verdutzt wurden.

Nach Verfluß dieser vierzehn Tage trug sich in der funfzehnten Nacht vor Dianens Schlafgemach etwas Unerwartetes zu.

Auf den Zehen schlich etwas vor Dianens Zimmer hin und klopfte leise an.

Diana schlief nicht; sie war so eben von einem fürchterlichen Traume erwacht, und das Herz schlug ihr bebend laut, da sie das Anklopfen hörte. Sie hatte nicht Muth, wer da? zu fragen, und kroch tief unter das Deckbette; wer konnte denn jetzt noch zu ihr wollen — wenn's nur keine Diebe sind! — wenn's nur nicht gar ein Geist ist! — sie hatte eben von dem Geist ihres Vaters geträumt.

Fürchterlich waren die Schauer, die sie bei diesen Gedanken anwandelten; ihr Deckbette kam ihr hundertmal schwerer vor. —

Es klopfte noch immer — was soll sie vor Angst anfangen! wenn es ein Bekannter wäre, würd' er sich doch mit der Stimme anmelden — ja! es ist ein Geist! ein Geist! wiederholte sie sich im schauerlichen Zusammenbeben.

Indem rief es leise: liebe Diana! hörst Du denn nicht?

Diana erkannte nicht gleich die Stimme: Gott! Wer iſt denn da! rief ſie ängſtlich.

Mach doch auf, ſprach die Stimme etwas lauter.

Wer iſt denn da? fragte ſie noch einmal, da ſie immer noch nicht die Stimme erkannte, und mit dem Kopfe noch zu ſehr in den Betten verſteckt lag.

Ich bin's! liebe Diana.

Diana fuhr zurück, und wieder rief unter ihr Bette — es war der Graf!

Endlich alſo wäre denn doch die ſcharfe Predigt etwas vergeſſen! — Noch nicht ganz vergeſſen! Es fiel ihm genug ein, daß er Unrecht thue, und ſich, wie er glaubte, der ewigen Verdammniß ſchuldig mache; aber Gott wird ja wohl vergeben, dacht' er, und damit ſchlug er die Vorwürfe zurück, und folgte dem Antrieb ſeiner Leidenſchaft. Der Prediger wird's ja nicht erfahren; Diana hatte am Tage auch gar zu ſchön in ihrem häußlichen, aufgeſchürzten Anzuge ſich gemacht.

Er rief und bat noch immer; aber ſie hört es unter ihrem Bette nicht!

Das Klopfen wird jetzt immer lauter, ſie reckte ängſtlich den Kopf heraus, und ſie hörte

den Grafen sagen: sie solle doch nur aufmachen, er sey so sehr gefallen, und sey ohne Hülfe.

Nun konnte sie doch schlechterdings nicht mehr schweigen, sie muß ihm doch zu Hülfe kommen.

Sie schweigt noch einige Augenblicke: bist Du denn wieder eingeschlafen, Mädchen, frägt der Graf.

Dabei mag er bleiben, dachte sie, so hilft sie sich am besten heraus, sie ist im tiefen Schlafe und hört nichts.

Er ruft einmal über das andere, sie antwortet nicht.

Das ist ein wahrer Bärenschlaf! spricht er endlich, und geht fort.

Gottlob! Gottlob! seufzt Diana, und legt sich wieder höher heraus aus dem Bette. Aber ihr Traum war fürchterlich, sie dachte mit kaltem Schauer daran; ihr Vater stand als Geist vor ihr, und drohte ihr mit der Faust, und sah sie mit wildrollenden Augen an, die ihr den Untergang und die Hölle drohten.

Sie kann und will nicht mit dem Grafen wieder sprechen; wenn nur die Nacht erst hin wäre — die ist heute entsetzlich lang!

Sie kann nicht im Bett bleiben, sie zündet sich das Licht bei der Nachtlampe an, und will lieber etwas lesen.

Gerade lag ein Gesangbuch aufgeschlagen, und das Kapittel von der Buße und Bekehrung der Sünder.

O das war ihr liebster Abschnitt, der war so ganz für ihr Herz, da konnte sich ihr Schmerz so recht reulig ergießen, so eine arme Sünderin, die den Himmel erzürnt hat, war sie; in diesen Gedanken schwärmte ihre Wehmuth wohl eine Stunde, als sie wieder durch Anklopfen an ihrer Thür gestöhrt wurde.

Mach auf, Diana, oder ich werde böse, rief der Graf wieder, er konnte schlechterdings nicht ruhen.

Diana that wieder, als ob sie fest schliefe.

Diana! Diana! rief es noch einigemal, und da er noch keine Antwort erhielt, ward er ärgerlich, und sprach beinahe ganz laut: in's Teufels Namen, mach auf, und laß mich hier nicht wie einen dummen Jungen stehn.

Es erfolgte noch keine Antwort, da ward er wuthend und stieß mit dem Fuß an die Thür — ich lasse aufbrechen, rief er, und da antwortete Diana zitternd: mein Gott! Wer ist denn

da? Ich komme ja aus dem tiefen Schlafe, ich habe ja nichts gehört, und mit schrecklicher Angst war sie im Begriff, so eben die Thür zu öffnen, als ihr plötzlich etwas einfiel — ich will ja gern zu Ihnen auf's Zimmer kommen, lassen Sie mich doch nur.

Der Graf wurde dadurch nur noch mehr gereitzt, ich muß herein! rief er, wie wüthend: mach auf, oder bei Gott! es geht nicht gut.

Da war Diana völlig in Todesangst — nein! es war ihr unmöglich, sie kann nicht wieder so fallen! sie wird dem Himmel ihr Gelübde halten, und sollte sie darüber Alles verlieren.

Indem war's ihr, als ob plötzlich etwas neben ihr vorbeirausche, sie schrie auf: Herr Gott! ein Geist! und in dem schwarzen Winkel hinter'm Ofen sah sie ihren Vater stehn.

Der Graf nahm Reißaus; aber der Geist blieb stehn; so kam es Dianen vor, und Allen, die Geister gesehn haben und gesehn haben wollen, läßt sich insofern Recht geben, daß man zugiebt, es sey ihnen so vorgekommen, wenn man auch dagegen mit Recht streiten mag und kann, daß nicht würklich das da gewesen sey, was sie zu sehen glaubten; aber diese Anlage, dergleichen zu sehen, das heißt, diese körperliche Dis-

position, dieſe Stimmung, dieſe Blutmiſchung, die dem wachenden Auge ſolch ein Traumgeſicht vorhalten, und die Seele damit erfüllen kann, wird bei den Beurtheilungen über dergleichen Fällen ſo wenig beherzigt, obgleich eben dieſes ſo vieles, theils zur Entſchuldigung des Sehers, theils zur pſychologiſch richtigeren Beleuchtung der Seele Anlaß geben könnte.

Doch von dieſem Raiſonnement geht das Geſpenſt nicht fort, wenn Dianen nicht die Ader geöffnet wird, oder wenn nicht Niederſchlagungs- und Blutberuhigungsmittel, oder Reinigung der Verdauungswege und Magenſtärkungen angewandt werden (denn aus verdorbenem und nicht gut verdauendem Magen, wobei die Blut-Cirkulation nie gut, rein und ordentlich iſt, entſtehen dieſe Unordnungen der Seele ſehr gewöhnlich.)

Unterdeſſen hat Diana ſich vor Zagen und Zittern auf die Knice geworfen; ſie will laut aufſchreien, und die Stimme ſtockt — der Geiſt ihres Vaters — Gott! er iſt es ganz genau, wie er ſtarb! — ſtand noch immer da, und hielt die geballte Fauſt hoch.

Dunkler ward jetzt Alles umher, das Licht erloſch, weil ſie es in der Angſt, aber ohne ihr Wiſſen umgeſtoßen hat, die Nachtlampe fing an

zu knittern und zu knakken, natürlich, weil zu wenig Oehl darauf war und der Tocht Waſſer faßte — hoch ſchlug ihre Flamme zuweilen noch empor — das ſo wahre Bild eines armen Sterbenden — und wenn ſie denn ſo ihre letzten Kräfte, um nur noch etwas zu ſcheinen, gleichſam aufbot, und in dem Kampfe, noch nicht ausgehn und ſterben zu wollen, aufflakkerte, dann war's ihr, als ob ihr der Tod dicht vor ihren Augen ſtehe, und ſtarr hineinſehe, und dann ward der Geiſt ihres Vaters immer bald ſonnenhell, bald wie die Nacht finſter. — Erbarmen! Hülfe! preßte da Diana aus der beklommenen Bruſt hervor — da erloſch die Lampe, und durch den grauen Qualm ſah ſie den Geiſt ihres Vaters ſich dicht auf den Leib ſchreiten — und da war es plötzlich ſtockfinſter, und — da war auch der Geiſt verſchwunden.

Diana lag in der Angſt eines Sterbenden auf der Erde; matt war ihr Kopf rückwärts geſunken, ach! hier wäre der Tod ihr willkommen geweſen!

Gott! was war das eine ſchreckliche Stunde — wenn es doch erſt Morgen wäre; ſie hat nicht Muth, ſich wieder Licht anzuzünden, weil ſie dann wieder etwas zu ſehen glaubt, ſie wagt es nicht,

ſich von der Stelle zu bewegen, und blieb ſo in der Ermattung liegen.

Fürchterliche Schauer grieſeln ihr auf's neue durch Mark und Bein, und dazwiſchen ruft es in ihr immer: fort! fort von hier!

Das riß ſie plötzlich auf — ha, nun verſteht ſie des Geiſtes Drohen! und als ob eine ſanfte Frühlingsluft ſie anhauchte, und eine neue Kraft und neuer Muth in ſie führe, war's ihr jetzt, ſie richtete ſich unerſchrocken auf, achtete keinen ſie anwandelnden Schauer mehr, ſchlug ſich Licht an, und mit einer Eil, als wenn man von Mördern überfallen werden ſoll, packte ſie jetzt einige ihrer nöthigen Kleidungsſtücke, ſo viel als ſie zu einer anſtändigen Reinlichkeit bedurfte, zuſammen, zog einige Waſchkleider übereinander an, nahm ihren geſammelten Geldvorrath, die geſchenkten Juwelen, und andere ihr zugehörige und geſchenkte Sachen von Werth, ſchrieb geſchwind auf einen Zettel, den ſie auf dem Tiſche liegen laſſen wollte: „rechtſchaffene Menſchen werden mir das Meine aufbewahren, bis ich es mir erbitte — ich kann nicht anders, ich muß fort — mein Gewiſſen — der Geiſt meines Vaters — ich muß wieder gut und ruhig werden — um Gottes willen, Herr Graf, retten Sie Ihre Seele! —"

Und

Und nun löschte sie das Licht aus, und tappte sich mit ihrem Bündel aus der Stube durch den finstern Gang, der nach der Rampe, die nach dem Garten herausging, führte, und eilte stolpernd durch den Garten, ohne Weg und Steg queer über die Blumenbeete, um nur bald nach der Hinterthüre zu kommen, und lief und stolperte, und zerriß sich Gesicht und Hand durch die Gebüsche, und lief immer mehr, und kam immer nicht an die Gartenmauer, und bog wieder seitwärts ein, und hatte keinen Athem mehr, und war, wo sie hergekommen, dicht an des Grafen Haus. Gott im Himmel! Ist denn ein böser Geist ihr im Wege!

Sie muß sich besinnen — sie will den Weg [illegible] verfolgen, der führt doch grade hin — sie läuft und läuft, und kommt aus dem sie umgebenden Gebüsch nicht heraus, sie ist im Irrgarten, sie arbeitet sich durch Busch und Hecken, und steht an einem Wassergraben. Vor Verdruß fängt sie an zu weinen — sie kann sich auch gar nicht besinnen — wie ist sie denn hieher gekommen! es ist ja gar kein Graben im Garten, — ha, da sieht sie jemanden — da weiden Pferde — aber wie ist sie denn hieher gekommen! sie ist ja auf der Nachtweide, indem springen zwei wüthende Hunde auf

sie los, bis an die Brust springt ihr der eine — Hülfe! Hülfe! schreit sie, da ruft der Hüter den Hunden zu, und frägt, was ist.

Diana zittert, wie sie vor dem Gespenste zitterte, der Hüter kam auf sie los, er hatte doch den Zaun zugesetzt, wo konnte die hieher kommen. Er hatte genug zu thun, die Hunde zur Ruhe zu bringen, und wies endlich, ohne vieles Hin- und Herfragen, was seine Sache nicht seyn mogte, und wodurch er so viel zudringliche Städter beschämte, die arme Verirrte nach dem Dorfe hin, nach dem sie fragte.

Warum sie gerade nach jenem Dorfe gefragt hatte, wußte sie selbst nicht, es fiel ihr zuerst ein, und dahin richtete sie denn auch, ohne weiter sich zu fragen, wohin sie eigentlich gehn würde, ihren Weg.

Die Regenwolken flohen vom Himmel, hin und wieder trat schon ein Stern zwischen den Wolken hervor; da ward es auch heller in Dianens Seele; vor ihr im Dorfe hörte sie den Wächter 2 Uhr abrufen.

Sie will diesem Wege immer nachgehn, vielleicht führt ihr guter Geist sie; sie wanderte getrost durch das Dorf, ohne weiter nachzufragen.

und hört, da ſie es ſchon wieder eine halbe Stunde hinter ſich hat, einen Poſtillion blaſen.

O das war ihr heut ein unausſprechlich erfreulicher Ton, ſchöner als das vollſtimmigſte, herrlichſte Conzert, ſie hob ihr Bündel höher an ſich hinan, und ſchritt eiliger darauf los; der Wagen kömmt ihr ſeitwärts entgegen — ein einziger Mann ſitzt darauf.

Will Er mich mitnehmen, lieber Schwager, für ein gutes Trinkgeld?

Es iſt eine Extra, antwortet er.

Sehr gern, ſpricht der Fremde; ſo weit Sie wollen, ſetzt er hinzu, da ſie auf den Wagen ſteigt, und er ihr näher in's Geſicht ſieht, und an dem Ton, mit dem ſie ſprach: Gott wird's Ihnen lohnen! kein ganz ungebildetes Geſchöpf hört.

Sie hatt' es mit ſo ſanfter, wehmüthiger Empfindung geſprochen, daß ſie im erſten Augenblick gleich bei ihm gewann.

Wohin geht denn Ihre Reiſe? fragt der Fremde beſcheiden.

Ach! lieber Mann, Sie werden ſich über mich wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß ich das ſelbſt eigentlich nicht weiß, wo es gute, edle Menſchen giebt, dahin will ich.

Nun war ſeine Neugierde allerdings rege, wie das wohl bei jedem Theilnehmenden der Fall geweſen ſeyn würde.

Es geht Ihnen alſo wie mir, Sie ſind nicht ganz glücklich?

Leider ſehr unglücklich!

Nun, dann kann es ja keine paſſenderen Reiſegefährten geben — Sie wollen gern zu guten, edlen Menſchen, und ich möchte gern der Ruhe entgegeneilen.

Hier entſtand unter Beyden eine Pauſe, er trocknete ſich heimlich eine Thräne ab, und hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel ein.

Ich reiſe nach dem Harz, ſprach er nach einer Weile — ehrliche, gerade Menſchen giebt's da würklich!

Diana hatte nicht Muth, weiter zu ſprechen, und er wollte nicht unbeſcheiden ſeyn und weiter fragen, ſo gern er auch etwas näheres über ſie gewußt hätte.

Endlich faßte Diana Muth: würden Sie mich wohl bis dahin mitnehmen? fragte ſie mit ſanftem, treuherzigen Tone, und er erbot es ſich ſo gern, und drückte ihr ſo willig die Hand dazu; das gab denn zu einem fortgeſetzten Geſpräch Anlaß: ob Ihnen vielleicht auch einer von den Ih-

rigen abgestorben? Diana gestand ihm jetzt mit dem unschuldigsten Wesen, daß sie Vater- und Mutterlos und ganz verwaist sey, dieser Zustand habe sie genöthigt, zu dienen, sie sey dort als Haushälterin angenommen, der Graf habe ihr aber nicht Ruhe gelassen und ihr Gewalt gedroht, und so sey sie, da er in der Nacht hätte ihr Zimmer aufbrechen wollen, entflohen.

Das interessirte den Fremden allerdings nicht wenig an ihr, und da unterdessen der Morgen mit seinen ersten Strahlen zu ihnen herleuchtete, und die Schatten von Dianens schönem Gesichte forttrieb, so ward er immer zutraulicher und offener, und erzählte ihr, daß er vor einigen Wochen erst seine über Alles geliebte Gattinn verlohren habe, und zu seiner Zerstreuung, als Mann, der zu leben habe, sein Guth im Harz gelegen, beziehn wolle, und da sein Leben als ein guter, ehrlicher Landmann, der sein Feld baut, zu beschließen gedenke; kurz vor ihrem Tode habe er, nach vielen vorherigen Bitten, seine Geschäftsentlassung erhalten, habe nun sich so gefreut, mit seiner Gattinn auf seinem Guthe in Ruhe zu leben, aber das Schicksal habe es anders gewollt.

Diana zeigte dabei so viel Theilnahme, war so gerührt über seinen Verlust, hörte so innig

gern von den edlen und ſanften Geſinnungen der guten, verſtorbenen Gattinn erzählen, hing mit ſo innigem Gefühl an dem Gemählde, das er von ihren Tugenden, von ihrem anſtändigen Betragen, von ihrem liebevollen Herzen entwarf, breitete ſich darüber mit ſo wahrer, redlicher Bewunderung aus, daß Norrmann (ſo hieß ihr Reiſegefährte) immer lieber mit ihr ſprach, ihr immer länger dazu in's Geſicht ſahe, und ſich dadurch immer angenehmer bei ſeinem Schmerze zerſtreute.

Auf der Reiſe wird man bald mit einander bekannt; das aber nicht allein, ſondern vorzüglich die gleichgeſtimmte Traurigkeit ſchloß unſre beyden Reiſenden näher aneinander.

Norrmann bot am zweiten Reiſetage Dianen ſchon eine freie Wohnung bei ihm an, verſprach ihr, alle Sorge für ihr Wohl zu tragen, und verſicherte ſie, daß ſie noch einmal recht glücklich ſeyn werde; denn mit einem ſo unſchuldigen Herzen entgehe man einer Menge Leiden, die ſich andere mit Leichtſinn und Laſterhaftigkeit ſelbſt machten.

Diana hatte allerdings Urſach, dabei zu ſeufzen; dieſen guten, redlichen Mann täuſchte nun ihr Geſicht wieder ſo ſehr — der traute ihr

nun wieder so viel Gutes zu, und sie war doch schon so tief gesunken.

Feinere Seelen setzt es allerdings in schmerzhafte Verlegenheit, wenn man ihnen Tugenden zuschreibt, die sie nicht haben, oder die sie mit Füssen traten, und ihre Schamröthe, die andere dann wohl gar Bescheidenheit nennen, ist dann nichts, als die Sprache innerer Vorwürfe und einer tiefen Schaam über sich selbst, daß man so wenig ist.

So ging es Dianen ganz; sie hatte kaum Muth, noch ein Wort zu reden, ihr Herz hielt es in diesem Augenblicke für ein Verbrechen, den guten, edlen Mann so zu belügen; ach! traurig genug, daß ihr Leben ihrem Aeußeren so widerspricht; es ist ein niederdrückendes Gefühl, daß andere Menschen sie für besser halten, als sie ist.

Diana hat recht; der Himmel hatte ihrem Aeußern so viel Empfehlung, so vielen sanften Ausdruck, den Geist so sittlicher, guter Gefühle gegeben, kündigte gleich in ihrem Aeußern so sehr das liebenswürdige Tugendbild an, daß sie sich um so mehr betrüben mußte, da ihr Wandel ihr Gesicht so sehr Lügen strafte.

Diana muß streng gegen sich seyn, sie ist es nicht werth, daß der edle Mann mit ihr spricht;

sie verdient es, unglücklich zu seyn, warum hat sie sich immer wieder hinreissen lassen.

Sie thut, als ob sie müde wäre, um im Stillen über sich nachdenken zu können, und nun hält sie über sich ernste Rücksprache; sie ist so erbittert gegen sich, daß sie sich selbst nicht mehr ansehn möchte, und ihr fester Entschluß ist's, lieber alles ihr voriges Unrecht dem Manne zu gestehn, als ihn zu täuschen.

Wenn Diana hierin ihr Wort hält, wahrlich, dann müssen wir immer mehr denen beistimmen, die sie für kein gewöhnliches, und mitten in ihren Lastern für ein edles Mädchen halten.

Aber wahrscheinlich ist dies nur eine bloße Aufbrausung ihres regen Gefühls, eine aufwallende Erbitterung, daß sie das Lob nicht verdient, das man ihr macht, obgleich ihr auch dies schon zur Ehre gereicht; denn es giebt Tausende neben ihr, die von einem solchen Gefühle nichts wissen, und vielmehr geradezu verlangen, man solle thun, als wisse man um ihr lasterhaftes Leben nicht, und als wäre man dazu da, sich von ihnen täuschen zu lassen.

Und gehn denn die mehrsten Menschen nicht darauf aus, besser zu scheinen, als sie sind? Wahrlich, von dieser Seite verdient Diana Bewun-

derung, und wenn sie dabei beharren sollte, was aber nicht wahrscheinlich ist, so würden wir sie in die Reihe der edleren Mädchen in jeder Hinsicht stellen dürfen.

Diana fühlte allerdings bald Zuneigung für den braven Mann, der durch die Züge des Leidens, die auf seinem Gesichte standen, so bald das mitfühlende Herz gewann, und dadurch eben so viel Zutrauen-Erregendes als Anziehendes hatte; sie gestand es sich, daß sie so viel edle Würde, ein so liebevolles, sanftes Wesen noch an keinem Manne ihrer Bekanntschaft gefunden habe, sie fühlt es, daß sie ihn mehr als irgend einen würde lieben können; aber eben, weil sie das merkt und fühlt, will sie zurückhaltend seyn; durch Liebe darf und kann sie nicht mehr glücklich werden, weil sie's nicht verdient, und weil sie keinen Mann mit sich täuschen will.

Sollte Norrmann demohngeachtet sich ihr durch Liebe nähern, so will sie sich ihm ganz entdecken, will ihm alle ihre schlechten Thaten sagen, und daß sie sich dadurch bestrafen will, daß sie unverheirathet bleibt.

Diana wird einem bei diesen Entschlüssen noch immer größer, und wenn sie dieselben nur halb hält, und übrigens nur nicht in ihr vori-

ges Leben zurückfälle, muß man ihr Bewunderung schenken.

Normann wird durch diese Zurückhaltung Dianens immer noch mehr angezogen, er hält es für die höchste Bescheidenheit, und täuscht sich immer mehr in dem Wahne, daß sie das unschuldigste Mädchen der Welt sey, und Diana entschloß sich daher fester, ihm diesen Wahn zu benehmen.

Edle Diana, hierin werden Dich nur wenige Deiner Mitschwestern erreichen! viele darunter werden Dein Betragen sogar unkluges Benehmen und muthwilliges Verscherzen Deines Glücks nennen; aber Du nanntest das nicht Glück, was Dir nicht Ruhe und Zufriedenheit mit Dir selber brachte, und diese sind denn freilich auch der wahre Prüfstein des Glücks.

Normannen war's, als ob er sie schon Jahrelang kenne, und er dachte oft bei sich: wie glücklich muß dies gute, unschuldige Geschöpf einen Gatten machen! Geschwind wollt' er dann wieder an etwas anders denken, weil das Wort Gatte ihn an sich selbst und seiner verlohrnen Gattinn erinnerte, und er sich Vorwürfe darüber zu machen glaubte, wenn er seinem Herzen das Wohlgefallen an einer andern zu gute hielt;

freilich wohl sagt er sich zu seiner Entschuldigung, daß er sein Auge ja deswegen nicht vor allen andern Schönheiten und liebenswürdigen Eigenschaften verschließen könne, das hieße ja auch undankbar gegen die Menschheit selbst handeln, er wird ja auch nicht sogleich sich verheirathen, obgleich seine gute Gattinn ihm mehr als einmal vor ihrem Ende gesagt hatte: Du mußt Dein Herz wieder anschließen, mußt Dir wieder ein gutes Weib wählen! Hätte seine selige Julie diese gekannt, sie würde ihn an sie gewiesen haben.

Die Reise war vollendet. Man kam auf dem Guthe an.

Es lag in einer schönen und erhabenen Gegend; die Natur war hier himmlisch schön; hier blühende fruchtbare Thäler, besäet mit Lämmerheerden und Rindern, dort hohe in die Wolken reichende Gebürge, und von dort die weitste, reichste Aussicht; dort der graue, himmelanstrebende, majestätische Brokken, der gleichsam nur wieder ein Brokken von der großen Masse, von dem weit sich erstreckenden Harzgebürge ist, und hier sanftrieselnde Bergbäche, und schauerlich dunkle Wälder und Nachtigallenhaine, und am sanften Abhang eines Hügels, der gleichsam die Stufe zu dem höheren Gebürge ist, das niedlich gebaute

Haus, wo Diana jetzt mit Normann ankam, und wo sie Alle mit so frohen und ehrlichen Gesichtern empfingen, daß Diana immer ausrufen möchte: ach! hier ist's herrlich! hier ist's himmlisch schön!

Normann wurde hier ganz heiter und ruhig wieder; die frohen Gesichter seiner Leute, das ehrliche, biedere Wesen seiner Nachbarn, und vor allen Dianens jetzt, wie es ihm vorkam, immer schöner blühendes Gesicht, gaben seiner Seele die erwünschte Stimmung, bei welcher der Körper und die Seele gedeiht.

Alles drängte sich, den neuen, guten Herrn auf dem Guthe zu sehn, und mit Allen schlug er sich das fröhliche Willkommen in die Hand, und schüttelte sie dankbar.

Einen herrlichen, biedern Gesellschafter hatt' er an dem guten Prediger des Dorfs, der wahrlich ein Mann nach dem Herzen Gottes, das heißt, ein biedrer Freund, ein redlicher Gatte, ein unbescholtener Mann, ein richtig denkender Kopf, und ein wahrer Vater und Freund seiner Gemeinde war, und der in ihrem Hauswesen noch mehr als auf der Kanzel, ihr rathender, weiser Freund war, der sie auf guten Wegen leitete.

Ach ſo ein Mann! Ich denke hiebei mit Entzücken an den edlen Stand eines Landpredigers. Wie viel kann ſo ein Mann ſeinen lieben Mitmenſchen ſeyn! Wie viel kann er Gutes würken, wenn er will, und wenn ihm der Name eines Menſchenfreundes etwas werth iſt!

Der ward denn bald auch ſein beſter Freund, der war ein guter Landwirth, und belehrt ihn über dies und jenes in der Wirthſchaft, dem mußte der biedere Norrmann, der ſich nicht gern verkennen ließ, es ja nun auch ſagen, was es mit Dianen eigentlich für eine Bewandniß hatte.

Nun, das iſt brav! ſagte der Prediger darauf — guter Norrmann! ſetzt er hinzu: ſoll ich was ſagen?

Wie's Ihnen um's Herz iſt, ſprechen Sie!

Nun, dann, lieber Norrmann, nehmen Sie das gute Geſchöpf zum Weibe. Es iſt noch einmal ſo gut, verheirathet zu ſeyn.

Ja! das will ich, erwiederte Norrmann, ich könnte nicht beſſer wählen; aber nur mag's erſt noch ein halb Jährchen weiter ſeyn.

Warum?

Die Trauerzeit um meiner guten, ſeeligen Gattinn!

Recht so! recht so! Daran dacht' ich nicht! Das ist gut und recht; wenn's die Hauswirthschaft nicht unumgänglich nöthig macht, so kann und muß man wohl so lange warten, und wenn man's nicht recht zu treffen glaubt, lieber gar nicht heirathen; aber bei solch einem guten Geschöpf' ist's eine Ausnahme.'

Normann ward darum immer zuvorkommender und herzlicher; Diana immer scheuer und zurückhaltender.

Und Diana hält würklich ihr Wort? Diana hielt es so gut, daß sie sich schon überall, seitdem sie hier war, um einen Dienst als Ausgeberin beworben, bis jetzt aber noch keinen gefunden hatte. Eben weil Normann ihrem Herzen so viel ist, will sie ihn mit sich nicht unglücklich machen.

Normann erfährt dies von einem seiner Hausleute, und er schließt daraus, daß Diana nichts für ihn fühle.

Das beunruhigte ihn über Alles, sie verkennt ihn, und glaubt gewiß, er werde wie der Graf denken — ach Diana! davon ist er weit entfernt, er will Dich nicht in Deiner Unschuld stöhren!

Sein guter Freund, der Prediger, soll mit ihr geradezu davon sprechen; denn ihm selbst ist's unmöglich — wenn er nur erst wüßte, ob sie Liebe für ihn fühlen könnte. Sich freilich ihr ganz aufzudringen, geht nicht an, er kann ja nicht wissen, ob ihr Herz nicht schon gewählt hat, und ob nicht blos Hindernisse sie von der Realisirung ihrer Wünsche abhalten.

Hätte wohl eine Bitte, lieber Prediger!

Nur heraus damit, lieber Norrmann.

Sollen mein Freiwerber bei Dianen werden, habe selbst nicht das Herz dazu.

Herzlich gern, wenn's nicht mehr ist.

Aber ich möchte gern dabei seyn, das heißt, in einem Nebenzimmer, wo ich sie beobachten und hören könnte; denn ich möchte mich doch gern selbst davon überzeugen, ob sie auch wohl Liebe für mich fühlen könnte.

Nun, hinter dem Vorhange des Alkovens geht das recht gut, meine Frau wird sie Nachmittag zum Kaffee herbitten.

O herrlich! scharmant!

Diana erschien zum Kaffeebesuch mit vielem Herzklopfen; denn sie kam sich so viel schlechter, als alle die guten Menschen hier vor, und schämte sich des Guten und der Ehre, die man

ihr erzeigte, und ſie konnte deßhalb bei dem Hereintreten faſt nicht ein Wort ſagen; ſprach doch ihr Erröthen und die gebildete, beſcheidene Beugung für ſie.

Norrmann ſaß hinter der Gardine und holte ganz ſacht Athem. Es war würklich eine recht ängſtliche Rolle, die er hier zu ſpielen hatte; ſein Herz ſchlug ihm faſt hörbar.

Sein Fuß war ihm eingeſchlafen, er hätt' ihn ſogern ein wenig hin und her bewegt; aber das könnte gehört werden.

Und noch hatte der Prediger immer nicht angefangen; denn Diana war mit der Frau Predigerinn in einem Wirthſchaftsgeſpräche begriffen, wobei die Frau Predigerinn die Beredte machte, und wenn Diana eine Pauſe im Sprechen ließ, das Geſpräch vor lauter Wirthſchaftsluſt immer neu anknüpfte.

Jetzt war Norrmann im Begriff, zu nieſen; das war ein Teufelsſtreich! Er wird ihm nicht entgehn können, der höchſte Reitz dazu iſt unterweges — das war eine erſchreckliche Verlegenheit — Ha! Pſt! da war's genieſ't; es klang dennoch laut, obgleich er's mit dem Tuch' erſtickte.

Der Prediger und seine Frau waren in sichtbarer Verlegenheit; so wenig der gute Mann sonst laut lachte, so geneigt war er hier dazu, doch nahm er eine ernsthafte Miene an, und that, als ob er nichts gehört hatte.

Diana hatte sich umgesehn; aber wer weiß, ob da im Alkoven nicht jemand schlief; sie hatte weiter nichts Arges daraus.

Aber nun konnte doch der Prediger unmöglich gleich davon anfangen, das wäre ja allerdings merklich; Norrmann schwitzt Angst aus.

Nun wird's kommen, der Prediger hustete schon; da trat so eben das Mädchen herein: ein alter Universitätsfreund des Hrn. Pastors wünschte die Ehre zu haben.

Je, du lieber Gott! Wer denn? sprach der frohe Mann, und stand vom Stuhl' auf.

Das ist eine unseelige Stöhrung, dachte Norrmann, und hätte beinahe laut geflucht.

Diana wollte nun nicht stöhren, und war im Begriff, sich zu empfehlen, Norrmann hätte vorspringen mögen; aber der Prediger gab's auch nicht zu, und indem trat der brave Füllner herein, der auf der Universität mit ihm auf einer Stube gewohnt, und mit dem er so manchen Jubel gehabt hatte.

Je, Bruder! Wo kommst Du her! Nun, Kinder, macht gleich ein wenig was Warmes.

Erst mein Pferd, lieber Bruder!

Soll alles besorgt werden, da zieh nur erst den Ueberrock ab und mach Dich kommode.

Norrmann wünschte den Besuch zum Geier, wenn nur da so eine Hinterthür wäre, wo er sich herausmachen könnte; denn hier hält er's nicht länger aus; das war eine häßliche Stöhrung!

Und nun fing der Fremde an zu erzählen, und ward in den ersten zwei Stunden nicht halb fertig, und der Prediger hatte Norrmann und seine Rolle vergessen.

Und so lange mußte Norrmann in seinem Alkoven sitzen?

Nicht ganz so lange; nach einer guten Stunde dachte der Prediger und seine Frau denn in allem Ernst daran, daß es für heute mit der Rolle doch nichts sey; nun war nur die Schwierigkeit, wie man seine Erlösung am besten anfing.

Der Frau Pastorin gelang es, sie bat Dianen und den fremden Herrn ein wenig in den Garten zu kommen, und der gute erfreute Prediger war so in Gedanken, daß er beinahe dagegen protestirt, und die vielen Mükken zum Einwand ge-

macht hätte, wenn er sich nicht so eben noch auf Norrmann hinterm Vorhange besonnen hätte.

So geschahe denn also der Frau Pastorin Wille, und Norrmann wurde aus seinem Gefängniß erlöst, und machte ein Viertelstündchen darauf seinen Besuch im Garten.

Sieh da! sieh da! rief ihm der Prediger entgegen, als wenn er ihn seit Wochen nicht gesehn hätte, und präsentirte ihn seinem Freunde; Dianens Gesicht war ein flammendes Erröthen; sie wußte selbst nicht, warum sie errröthete.

Vierzehn Tage gingen so hin, Norrmann war immer noch nicht weiter; denn der Fremde war noch bei Predigers, und es kommt ihm nun ganz so vor, als ob Diana gegen ihn nichts als freundschaftlich sey. Freilich sieht sie wohl oft im Stillen nach ihm hin, und er thut dann, als ob er's nicht wisse, um sie über ihren Blick nicht zu stöhren — aber Blicke täuschen.

Da hatte denn Norrmann allerdings recht, und er wünschte deßhalb nichts eifriger, als daß der Fremde von Predigers erst wegreisen möchte.

Das geschah zu seiner größten Freude denn auch bald nachher, und nun war auch das erste wieder, daß er bei dem Prediger um das Bewußte entrug.

Und Sie wollen wieder in Ihr Gefängniß gehn?

Ja, ja! Das macht ihm Vergnügen.

Nun, morgen Nachmittag — wenn nur nicht wieder etwas dazwiſchen kömmt; aber es wird ja nicht, wir wollen ſie heute gleich bitten laſſen.

Diana hatte zu den guten Predigersleuten recht viel Zutrauen, und ſie ging auf ihre Bitte recht gern hin.

Norrmann ſaß hinter ſeiner grünen Decke ſchon verſteckt; der Prediger war aber noch nicht aus der Kirche zurück, wo er noch Kinderlehre hielt.

Wem konnte die Zeit länger werden, als unſerm verſteckten Liebhaber, wenn der Prediger doch nur erſt käme, und indem er's noch dachte, trat er herein.

Was macht denn Ihr guter Herr Norrmann? frägt der Prediger Dianen.

Ach! der brave Mann, ich glaube, er denkt nur immer, wie er andere beglücken will, antwortete Diana. Heute Mittag hat er Alles ſein Eſſen faſt vom Tiſche gegeben, weil ein paar arme Leute ſich meldeten, die abgebrannt waren, und hat ſich wohl eine Stunde mit ihnen unterhalten.

Es kleidete Dianen gar zu ſchön, wenn ſie das Lob ihres Mitmenſchen ſprach. Darum war auch der gute Prediger ſo loſe, hinzuzuſetzen: ja, ich glaube, der Mann thut recht viel Gutes.

Erſtaunlich viel, war Dianens Antwort, und nun erzählte ſie eine Menge edler Handlungen, die er im Stillen zwar thue, die ſie aber doch immer von den Leuten erführe, und breitete ſich darüber mit einer Wärme aus, die ſeinen Werth eben ſo ſehr, als ihre Luſt am Guten, ins Licht ſetzten.

Dem Prediger liefen die Thränen vor Freuden aus den Augen: das iſt edel, ſprach er, daß Sie das Gute ſo anerkennen und ſo viel Wärme dafür haben.

Diana glaubte, daß alle Menſchen dieſes warme Gefühl für das Gute ihrer Mitmenſchen hätten.

Wollte Gott, Sie ſprächen wahr, aber nicht Alle! meinte der Prediger.

Sie ſind ſehr gütig, Herr Prediger, ich bin noch weit hinter andern zurück, ich habe viel Fehler; die hellen Thränen liefen ihr jetzt aus den Augen.

Norrmann war vorher über ſein Lob in der größten Verlegenheit; aber da Diana die letzten Worte ſprach, da ward's ihm ſauer, ſich

länger verſteckt zu halten, da wollt' er immer hervorſpringen und ausrufen: Diana! Wie ſprechen Sie von ſich, noch kannt' ich kein vollkommneres Geſchöpf, als Sie.

Der Prediger hatte darauf nichts weiter geſagt, als ihr ſanft auf die Hand geſchlagen, was es mehr als Worte ſagten, daß ſie nicht nöthig habe, mit ſich unzufrieden zu ſeyn, und nun entſtand eine kleine Pauſe.

Dieſe Pauſe! Normannen ſchlug das Herz hoch — jetzt wird ſie unterbrochen werden — jetzt — da klopfte jemand an's Fenſter: der Nachbar Andreas iſt plötzlich ſo krank geworden, der Herr Paſtor möchte doch ſogleich herumkommen.

Da konnt' er nun freilich nicht Nein ſagen — ſeyn Sie doch ja ſo gütig und bleiben, bis ich zurückkomme, ich habe Ihnen nöthig etwas zu ſagen, ſprach er zu Dianen im Weggehn, und ging von der erröthenden mit freundlichem Zunikken fort.

Diana war darüber ganz beſtürzt und unruhig — wir wollen unterdeſſen ein wenig in den Garten gehn und da unſern Kaffee trinken, ſprach die Frau Predigerin.

Normann ging aus ſeinem Gefängniſſe heraus, und fluchte über die Störung — war's

doch auch, als ob er schlechterdings nicht zum Zwecke kommen sollte. Er war über sich selbst ärgerlich, warum konnt' er ihr's nicht selbst gradezu antragen; sie ist ja so ein gutes, sanftes Geschöpf.

Wie soll er nun wohl die Langeweile ertragen, die er hat, bis der Prediger zurückkommt, der kann nun da vielleicht stundenlang sitzen. Unruhig ging er in der Stube auf und nieder, kroch bei dem geringsten Geräusch draußen, hinter den Vorhang, weil er glaubte, Diana sey's, und kam dann ärgerlich wieder hervor; und kaum war er heraus, so mußt' er wieder dahinter; denn nun kommt ja grade einer auf die Thür zu. Er hat eine rechte ärgerliche Rolle übernommen, denkt er, da er so eben wieder hinter den Vorhang schlüpfen muß; kaum kann er geschwind genug dahinterkommen, als schon jemand hereintritt, spornstreichs auf den Alkoven losstürmt — wo soll er sich verstecken, das ist ein Blitzstreich! Es ist die Magd, die den Bodenschlüssel aus des Herrn Schlafrock holen will; ich wollte mich hier nur ein wenig verstecken, spricht Norrmann feuerroth zur Magd, die große Augen macht, und beinahe den Tod vor Schrecken hat, und sich gleich darauf wieder halb todt lachen will.

Morrmann kam ſich dabei recht klein und wie ein dummes Kind vor, er mußte nun dem Mädchen verbieten, um's Himmels willen ſich draußen nichts merken zu laſſen, er wolle nur dem Herrn Paſtor ein wenig überraſchen, es ſey ein kleiner Spaß, und das Mädchen hielt mit ihrem Verſprechen, es zu verſchweigen, ſo gut Wort, daß ſie ſogleich nach dem Garten lief, und mit voller Freude der Predigerinn und Dianen erzählte: ſie ſollten ſich den Spaß denken: der Herr Morrmann ſäße hinter dem Vorhang in der Stube.

Ihr ſeyd toll, rief ihr die erſchrockene Predigerinn entgegen: wie ſoll der da hinkommen, und blinzte ihr mit den Augen zu.

Aber die Magd verſtand's nicht, und lachte ſich bald auf die Erde, und erzählte Alles, wie es gekommen ſey, und was er geſagt habe, und bat: ſie möchten nur recht ſtill ſeyn, der Herr Paſtor würde ſich recht wundern.

Die Predigerinn dachte, der Schlag müſſe ſie rühren — hat ſie je etwas dummeres geſehn — da war nun der ganze Handel verrathen.

Eigentlich verrieth es Dianen nur der außerordentliche Unwille und die Beſtürzung, welche die Frau Paſtorinn darüber äußerte; denn ſonſt

geſchieht ja dergleichen Spaß öfter; aber nun freilich wußte ſie, woran ſie war, ſie erinnerte ſich nun wohl, daß bei ihrem vorigen Beſuche jemand hinterm Vorhang: genieſ't hatte, und ſie errieth nun den ganzen Plan.

Diana war eben ſo beſorgt, als die Frau Paſtorin, wie das nun ohne große Verlegenheit für einen jeden von ihnen, gut gewandt werden würde.

Um's Himmels willen darf es Diana nicht merken, dachte die Predigerinn, und ſann darüber nach, wie das nun am beſten zu machen und zu bemänteln ſey. Geſchehn muß ſie es doch nun laſſen, daß er ihren Mann würklich auf die Art überraſcht; ſonſt muß ja Diana allerdings den Handel merken.

Wenn es Norrmann nur erführe, dachte Diana, daß ſie's draußen ſchon wüßten, und ſich nicht länger da ängſtigte.

Das iſt der dummſte Streich, der ſich in der Welt zutragen konnte, wenn nur Diana nichts merkt — hätte ſie ſich nur gleich mehr zu faſſen gewußt; aber da mag ſich auch einer ſo etwas verſehn, ſie iſt in ihrem Leben in eine ſolche Verlegenheit nicht gekommen — freilich wohl, wenn ſie hätte ganz gleichgültig bleiben

und darüber lachen und gleich wieder im vorigen Geſpräche fortfahren können; aber ſie war ganz konfus geworden.

Sie trieben's mit den Beängſtigungen um die Wette. Diana wünſchte nun weiter nichts, als daß Norrmann nur nicht glauben möchte, daß ſie es merke und ſich ängſtige, und daß er ſich nicht ſo ſehr verlegen nehmen, und ſich dadurch ſelbſt verrathen möge.

Die Frau Paſtorin hatte unterdeſſen eifrig nachgenommen, hatte ein paar aufgehende, ſorgfältig gepflanzte Blumenkeime mit dem Unkraute zugleich ausgeriſſen, weil das dumme Unkraut ihr im Wege war und das Gute erſtickte, hatte dabei unvorſichtig die ganze Hand in die Brennneſſel gefaßt und ſich geſtochen, trat ungeſchickt mit dem zurückſchreitenden Fuße einem aufgehenden Pfirſichbäumchen den Kopf ab, und war ſo ärgerlich im Stillen auf das Mädchen, daß ſie zur Strafe für ihre Dummheit und Geſchwätzigkeit, ſie nackend in dieſen Brennneſſel hineinſetzen möchte, und nun war ſie auch ſo außer Faſſung wieder, daß ſie hier und da etwas im Garten unrecht gemacht ſah, was ſehr recht war, und ein dummes Thier nach dem andern das Mädchen nannte.

Diana vergoß Angſtſchweiß dabei, wenn es die gute Frau doch nur nicht ſo merken laſſen wollte.

Die Frau Paſtorinn gähtete noch immer Gutes und Böſes miteinander von den Beten, und ſchimpfte noch immer auf das Mädchen: das ſoll gewiedet ſeyn, da ſteht ja noch alles Unkraut! — wenn ſie nur wüßte, wie ſie's am beſten anfangen ſollte, dachte ſie dann und — jetzt fiel's ihr ein. Es ärgerte ſie, daß ihr dies nicht ſchon lange eingefallen war: wir wollen Norrmann nur erlöſen, ſprach ſie, es könnte doch lange dauern, bis mein Mann wieder käme, ihr Mann könnte ſich auch nur erſchrecken.

Diana meinte: ſie wolle lieber hier bleiben, was ihr wohl ſehr leicht und ſehr billig hätte zugeſtanden werden können; aber die Frau Predigerinn wußte ſich ſelbſt ſo wenig zu rathen und zu helfen, daß ſie darum auch nicht allein bleiben wollte, und ohne zu wiſſen, warum? Dianen bat, doch nur mitzukommen.

Diana ging mit wunderbaren Empfindungen neben der Predigerinn fort; ſie traten in die Stube, und nun rief die Paſtorinn: Sie wollten meinem Mann' einen kleinen Spaß machen, lieber Norrmann; aber das Mädchen hat's

ſchon verrathen, und jetzt ſahen ſie hinter den Vorhang, da ſaß denn wie vor den Kopf geſchlagen, und ohne ſich beſinnen zu können, Norrmann, noch niedergeduckt und in eine Ecke gedrückt, wie ihn das Mädchen gefunden hatte.

Für einen jeden andern, als für die Predigerinn und Dianen mußte dieſer Anblick und dieſe ganze Scene noch viel drolliger ſeyn; denn die Predigerinn und Diana waren ſelbſt ſo verlegen und nahmen ſich ſo kindiſch dabei, daß ſie Norrmanns karrikaturmäßiges Benehmen gar nicht ſo genau bemerkten, und das Lächerliche darin nicht fühlten.

Man denke ſich, wie Norrmann da tief niedergeduckt, in einem Winkel unter dem Reiſemantel verſteckt ſaß, weil er den Tritt eines auf die Thür zukommenden gehört, und ſich vor Eil gleich ſicherer, als vorhin bei der Magd Beſuch verſteckt hatte, wie er nun bei dem Zurufen der Paſtorinn ſich nicht geſchwind aus dem Mantel, in den er ſich in der Eil verwickelt, herauswinden kann, ſich aber noch immer nicht träumen läßt, daß Diana dabei iſt, und nun vor dem zurückgezogenen Vorhange die Predigerinn und Dianen vor ſich ſtehn ſieht, wie er in der erſten Beſtürzung gar nicht weiß, was er ſagen

ſoll, und ſich ſchämt und ärgert zugleich, und mit der allereinfältigſten Miene von der Welt ſagt: ja ich wollte den Herrn Paſtor überraſchen, und ſich nun langſam und unluſtig aufrichtet.

Und in dieſem Augenblicke trat auch der Prediger herein, und ſah mit großen ſich verwundernden Augen, wie ſie Norrmann hinter dem Vorhang hervorholten. Da wußte er ſich denn doch nicht ſogleich zu faſſen — er ſchwieg einige Augenblicke und fragte dann: ich glaube gar, Norrmann, Sie ſtecken mir mit den Frauenzimmern hinter dem Vorhange.

Denke Dir nur, er wollte Dir einen Spaß machen, ſprach die Predigerinn, und Norrmann ſchlug ſich den Staub vom Rockſchooß, und erzählte nun — es ſollte ſo recht ruhig klingen — ſeinen Spaß und die Geſchichte mit dem Mädchen.

Da wurde denn herzlich gelacht, und keinem ging's weniger von Herzen, als Norrmann und Dianen; ihr noch weniger als ihm.

Man konnte von allen Seiten nicht ſo recht in ein lebhaftes und zuſammenhängendes Geſpräch kommen. Der Prediger mußt' es immer wieder anknüpfen, und ſchwieg er einen Augenblick, ſo ward auch der Faden abgeriſſen. Da war denn

nichts anders zu thun, als man mußte sich zerstreuen durch einen Gang auf die Berge, und da will der Prediger etwas aus einem unterhaltenden Buche vorlesen. Das wurde angenommen; es war ein herrlicher, schattiger Weg dahin, und zwischen den Bäumen durch überall die reitzendste Aussicht. Diana und Norrmann sprechen heut mehr als je von der schönen Gegend, um nur nicht zu still zu seyn, was jeder von ihnen ängstlich vermeiden wollte; denn sonst empfanden sie mehr ihre Schönheit.

Man kam auf dem schönen Ruheplatze an, und wer in der eben so plan- als unterhaltend geschriebenen Geschichte, die der Prediger las, gar keinen Zusammenhang bekam, und bei Stellen oft sehr ernst aussahe, die höchst lächerlich waren, und oft wie aus einem Traum aufsuhr, wenn der Prediger sie ansahe und ihre Beistimmung und Bewunderung heischte, (so daß der Prediger seiner Frau einigemal auf den Fuß trat) und zu einigen Stellen schön sprach, die höchst ordinair waren, um doch nur sprechen und seinen Beifall zeigen zu wollen, waren Norrmann und Diana.

Beyde waren mit ihren Gedanken noch hinter dem Vorhange; Diana befestigte sich in dem Entschlusse, Norrmann nicht zu täuschen, und

er dachte und grübelte nun, wie er seinen Plan gegen Dianen ausführen und zu seinem Zwecke kommen sollte, und ärgerte sich im Stillen über den schönen, mißlungenen Plan.

Einige Tage gingen hin, Norrmann war nicht weiter mit seiner Liebe; er ärgerte sich so eben recht darüber, als der Prediger zu ihm hereintrat und ihm ankündigte, daß er, um seiner Quaal ein Ende zu machen, heute früh mit Dianen gesprochen habe.

Nun? Nicht wahr, sie will mich nicht?

Der Prediger.

Warum denn gleich so hastig? Das wird sie ja doch nicht sagen.

Norrmann.

Aber gedacht hat sie's?

Der Prediger.

Wie Sie gleich das schlimmste vermuthen! Sie ist außerordentlich von Ihnen eingenommen.

Norrmann.

Kann Alles seyn, aber sie liebt mich nicht, ich bitte Sie, sagen Sie's mir nur heraus — ich bin auf Alles gefaßt.

Der Prediger.

Nicht doch! Sie war gerührt vor Freude, als ich mit ihr davon sprach.

Norrmann.

Aber Sie haben's doch wohl recht behutſam angefangen, um's Himmels willen möcht' ich nicht zudringlich ſeyn.

Der Prediger.

Was ihr Verliebten doch närriſche Leute ſeyd; ich habe es ſo angefangen, daß ſie vor Freuden geweint hat, das heißt Alles.

Norrmann.

Nun — und?

Der Prediger.

Sie will darüber mit Ihnen ſelbſt ſprechen; ſie iſt zu beſcheiden, ſie hält ſich's nicht werth.

Norrmann.

Gott! der Engel! Sie iſt es nicht werth? Ach! ich bin ihrer nicht werth! Wenn will ſie denn mit mir ſprechen?

Der Prediger.

Natürlich kommt das auf Sie nur an.

Norrmann.

Und Sie glauben, ſie wird mir ihr Wort geben.

Der Prediger.

Ich bin's überzeugt; wenn ſie nur erſt weiß, daß es Ihr Ernſt iſt; denn jetzt konnte ihre hohe

Unſchuld

Unſchuld und Beſcheidenheit nicht anders als ſich äußerſt überraſcht finden.

Norrmann.

Wenn ich nur erſt mit ihr geſprochen hätte.

Der Prediger.

Wie kann Ihnen das noch ſchwer werden — nun müſſen Sie als gerader Mann handeln — Sie ſind doch wahrhaftig eines edlen Mädchens werth.

Norrmann.

Guter Mann! Und doch bin ich ſo ängſtlich, ich weiß ſelbſt nicht, warum — ſie iſt mir ſchon immer ſo ausgewichen.

Der Prediger.

Das konnte ſie bei ihrer außerordentlichen Beſcheidenheit nicht anders.

Norrmann.

Aber denken Sie, wenn ich ihre Dankbarkeit nun dadurch kompromittirte, Sie verſtehn mich, was ich ſagen will, wenn ihr Herz nun heimlich einem andern huldigte und —

Der Prediger.

Was für Grillen!

Norrmann.

Ach! ich ich kann mir das recht gut denken, wie das ſie quälen würde, wenn ihr redliches Herz

mir nur eine abſchlägliche Antwort geben müßte, wie ſie dann alles ihr Zutrauen zu mir verlieren, wie eigennützig ich ihr erſcheinen, und wie ſie mich nicht wieder froh anſehn zu können, glauben würde, weil ſie mir mein Bitten nicht hätte erfüllen können.

Der Prediger.

Sonderbarer Mann! — worauf kommen Sie da Alles.

Norrmann.

Lieber Prediger, Sie kennen ja das menſchliche Herz, Sie wiſſen es ja, wie leicht da innere Unruhen und Störungen entſtehen, und wie dieſe erwähnten Wendungen dann nur zu natürlich ſeyn werden.

Der Prediger.

Ich ſehe aber zu dem Allen noch gar keinen deutlichen Grund ein.

Norrmann.

Wenn ſie nur nicht geweint hätte, wie Sie ſagen.

Der Prediger.

Das waren ja Freudenthränen, ſie fand ſich gerührt, daß ihr edler Wohlthäter ſie ſeiner Wahl werth hielt — ſie hat das nicht erwartet.

Norrmann.

Das hört ſich ſo gut zu; aber

Der Prediger.

Nun, was für ein Aber?

Norrmann.

Eben dieſe Thränen bedauern es vielleicht, daß ſie mein nicht werden kann — das kann ich doch immer nicht wiſſen.

Der Prediger.

Nun, ſo überzeugen Sie ſich doch.

Norrmann.

Davor fürcht' ich mich eben — eine unangenehme Nachricht erſpart man ſich gern.

Der Prediger.

Aber einer angenehmen geht man gern entgegen.

Indem kommt des Predigers Mädchen und bittet den Prediger, doch ſogleich einmal zu Hauſe zu kommen, es wolle ihn jemand nothwendig ſprechen.

O kommen Sie doch nur bald wieder, ich bin Ihres Raths ſo bedürftig.

Der Prediger.

Sie gehn zu ſchnell dabei zu Werke — ſeyn Sie doch ohne Furcht — ein Mann! Geben Sie

mir die Hand, daß Sie gleich jetzt mit Dianen frank und frey darüber ſprechen wollen.

Norrmann.

Nur nicht jetzt gleich.

Der Prediger.

Ja ſogleich — ſo ziemt's dem Manne — verſprechen Sie mir's.

Norrmann.

Ich muß mich erſt noch darauf beſinnen.

Der Prediger.

Was beſinnen — ich gehe nicht eher, oder bis Sie mir's zuſagen — der Tauſend, ein Mann, wie Sie! Faſſen Sie doch Zutrauen zu ſich.

Norrmann.

Nun ja! Da haben Sie meine Hand, ich gehe gleich zu ihr — einmal muß es doch heraus.

Der Prediger.

Ein Manneswort?

Norrmann.

Mein feſtes Wort!

Sie ſcheiden mit dem treuſten Händedruck, der Prediger verſprach, noch heute wiederzukommen.

Norrmann war feſt entſchloſſen — er geht ſogleich.

Sie iſt nicht in ihrem Zimmer — ſie wird im Garten ſeyn — deſto beſſer; in der freien Natur wird's ihm noch beſſer gelingen.

Der Prediger fand in dem Fremden, der ihn ſo nöthig zu ſprechen gewünſcht hatte, Dianen.

Da mußt' er denn freilich wohl große Augen machen.

Sie haben doch Norrmannen wohl noch nichts von unſerm heutigen Geſpräch geſagt? fragte ſie ihn gleich ängſtlich, und bat ihn um Alles in der Welt, ſich nichts davon zu ihm merken zu laſſen, und ihm um' Himmels willen keine Hoffnung zu machen; denn ſie fühle es zu gut, daß dies nicht möglich werden könne.

Da half kein Zureden des Predigers, kein Hinzeigen auf ihren Werth, und auf Norrmanns edle und redliche Geſinnung; ſie ſchützte ihre Armuth, ihren niedrigen Stand und ihr Gefühl vor, das ihr es vor Allem abrathe, je einem ſolchen Antrage zu hören.

Indem ſie noch darüber ſprachen, und Diana über Norrmanns Zutrauen zu ihr und ſeinen edlen Antrag Thränen vergoß, blos weil ſie ſo vieler Güte nicht werth ſey, und auf dergleichen Ehre keinen Anſpruch machen könne, trat Norrmann herein, mit den Worten, die er ſchon in der Thür

ſagte, ich kann ſie nirgends finden, und indem ſah er die weinende Diana vor ſich.

Da hatt' er einen Todesſchrecken; aber da beſchloß es der Prediger ſogleich, Beyde nicht mehr in dem Kampfe zu laſſen, und der Ziererei, wie er's nannte, nicht länger nachzugeben, und er nahm deswegen Dianens und Norrmanns Arm, und bat ſie, mit ſich in den Garten zu kommen.

Diana hätte ſogern ihren Arm zurückgezogen; aber das wäre doch nun unbeſcheiden geweſen, und ängſtlich ging ſie mit ihm.

Liebe Diana, ſprach der Prediger, da ſie in den Garten hereintraten, ich darf hier nicht länger ſchweigen, ein Mädchen von edlem Herzen, von Unſchuld und Beſcheidenheit, ſie ſey auch noch ſo arm, ſie ſey auch von noch ſo geringer Herkunft, iſt des vornehmſten Mannes werth — Norrmann hier wünſcht Ihre Hand.

Wollen Sie ſie mir nicht verſagen? fragt jetzt Norrmann.

Diana weinte und küßte Norrmanns Hand, eh' er's noch abwehren kann, und antwortete, daß ſie es nicht werth ſey.

Edle, himmliſche Seele, rief Norrmann aus, ich bin Ihrer nicht werth, und drückt ihre Hand an ſein Herz — alſo hab' ich Ihr Wort?

Nur jetzt dringen Sie nicht weiter in mich!

Der Prediger merkte, daß er hier fehlen konnte, und versprach in einer Weile wiederzukommen.

Bleiben Sie doch hier, Herr Prediger, ich bitte Sie, sprach Diana und Norrmann; aber er hielt dies jetzt für das beßte, und entschuldigte sich, daß ihm nur gleich etwas nöthiges eingefallen sey.

Diana bat ihn blos aus Bescheidenheit und Höflichkeit, Norrmann aus Aengstlichkeit, der nicht gern allein seyn, sondern sich an den Prediger lehnen wollte; darum sprach auch die gerührte Diana zuerst: lieber Norrmann, Sie sind ein zu edler Mann, als daß ich Sie täuschen sollte. ich kann nicht die Ihrige werden!

Also ist Ihr Herz versagt?

Das nicht! Das wahrhaftig nicht; aber wie ich Ihnen gesagt habe, ich bin es nicht werth und mag mich selbst nicht noch unglücklicher machen, und die Vorwürfe meiner Seele vermehren.

Vorwürfe? Worüber, wenn Sie frei wählen?

Dieser Frage wollte und konnte Diana nicht mehr aus dem Wege gehn; laut fing sie beinahe an zu weinen, Ihre Gattinn kann ich und darf ich nicht werden, aber verstoßen und verachten

Sie mich nicht, bis ich in einem ehrlichen Dienſte wo unterkomme — kommen Sie mit mir dort weiterhin, wo uns Niemand ſtöhrt, ich will Ihnen meine Geſchichte ganz anvertrauen.

Normannen ward bei Dianens Händeringen, mit dem ſie das ſagte, und bei dem Schmerze, der auf ihrem Geſichte ſo herzangreifend ſtand, angſt und bange, und die bitterſte, verzweiflungsvollſte Reue preßte nun ſchluchzend die getreue Erzählung ihres bisherigen Lebens hervor.

Sie verſchwieg auch nicht einen Umſtand, und ſie entſchuldigte ſich nicht einmal.

Und Norrmann? — Norrmann weinte und ſchluchzte beinahe mit, er wußte, wie ſehr äußere Umſtände auf das Thun und Laſſen der Menſchen würken und ihre Handlungen beſtimmen, er war ſich ſelbſt ſo manches Fehlers bewußt, den er nur allein in ſich verſchloß, und den er an ſich haßte, ſo manches leichtſinnigen und unüberlegten Schrittes erinnerte er ſich aus ſeiner Jugend, — und wer iſt davon wohl ganz frei! — Norrmann umarmte ſie, und nannte ſie um dieſer ſeltenen Redlichkeit willen nur deſto edler, und eines ruhigen und glücklichen Lebens deſto werther.

Aber Diana blieb dabei: ſie könne ſo keinen Gatten glücklich machen, ſie müſſe auf dieſes ruhigere Leben nun einmal Verzicht thun, denn ihre Vorwürfe würden ihr nie Ruhe laſſen, und ſie müſſe gerecht dafür büßen.

Das ſollen Sie nicht, Edle, Sie müſſen mein werden!

Um Gottes willen, Norrmann, Sie werden nicht glücklich mit mir, und wenn ich auch jetzt noch ſo gut und gebeſſert wäre! Sie können's nicht werden! Die Welt leidet's nicht.

Diana, ich hänge nicht von der Welt ab.

Ach! Wir ſind nichts für uns allein, wenn wir es uns auch einbilden; die Zufriedenheit unſerer Mitmenſchen mit uns, erhöht gar zu gewöhnlich unſer Glück — und denken Sie, wenn man's erführe. Ja! Es iſt wahr, ich bin unſchuldig in mein Leben verwickelt.

So können Engel fallen! rief Norrmann ſchwärmeriſch aus, und wer iſt beſſer, als der Menſch, der durch Fallen gehn gelernt hat, und dem Reue Herz und Sinn veredelte.

Um Gottes willen, Norrmann, vergeſſen Sie mich — Sie ſind des edelſten, unſchuldigſten Mädchens werth.

Das ſind Sie, das ſind Sie, Diana!

Ach wie weit bin ich dahinter zurück! Lieber Norrmann, ich bitte Sie — ich finde darin einigermaßen einen Troſt für mein Vergehen, daß ich mir denke, ich büße nun dafür ab — es iſt mir ein Troſt, daß ich nicht glücklich bin! Wie wollt' ich denn die Vorwürfe eines unverdienten Glückes ertragen — wahrlich, lieber Norrmann, meine Seele ertrüge die nicht — ich mag nichts ſeyn, was ich nicht ganz zu ſeyn verdiene!

Gute Diana, da dachteſt Du freilich erhabener, als tauſend Männer, die ſich nicht darum bekümmern, ob ſie eine Stelle, eine Würde verdienen, ob ſie auch dafür paſſen und darin nützlich werden können, wenn ſie dieſelbe nur erhalten.

Norrmann richtete mit allen ſeinen Bitten und Vorſtellungen nichts aus; Diana war feſt entſchloſſen, länger und immer für ihr Vergehen zu büßen, und keinem redlichen Manne ein Vorwurf zu werden.

Sie fühlen keine Liebe für mich, ſprach endlich Norrmann.

Mein Wunſch, daß Sie glücklich werden, iſt größer, als meine Liebe. — Gott! Wie unendlich

glücklich müßte mich die Wahl eines ſolchen Mannes machen, wenn ich ein unbeſcholtenes Mädchen wäre.

Diana, bedenken Sie ſich, ich bin kein ganz gewöhnlicher Menſch.

Der edelſte, den ich kenne; aber auch dem edelſten Menſchen kommen Stunden, wo er kälter urtheilt, und ſich Vorwürfe macht.

Wie ſoll das bei mir der Fall werden.

Das können Sie nicht verſprechen!

Diana gab Normannen, und Norrmann in keinem Fall Dianen recht, bis der Prediger ſie unterbrach, und Beyde weinen fand.

Man ſchwieg von beyden Seiten; der gute Prediger merkte, er war noch immer zu früh wiedergekommen; auch die Predigerinn kam — an die ſich Diana ſogleich anſchloß, und heute war alſo für der Beyden Liebe nichts weiter zu thun.

Norrmann ließ aber nun nicht mehr nach, eben um dieſes aufrichtigen Geſtändniſſes, um dieſer ſeltenen Redlichkeit willen, iſt ſie ihm deſto werther und lieber geworden, und gerade nur mit einem ſolchen Geſchöpf kann er würklich glücklich leben. Er hat ſich alles reiflich überlegt — ihr Herz hat keinesweges durch jene Schickſale verlohren, ſondern gewonnen — weit iſt er von

Berlin mit ihr entfernt, und wenn ſie einmal ſeine Frau iſt, was will man von ihm; und ſo gelang es ihm denn, nach den anhaltenden und andringenden Bitten mehrerer Tage, ihr Jawort zu erhalten.

Bei den guten Predigers geſchah die förmliche, frohe Verlobung, da war Alles theilnehmende Freundſchaft und Liebe, und was denn nur irgend die zärtlichſte Liebe des Bräutigams vermag, was ſie an liebreichen Zuvorkommungen, Gefälligkeiten, Selbſtverleugnungen dem geliebten Gegenſtande nur thun kann, that denn wahrlich Normann ganz. Er war der liebevollſte, zuvorkommendſte Bräutigam, war zwar nicht ſüßer, tändelnder Schmeichler, was auch Dianen gewiß nicht gefallen haben würde, aber ſeine Zuvorkommungen, ſeine Aufmerkſamkeiten, die Liebe, die einem gleichſam an den Augen alles abſieht, und Wünſche erfüllt, ehe ſie noch laut geworden ſind, die treue Aeußerung ſeines Biederſinns und ſeiner redlichſten Freundſchaft, und der warme, redliche Eifer für ſie, alles dies mußte Dianen mehr anziehn, als alle faden Schmeicheleien unſrer Stuzzer. So ward denn auch von Tage zu Tage Dianens Unruhe darüber mehr und mehr beſänftigt,

und ſie zweifelte nicht ſo ganz mehr an ihrem nochmaligen Glücklichwerden.

So eigentlich wurde Diana durch alle dieſe Freundlichkeiten und Liebeserweiſe, durch alle die Freuden und Feſte, die ihretwegen veranſtaltet wurden, durch das Lob, das Alle ihrem Norrmann und ſeinem edlen Herzen gaben, durch die Mitfreude aller der guten Landleute und ihre Glückwünſche, und durch die Anſtalten zur baldigen Hochzeit mehr berauſcht als beruhigt, und wenn nur ihre Aengſtlichkeit nachher nicht wieder rege wird.

Viele Leſer lächeln hier, und meinen, das würde nichts zu ſagen haben, wenn ſie nur erſt ſein wäre.

Ohne uns in die manchen Bedeutungen dieſer Behauptung verlieren zu wollen, kömmt es uns denn doch ſo vor, als wenn Dianens Blut und die ganze Dispoſition ihres Körpers allerdings dergleichen Gemüthskrankheiten und Rückfälle fähig wäre, und wir wünſchen denn nur, daß wir unrecht haben, und ihr guter Schutzgeiſt ſie davor bewahren möge.

Dianens höchſte Freude war wie ſonſt, noch immer hohe Rührung; ihre Augen zerfloſſen dann

in Thränen, und ihr Ton war Entzückung, vielleicht ein Symptom ihrer melancholiſchen Anlagen.

Eine Freude, eine Feſtlichkeit löſte jetzt die andere ab, Diana hatte und bekam Alles, was ſie wünſchte; gute Menſchen freuten ſich ihres Glücks, überall lachten freundliche Geſichter ſie an — ſie war im ſchönen Wohlleben.

Bald nahte nun auch der feſtliche Tag ihrer Vermählung; ſie ging ihm mit ſanftem Zittern und Herzklopfen, bei aller Freude, die ſie umgab, bei allen Schwüren Norrmanns, daß er ewig redlich gegen ſie geſinnt bleiben werde, entgegen.

Der feſtliche Tag brach an; die Freude jauchzte von allen Seiten; Dianen ſtanden darüber Thränen in den Augen — ſie war ja aller der Freude, alles des Glücks nicht werth, dachte ſie, und wer hätte den Gedanken ganz aus ihr verbannen können, er hatte nur zu tief in der Seele ſich gewurzelt.

Auch Norrmann freute ſich nicht ſo laut, als die übrigen; denn er fühlte ſich ſelig in der Liebe Dianens, und ſolche Empfindung iſt nie laut.

Alles freute ſich an dem Tage, als wenn es ſelbſt Hochzeit machte; die alten Greiſe küßten ihre alten, greiſen Mütter noch wie an dem Hochzeit-

tage, Alles jauchzte, Alt und Jung ſchloſſen ſich in Reihen.

So war denn nun Norrmann in Dianens erwünſchtem Beſitz; in ſeliger Eintracht lebten Beyde, ihre Liebe war die höchſte und innigſte Freundſchaft; ihre Lebenstage waren heiter wie Sommertage.

Aber auch Sommertage werden trübe, und der Herbſt iſt dann oft nicht weit; ſo ging es auch Norrmann und Dianen;

Beyde hatten ſich bis dahin äußerſt glücklich gefühlt; Diana hatte ſich durch Schamhaftigkeit und Ehrerbietung, die ihr natürlich waren, bei Norrmann in der immer neuen Liebe erhalten; aber ohngefähr nach einem Vierteljahre ihrer Ehe, ließ ſich ein neuer Guthsherr in ihrer Nachbarſchaft nieder, der bald nach ſeiner Ankunft ſeine guten Nachbarn kennen zu lernen wünſchte, und auch Norrmannen ſeinen Beſuch machte.

Diana ward todbleich, da er hereintrat, ſie erkannte bald in ihm eine ihrer erſten Liebſchaften in Berlin, und er erſtaunte nicht minder bei ihrem Anblick. Diana entfernte ſich bald, und ging mit einer Hölle im Buſen in den Gar-

ten; da erwachten auf einmal alle ihre Vorwürfe wieder, und zerfleiſchten wie Geier, ihr Herz.

Norrmann ward durch ſeinen Biederſinn dem Fremden bald lieb und werth, und man verſprach ſich von beyden Seiten, recht gute Nachbarſchaft miteinander zu halten.

Diana ließ ſich nicht wieder ſehn, und der Fremde fragte auch weiter nicht nach ihr, weil er's nicht der Mühe werth, und ſie nicht für die Gemahlin hielt; denn Norrmann hatte vergeſſen, ſie ihm als ſeine Frau zu präſentiren.

Deſtomehr erſtaunte nun jener, da er von den Leuten hörte, daß Diana Norrmanns Gemahlin ſey, und ſein Erſtaunen, und die Geſchwätzigkeit ſeiner Frau, ſorgten denn auch dafür, daß die ganze Nachbarſchaft Dianens Geſchichte und vorige Lebensart, und, wie gewöhnlich vergrößert, erfuhr; denn der gute Norrmann dauerte ihn, daß er mit ſeinem Biederſinne an ein ſolches Geſchöpf gekommen ſey, und er hielt es ſchon deswegen für nöthig, darüber zu ſprechen, und den Wunſch zu äußern, daß man dem guten Manne, der ſo glücklich zu ſeyn verdiente, die Augen öffne.

Unberufen, Fehler des Mitmenſchen an's Licht bringen, deren Enthüllung Familienglück zer-

reißt,

reißt, und die unbeſchadet der Welt und des geſammten Wohls verborgen bleiben können, iſt unedel und niedrig, und doch giebt es ſo viele ſolcher ſeynwollenden Theilnehmer, die unkluger Eifer und Schwatzhaftigkeit dazu treibt.

Und bald würkte dieſes verbreitete Gift. Dianen hatte es gleich geahnet, und Norrmann, ohne daß er die Urſach wußte, ſah bald auf den Geſichtern ſeiner Freunde Kälte und Gleichgültigkeit gegen Dianen.

So etwas verräth ſich bei aller Kunſt des Mienenſpiels und der hofmänniſchen Verſtellung nur zu bald, und Norrmann ſah es leider nur zu deutlich.

Selbſt der gute Prediger konnte dies bei ſeiner Biederherzigkeit und bei ſeinem Duldungsgeiſte nicht ganz unterdrücken und verſtecken, obgleich er wahrlich nicht ſo geſchwätzig ſeyn, und Norrmannen widerſagen wird, was die Leute ſprechen; denn von dem Wiederſagen hielt er überhaupt nichts.

Unberufen aber fanden ſich hier und da gute Freunde, die das Gerede Norrmannen immer näher kommen ließen, und einer davon glaubte es der Rolle ſeines Biederſinns für Norrmannen

ſchuldig zu ſeyn, es ihm gerade in's Auge zu ſagen, was man von ſeiner Gemahlin halte.

Norrmann ward böſe darüber, und meinte: er ſolle den Leuten wieder ſagen: ſie wären dumme Schwätzer.

Er will ſich darüber hinwegſetzen, mögen die Leute ſprechen, was ſie wollen, er weiß ja alles ſelbſt, und hat es gewußt, und er iſt glücklich mit Dianen; was will man nun noch von ihm! Die albernen Menſchen!

Dianens Freude war aber nun durchaus geſtöhrt; denn ſie war's überzeugt, daß ſich Norrmann ändern würde.

Norrmann ließ ſich darin gegen Dianen nichts merken, und Diana hatte eben ſo wenig Muth, mit ihm darüber zu ſprechen.

Diana mochte ſich ſogern ganz von der Welt zurückziehn — die guten Predigers ſchienen ihr auch das nicht mehr zu ſeyn, was ſie ſonſt waren; ſie weiß es ja ſchon, die Menſchen ſind unverſöhnliche Geſchöpfe, ſie vergeben nie — wenn ſie ſich doch nur vor Niemandem mehr ſehn laſſen dürfte. Gott im Himmel! Kann ſie denn ihren Feinden und ihrem üblen Rufe nirgends entgehn! Ach! es iſt ſchrecklich, ihn einmal verlohren zu ha-

ben, den guten Namen! durch keine Reue, durch keine Thränen wird er wieder zurückgebracht.

Norrmann merkt Dianens Hang zum Zuhausebleiben, es kränkt ihn, weil ihm die Urſache ahnet, es ärgert ihn, daß die abſcheulichen Menſchen die Ruhe dieſes Engels ſtöhren ſollen; nun will er zum Trotz recht viel die Nachbarſchaft beſuchen, und Trotz ſey dem geboten, wer es wagt, ſeine Gattinn zu beleidigen.

Ach! Diana wäre ſogern zu Hauſe geblieben; aber ſie fürchtete ſich, ihn darum zu bitten; wenn er auch noch ſo liebreich gegen ſie war. Sie war in ihrem Herzen, das ſich ſo verdammlich hielt, ihm doch immer ganz unterworfen, und mitten in ihrer Liebe zu ihm, äußerte ſich dieſe Schüchternheit, die aus ihrer Unzufriedenheit über ſich, und aus dem Gefühle, daß ihr Mann weit über ihr erhaben ſey, entſtand.

Norrmann lauerte auf jedes Geſicht, ob es nicht eine zweideutige Miene über Dianen mache, lauſchte auf jedes leiſe Wort, ob er nicht Moquerie über Dianen und ſich darin höre, und wehe dem Menſchen, mit dem es dahin gekommen iſt, wehe ſeiner Ruhe und ſeinem Seelenfrieden!

Es konnte dieſem aufſuchenden Auge und dieſem lauſchenden Ohre nicht entgehn, daß man allerdings gleichgültiger und gezwungen höflicher gegen Dianen war, er ſah ſogar naſenrümpfende, adliche Geſichter, und er war fürchterlich aufgebracht, ließ ſeinen Zorn merken, brach oft plötzlich aus der Geſellſchaft auf, und wurde ausgelacht, ausgeziſcht, und mitunter auch wohl bedauert.

Auch ſeine Ruhe war fürchterlich geſtöhrt; aber noch war er zu ſehr von Dianens Edelmuth überzeugt, ſah zu deutlich ein, wie nöthig und nützlich ſie ſeinem Hausweſen als gute, erſparende und einrichtende Wirthin war, fühlte zu gut, wie ſie mit ihrem theilnehmenden Herzen ſeinem Herzen Bedürfniß, wie ihr richtiges, feines Gefühl ſo oft ſein Leitſtern war, als daß dieſe Unruhe ihn etwa weniger ſanft und zuvorkommend gegen ſeine Gattin hätte machen ſollen. Er war lebendig von ihrem Werth' überzeugt, um ſo mehr ſchmerzt es ihn, daß andere dieſen nicht an ihr erkennen wollten und ſie beleidigten, und eben dieſer Schmerz machte ſeine Liebe zu ihr noch inniger.

Es ärgert ihn außerordentlich, daß andere ihren Werth gar nicht ſo einſehn wollen, als er.

Er kann es nicht leugnen, daß es ihn ſehr glücklich machen müſſe, wenn ſo Alle bei ihrer erſten Zuneigung zu ſeiner Gattinn geblieben wären; allerdings iſt einem eine Sache werther, und man freut ſich ihres Beſitzes mehr, wenn man ſie von andern auch werth gehalten ſieht; aber das iſt doch nun einmal nicht, und kennt Er doch ihren Werth.

Norrmann wollte ſich darüber wegſetzen; es ging aber doch nicht ganz, es blieb ihm doch immer Wunſch, daß es nicht ſo ſeyn möchte.

Diana ſah recht wohl, daß ihn dies beunruhigte, und ſo ward ihre Schüchternheit und ihre Unzufriedenheit mit ſich größer. Sie verdammte ſich, daß ſie nachgegeben, und den guten, edlen Mann durch ſich unglücklich gemacht hätte; er könnte im Beſitz eines tugendhaften und unbeſcholtenen Weibes leben, könnte ſtolz auf ſie ſich ihrer freuen, und nun muß er ſich ſo beunruhigt und beſchimpft ſehen. Die Menſchen ſind einmal unverſöhnlich gegen ſie, und müſſen es ſeyn, damit das Laſter keine Freunde gewinnt. Gott! Wie hat ſie denn ſo leichtſinng handeln und ſich überreden laſſen können; ſie hat dies Alles ja voraus geſehn, und doch hat ſie ſo ſchwach handeln können.

Wen rührt nicht Dianens Reue! O man vergißt es wahrlich, daß sie einst so leichtsinnig fehlte und sich von dem Strohme mit fortreißen ließ; wen ihre Reue nicht mit ihr versöhnen kann, dessen Herz ist stumpf und kalt, und es mag seyn, daß es Dianens Fehler nicht hat, aber es hat auch wahrlich ihre Tugenden nicht; sie gehört so ganz zu den weichgeschaffenen Seelen, die nicht lange fehlen, und aus denen der Schmerz bald weint.

Diana konnte keine Ruhe wieder gewinnen, weil sie zu streng gegen sich dachte; strenger, als andere gegen sie, dachte sie gegen sich selbst.

Sie zerstreute sich, soviel sie konnte, durch Arbeit im Hause, sie versäumte bei aller ihrer Unruhe nicht das geringste in der Hauswirthschaft, sie war demohngeachtet liebreich gegen ihre Hausleute, und keine böse Laune ward in ihr rege. Geduld und Sanftmuth, Leutseligkeit und hohe Menschengüte wurden bei dieser zunehmenden Traurigkeit über sich selbst, nur destomehr ihre Tugenden, und edler Duldungsgeist sprach himmlisch schön aus ihrem Gesichte.

Bei allen diesen Tugenden konnte sie's aber doch nicht dahin bringen, sich bei ihren Hausleuten so wie vorher, in Achtung und Respekt zu erhalten. Sie fühlte es wohl, woran es lag; denn

Dienſtboten nehmen ſich nur zu bald Störrigkeit und Naſerümpfen heraus, wenn ſie etwas unvortheilhaftes von der Geburt oder dem vorigen ärmlichen Leben, oder gar von einer entehrenden Lebensart ihrer Herrſchaft hören, und ſie laſſen da nur zu bald merken, daß ſie, wenn ſie wollten, ſo viel als die gnädige Frau ſeyn könnten — was iſt ſie denn geweſen, heißt es, man weiß es ja wohl — nun hat ſie gut befehlen — und was dergleichen pöbelhaftes Geſchwätz iſt.

Ach! wie das Dianen alles kränkte, wie das ihre Seele zerriß, und ſie ſah' es nur zu gut, daß Norrmann gegen dies Alles auch kämpfte.

Sie haßte Niemanden, wahrlich Niemanden; die Leute haben recht, daß ſie mich verachten, warum hab' ich meinen guten Namen ſo mit Füßen getreten, ſprach ſie oft in ſich, wenn ſie nur ihren Gatten dadurch nicht ſo kränkten. Hat ſie nicht Alles vorhergeſagt? Sie weiß es, daß Norrmann mit ihr nicht glücklich werden konnte; wo iſt der Mann, der nicht im geringſten von dem Urtheile der Welt abhängt! Iſt eine Sache für uns ſchön und gut, wenn ſie die Welt, oder doch wenigſtens unſre Freunde ſie nicht mit uns ſchön und gut nennen; ſo viele Dinge haben ja durch Ue-

bereinkunft und Beiſtimmung der Welt blos ihren Werth.

Norrmann zieht ſich nun ebenfalls ganz von der Welt zurück; er will die naſerümpfenden Geſichter gar nicht mehr ſehn.

Seine guten Predigers ſollen ihm ferner Alles ſeyn; mit ihm, das iſt ein vorurtheilsfreier, braver Mann, will er ganz offen darüber ſprechen.

Das geſchahe, der Prediger nahm ſich dabei wie ein braver Mann; wenn Sie zufrieden ſind, und ſich in Dianens Beſitz glücklich fühlen, was geht Sie die Welt an! ſprach er, und Norrmann umarmt ihn dafür, und ſegnet ihn mit Tyränen für dieſe Geſinnung.

O das war noch heiße, innige Liebe für Dianen! ruft man aus. Aber ob man ſo ganz damit recht hat, ob nicht dieſe Aeußerung mehr ſeiner eigenen Selbſtberuhigung und ſeiner vorher geſtöhrten Zufriedenheit, ſeiner beleidigten Eigenliebe und ſeinem getröſteten Ehrgefühle gilt, das iſt eine andere Frage, die wir auf der andern Seite ſchon beantwortet ſehen werden.

Norrmann war von Seiten ſeines Ehrgefühls ſehr empfindlich und ſehr leicht zu beleidigen, wie mußte ihn Alles dies alſo tief in der

Seele kränken, wie mußte es allen ſeinen guten Willen, ſich darüber hinwegzuſetzen, vernichten.

Ach! wehe dem Manne, der in einer ſolchen Lage iſt! Je beſſer ſein Herz denkt, deſtomehr wird er der Gegenſtand des Spottes.

Nicht einmal in der Kirche hatte der gute Mann mehr Ruhe. Er war mit Dianen an einem Sonntage darin, als er hinter ſeinem Fenſterſtuhl ein lautes Geziſch hört, er ſieht ein paar junge Laffen, welche in einem Streit begriffen ſind; der eine ſagt zum andern: aber ſagen Sie mir, der Mann ſelbſt muß doch ganz auf den Kopf gefallen ſeyn, muß der dummſte Menſch auf Gottes Welt ſeyn, wenn er ſich einbilden kann, ſolch ein Geſchöpf werde ihm treu ſeyn u. ſ. w. und hinterher folgten eine Menge Beleidigungen ſeiner Perſon, und eine Großſprecherei nach der andern, der eine hatte Dianens Schönheiten an dieſem Ort, der andere in jenem Freudenhauſe genoſſen.

Normann zitterte vor Wuth, er brannte vor Begierde, daß die Predigt erſt zu Ende ſeyn ſollte.

Die arme Diana fror wie eine Fieberkranke und wünſchte ſich den Tod — ihr Schmerz, der

ihr blutendes Herz völlig zerriß, iſt nicht zu beſchreiben.

Der Prediger ſchloß den Vortrag, und nun faßte Norrmann zitternd ſeinen Stock — Dianen war's, als wärd' er ſie ſchlagen, ſie hätte zu ſeinen Füßen jetzt ſterben mögen, ach! ſie hätte ihm ja verziehen, und wenn er auch ſeinen Fuß auf ihren Nacken geſetzt hätte, und ſie ſo geſtorben wäre.

Norrmann winkte den beyden niedrigen Menſchen, ſie lachten hinter ihm her und folgten.

Von wem haben Sie geſprochen? fragt er kalt, aber am ganzen Körper zitternd, da er mit ihnen auf den Kirchhof war.

Von ihm, antwortete der eine, und lachte ihm ins Geſicht, und kaum hatt' er's geſagt, ſo traf ihn Norrmanns Stock über den Kopf, daß er ſchwindelnd zu Boden fiel.

Es entſtand ein Geſchrei — der andere ſtand blaß und ſtarr da, die Leute, der Prediger lief aus der Kirche hinzu — unterdeſſen kam der zu Boden geſtürzte wieder zur Beſinnung; Norrmann erzählte eilig, was vorgegangen war, und nun bedurft' es nur eines Winkes von ihm, die beyden Kirchen- und Gottesdienſtſtöhrer zu arretiren.

Norrmann bekam hinlängliche Genugthuung; die Gerichte überließen es ihm als Gutsherr, sie nach einem Arrest von zwei Monaten mit einem derben Peitschenabschiede zu entlassen, und er rächte sich so an ihnen, daß er ihnen nach Verfluß dieser zwei Monate, die sie aber richtig bei Wasser und Brod zubringen mußten, seine Ordre zeigte, und obgleich sie nicht um Verzeihung baten, sie ohne diesen Peitschenabschied öffentlich vor der versammelten Gemeinde entließ. Da der gemeine Mann aber dergleichen gern etwas derber bestraft, und es mehrere gar sehr ärgerte, daß die liederlichen Menschen noch obendrein frech waren, und diese Güte nicht einmal erkannten, so machten sich einige handfeste Bauern über sie her, und gaben ihnen denn den Abschied so derb, daß sie Zeitlebens daran denken werden, und Norrmann genug zu thun hatte, sie abzuhalten.

Aber alles das machte doch Norrmannen nicht zufriedener — wie konnte man so schändlich handeln, und so ein gutes, sanftes Geschöpf, als Diana ist, so beleidigen! Gott! wie das innere Leiden sie abmergelte, blaß und weineno saß sie fast immer da; wahrlich, es wäre doch schändlich, wenn er sie verlassen könnte, schon Mitleiden gegen sie muß ihn ja ihr treu erhalten.

So sehn wir es denn wohl, Norrmanns Liebe ist nicht mehr Stolz auf Dianens Besitz — das konnt' er nicht gut mehr seyn, da er sich ihretwegen überall verachtet und sie überall beschimpft sahe — Norrmanns Liebe war Mitleiden.

Ah! und Liebe aus Mitleiden? — Doch, wir wollen nicht zu früh richten.

Hin und wieder stieg denn auch wohl die Grille in Norrmann auf, daß er freilich glücklicher seyn könnte, wenn seine Liebe nicht grade auf diesen unglücklichen Gegenstand gefallen wäre, er hat nun freilich die hohe Aussicht der Liebe, ein unschuldiges, ungefallenes, unbescholtenes Mädchen einmal zu seiner Gattinn zu bekommen, sich ganz vereitelt gesehn; aber das ist nun einmal so sein Schicksal.

Aus dem Mitleiden mit Dianen ward bald nachher völliger Mißmuth mit seinem Schicksal, er hatte böse Launen, er ward hart gegen Dianen, kurz an ihr Vorwürfe zu machen — ach! hier wollen wir nicht weiter erzählen; denn Diana überlebte diese Aenderung seines Gemüths und den Schmerz und die Unruhen darüber nicht lange. Der beständige Gram hatte sie entnervt und ausgemergelt. Sie bekam eine auszehrende Krank-

heit, verzieh gern Allen, die ſie beleidigt hatten, nur ſich nicht, weinte noch einige Minuten auf Norrmanns Hand, und bat von ihm Verſöhnung und Verzeihung, und ſtarb unter dem verzeihenden Kuſſe ihres Gatten, der nun troſtlos war, und unter den Segnungen des redlichen Predigers. *)

Ach! wie wahr auch hier: Wer von der Tugend weicht, der weicht von ſeinem Glücke.

*) Dies iſt das wahre Ende ihres Lebens, und die am Ende des erſten Theils zur Aufmerkſamkeit Erregung angewinkten Schickſale, waren ein falſches Gerücht.